P.O. forest 1791 0-3

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

F,EO

<36620188120017

<36620188120017

Bayer. Staatsbibliothek

P.O. germ. 1791 o.-3

Die Wilbraut.

Dritter Band.

Die Hilfbraut.

Roman

von

Georg Ebers.

Dritter Band.

A. Lindauer'sche
Lesehalle
München Maximilianstr. 31/2

Vierte Auflage.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1887.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen und der Dramatisirung, vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Arzt Philippus erhob sich rasch von dem Polster, auf dem er mit seinem alten Freunde das Frühstück eingenommen. Vor dem Greise stand noch ein halbgeleerter Teller; er hatte die Speisen weniger hastig verschlungen als jener, und mißbilligend schaute er auf den Eilfertigen, welcher stehend den gemischten Wein hinuntergoß, bei dessen Genuß er früher nach Schluß der Mahlzeit gern mit Horus Apollon geplaudert oder ernste Gespräche geführt hatte. Das war für den Greis immer die angenehmste Stunde des Tages gewesen; aber jetzt gönnte sich Philippus sogar bei der Hauptmahlzeit am Abend kaum mehr die nötige Sättigung.

Nicht nur seine, auch die Kraft aller anderen Aerzte wurde in dieser Zeit allerdings in unerhörter Weise in Anspruch genommen. Beinahe drei Wochen waren seit dem Ueberfall der Nonnen vergangen, und die entsetzliche Hitze dieses Sommers hatte seitdem noch zugenommen. Statt zu steigen, sank der Fluß mehr und mehr, die aus Aethiopien kommenden Brieftauben, welche man täglich mit Spannung und Sehnsucht erwartete, wußten von

der Nilschwelle auch am obern Lauf des Stroms nichts zu melden, und das flache, brackige, übelriechende Wasser am Ufer fing jetzt an schädlich, ja verhängnisvoll für die Gesundheit der gesamten Bevölkerung zu werden.

Besonders in der Nähe der Ufer zeigte der Fluß eine rötliche Farbe, und das sonst so reine, wohlschmeckende Naß in den Leitungen war von wunderlichen Pflanzengebilden und anderen fremden Körpern erfüllt, faulig und unbekömmlich. Die gemeinen Leute enthoben sich gewöhnlich der Mühe des Filtrirens, und unter ihnen verfielen die meisten einer bis dahin unbekannten, todbringenden, ansteckenden Seuche. Von Tag zu Tag vergrößerte sich die Zahl der Opfer, und das Wachstum des Kometen hielt gleichen Schritt mit dem steigenden Unglück der Stadt. Jedermann brachte ihn in Zusammenhang mit der Glut dieses Sommers, dem Ausbleiben der Ueberschwemmung und dem Auftreten der Seuche, und über diesen Gegenstand gerieten der Arzt und sein greiser Freund oft hart aneinander; denn Philippus wollte den Einfluß des Gestirns auf das Menschenleben nicht gelten lassen, während Horus Apollon daran glaubte und seine Ansicht durch eine lange Reihe von Beispielen zu bekräftigen wußte.

Sein Gegner ließ sie nicht gelten und verlangte Gründe; doch wie alle Welt, so lebte auch er unter dem Einfluß des Grauens vor einem nahen, schweren, Erde und Menschheit bedrohenden Verhängnis.

Wie jedes Herz in Memphis sich schwer belastet fühlte von solchen Schreckensahnungen und der Wucht des Unheils, das schon nicht mehr drohte, sondern seine Streiche auszuteilen begonnen, so lagen auf den Wegen,

den Gärten, den Palmen und Sykomoren an den Straßen schwere Massen grauen, erstickenden Staubes. Die Tamarisken- und andere Hecken sahen aus wie zerfressene Mauern von farblosen, ungebrannten Nilziegeln, selbst in den Hauptstraßen umgab den Wanderer eine dichte weißliche Wolke, die der Fuß aufgewirbelt hatte; fuhr ein Wagen, sprengte ein Reiter durch die heißen Gassen, so erfüllten sie sich mit grauen Staubnebeln, welche die Vorübergehenden zwangen, Mund und Augen zu schließen. Die Stadt war so stumm, so leer, so öde! Seine Wohnung verließ nur, wen zwingende Notwendigkeit oder Frömmigkeit dazu antrieb. Jedes Haus war ein glutausstrahlender Ofen, und selbst das Bad bot keine Erquickung, weil das Wasser längst nicht mehr kühl war. Dazu hatte die reifenden Datteln an den Bäumen eine Krankheit ergriffen; sie fielen nun zu Tausenden aus den strotzenden Büscheln unter den schön gebogenen Blätterkronen zu Boden, und seit vorgestern trieben mehr und mehr Leichen verendeter Fische ans Land. Auch die beschuppten Wasserbewohner hatte eine Seuche befallen, und der Arzt erklärte dem Freunde, daß diese die Menschen mit neuen Gefahren bedrohe; denn wer sollte das Ufer von den Fischleichen säubern? — und wie schnell versetzte sie die Hitze in Fäulnis!

Der Greis verhehlte sich nicht, daß es der Arzt in solchen Zeiten schwer, grausam schwer habe, seinen Beruf gewissenhaft zu erfüllen; doch er kannte seinen Philippus und hatte ihn während der Pestmonate vor zwei Jahren frisch, schneidig und froh gesehen, ja, gehoben durch die Größe der Anforderungen, die an ihn herangetreten waren.

Was ihn so ganz veränderte, was seine Seele

vergiftete, reizte und im Bann hielt, das waren nicht die beinahe übermenschlich schweren Opfer, welche die Pflicht ihm auferlegte, das ging alles von der unglückseligen Herzensverirrung aus, von der er sich nicht zu befreien vermochte.

Philippus hielt dem Alten sein Versprechen. Täglich ging er in das Haus des Rufinus, täglich traf er dort mit Paula zusammen, und wie dem Erschlagenen, wenn seines Mörders Augen ihn treffen, die Wunden bluten, so erwachte dort jedesmal die alte Pein, wenn er ihr begegnete und gezwungen war, mit ihr zu reden.

Auch für diesen Kranken galt es, die Grundursache des Leidens zu beseitigen, die Damascenerin aus der Bahn seines Lebens zu entfernen, und das zu bewerkstelligen war seine, des Greises, Aufgabe und Pflicht. Die kleine Maria und die anderen Patienten im Hause des Rufinus gingen der Genesung entgegen; aber es gab dort mancherlei, was auch in dies schöne Gelingen trübe Schatten warf.

Frau Johanna und Pulcheria bangten um das Schicksal des Vaters. Weder von ihm noch von den Nonnen hatten sie bisher Kunde erhalten, und Philippus war das Gefäß, in welches die verlassene Gattin und Pulcheria, die zu ihm wie zu einem guten, treuen, allvermögenden Schutzgeist aufschaute, all ihre Sorgen, Schmerzen und Befürchtungen gossen. Diese wurden dadurch gesteigert, daß schon dreimal arabische Beamte in ihr Haus gekommen waren und sich nach dem Vater und seinem Verbleiben erkundigt hatten. Was die Frauen aussagten, wurde niedergeschrieben, und Frau Johanna, über deren Lippen bis dahin keine Lüge gekommen, hatte sich gezwungen gesehen, falsche Angaben zu machen und zu

erklären, ihr Gatte sei in Geschäften nach Alexandria gereist und werde auch vielleicht nach Syrien müssen. Was bedeutete dies Ausfragen? Wies es nicht darauf hin, daß man in Fostat Kenntnis von der Teilnahme des Rufinus an der Rettung der Nonnen besaß?

Man war dort in der That besser unterrichtet, als die Frauen ahnten; doch hielt man geheim, was man wußte; denn das unterdrückte Volk sollte nicht erfahren, daß es so wenigen Aegyptern gelungen, eine ganze Schar arabischer Krieger zu Grunde zu richten, und so gab nur ein dunkles Gerücht den Memphiten einige Kunde von dem Geschehenen.

Der Arzt hatte von dem Vorhaben des Rufinus erst gehört, nachdem es schon zu weit gediehen war, um es rückgängig zu machen, und nun quälte ihn der Gedanke, sein lieber alter Freund und die Seinen könnten um der fremden Schwestern willen dem Verderben anheimfallen; denn daß es zwischen den Verteidigern der Flüchtlinge und den Muslimen zu einem Kampfe gekommen, der vielen Streitern auf beiden Seiten das Leben gekostet, hatte er im Geheimen erfahren.

Und Paula! Wäre sie ihm wenigstens glücklich erschienen! Aber sie war bleich geworden, und was der an Leib und Seele gesunden Jungfrau oft die stolze, freie, selbstbewußte Haltung raubte, das war nicht die alles Geschaffene bedrückende Hitze, sondern ein inneres, zehrendes Weh, und dies ging nur von demjenigen aus, an den sie das Herz gehängt hatte, und der ihr das unschätzbare Königsgeschenk ihrer Liebe wie, wie vergalt!

Philippus mußte immer noch in die Statthalterei, und schon vor vierzehn Tagen hatte er erkannt, was die

seltsamen Zustände der Witwe des Mukaukas veranlaßte. Sie nahm das Opium ihres verstorbenen Gatten, nahm es in unsinnigen Massen und wußte sich neues durch einen zweiten Arzt zu verschaffen. Dennoch war es ihrem kläglichen Bitten gelungen, daß Philippus sie ihrem Schicksal nicht überließ, und so besuchte er sie weiter, beseelt von dem Wunsche, sie wenigstens im Genuß des Giftes zu beschränken.

Auch die Senatorsgattin Martina nötigte ihn, die Statthalterei weiter zu besuchen. Sie war nicht eigentlich krank, doch litt sie grausam unter der Hitze und war gewohnt, ihren werten alten Hausarzt täglich zu empfangen, sich Neuigkeiten von ihm erzählen zu lassen und ihm etwas vorzuklagen, wenn es mit ihrem sehr gesunden Körper einmal nicht ganz stand, wie es sollte. Auf Plaudereien ließ sich der überbürdete Philippus freilich nicht ein, aber seine Ratschläge waren gut und halfen ihr, die Glut dieses schrecklichen Himmels besser zu tragen. Der lebhafte, kluge, offene, manchmal freilich recht scharfe und kurz angebundene Mann gefiel ihr, und auch ihm sagte ihre natürliche, frische Weise zu. Bisweilen gelang es Frau Martina sogar, ihrem „Hermes Trismegistus", der gewöhnlich „so schrecklich ernst war, als gebe es keinen Spaß auf Erden", ein Lächeln abzugewinnen und zu einer Antwort zu reizen, aus der hervorging, daß der Griesgram von Haus aus ein witziger und schlagfertiger Gesell war.

Heliodora besaß wenig Anziehendes für Philippus. Zwar bestand zwischen ihren „betenden Augen" und denen der Tochter des Rufinus eine unverkennbare Aehnlichkeit, doch in diesen lag innige Sehnsucht nach der Gnade und

Liebe Gottes, in jenen warmes Verlangen nach der Zuneigung ihr wohlgefälliger Menschen.

Anmutig war dies Weib ganz gewiß, aber ihre Weichheit, welche keine eigene Absicht, keine eigene Ansicht zu behaupten auch nur versuchte, sagte seinem entschiedenen Wesen nicht zu; ja, es verdroß ihn, wenn sie, nachdem er ihr widersprochen, seinen letzten Satz wiederholte, um, beschämt über die eigene Thorheit, ihm beizupflichten.

Ihre Gesellschaft schien auch der klugen Matrone, in deren eigenem Hause ein Besuch dem andern folgte und für welche die Begriffe „Abend" und „lebhaftes Gespräch in zahlreicher Gesellschaft" gleichbedeutend waren, nicht zu genügen; denn sie nannte schon seine kurzen Besuche Oasen in ihrem ägyptischen Wüstenleben, und die der kleinen Katharina erschienen ihr wie eine Wohlthat.

Das Bachstelzchen war ihr täglicher Gast geworden, und bei dieser Hitze reichte sein munteres, doch oft bitterböses Geplauder hin, um ihr die Zeit zu vertreiben. Katharinas Mutter erhob keinen Einwand gegen diese Besuche; denn Heliodora hatte sie in ihrem wundervollen Schmuck besucht und ihr und ihrem Kinde Gastfreundschaft in der Hauptstadt angeboten. Vielleicht zog sie dorthin; denn in Memphis blieb sie in keinem Fall, und dann war es ein Glück, von Leuten wie ihre neuen Bekannten in die Gesellschaft eingeführt zu werden.

Natürlich bekam Frau Martina auch viel von Paula zu hören, und obwohl dies recht parteiisch und zu ihrem Nachteil gefärbt war, wäre sie doch der Tochter des großen und berühmten Thomas, den sie gekannt hatte, sehr gern persönlich begegnet; übrigens fürchtete sie von ihr nach dem Vernommenen nicht viel für ihre Nichte. Selten

schön, doch hochmütig, abweisend, unliebenswürdig sollte sie sein, und dazu eine Orthodoxe wie Heliodora. Was konnte den „großen Sesostris“ veranlassen, ihr den Vorzug zu geben?

Auch Katharina bot der Matrone an, sie mit der Damascenerin bekannt zu machen; doch nichts hätte Frau Martina veranlaßt, sich aus ihrem vor dem Sonnenbrand so gut als möglich geschützten Quartier ins Freie zu begeben, und überließ es Heliodora, die längst ein Herz und eine Seele mit der Kleinen war und sich sogar in vielen Stücken ihrem Willen fügte, ihr von der schönen Heldentochter zu erzählen.

Dies konnte geschehen; denn das Bachstelzchen hatte die Keckheit besessen, die beiden Rivalinnen zusammenzuführen, und zwar nachdem sie einer jeden alles mitgeteilt hatte, was sie von Orions Beziehungen zu der andern wußte. Das war ein köstlicher Spaß; aber in einer Hinsicht erreichte sie mit ihm doch nicht ihren Zweck; denn Paula gab durch nichts zu erkennen, daß sie unter der Qual der Eifersucht leide, die sie in ihr zu erwecken hoffte.

Heliodora allerdings war bedrückt und beängstigt von der Damascenerin heimgekehrt; denn diese hatte sie kühl und mit höflicher Förmlichkeit aufgenommen; und auch in der Folge war sich die junge Frau ihr gegenüber stets bewußt geblieben, daß dies seltene Geschöpf recht wohl im stande sei, ihr Bild in Orions Herzen zu verdunkeln, ja, es daraus zu verdrängen.

Wie ein Verletzter, obgleich es ihn schmerzt, die Wunde befühlt, um sich von ihrem Zustand zu überzeugen, zog es sie dennoch oft zu Katharina, um von ihrem Garten aus die Nebenbuhlerin zu sehen, oder, obgleich

sie dabei einem frostigen Empfang nie entging, sich zu ihr führen zu lassen.

Katharina hatte anfänglich mit der jungen Frau, der sie sich geistig überlegen fühlte, Mitleid empfunden, doch das war infolge einer bestimmten Veranlassung völlig vorbei, und nun haßte sie auch die junge Witwe und versetzte ihr kleine Nadelstiche, wo es nur anging. Paula erschien dagegen wie unverwundbar, und doch gab es kein Leid, das Katharina ihr, die die tiefste Demütigung ihres jungen Lebens verschuldet, nicht gern angethan hätte.

Wie ließ es sich erklären, daß die Damascenerin in der schönen Heliodora keine gefährliche Nebenbuhlerin erblickte? Sie hatte sich gesagt, daß Orion diese Frau nicht auf so lange Zeit hätte verlassen können, wenn er wirklich ihre Liebe erwiderte. Um der Byzantinerin aus dem Wege zu gehen und ihr, Paula, zu bleiben, was er ihr war und sein mußte, befand er sich mit dem Senator fern von Memphis. Diese Heliodora — eine innere Stimme rief es ihr zu — war das arme, betrogene Weib, mit dem er in der Hauptstadt getändelt und für das er dann den verhängnisvollen Smaragddiebstahl begangen. Führte das Schicksal ihn nur zu ihr, Paula, zurück und gewährte sie dem Heimgekehrten, was er verlangte und wozu sie die eigene Seele so gewaltig antrieb, dann war sie die unumschränkte Königin seines Herzens, dann mußte sie es sein, sie war dessen gewiß! Und wenn sie dennoch besorgt und bekümmert das Haupt senkte, so geschah es nicht aus Furcht, ihn zu verlieren, sondern in der Sorge um den Vater und ihren alten, lieben Freund Rufinus und die Seinen, die ganz und gar die Ihren geworden.

So standen die Dinge, als der Arzt Philippus den Nachtischwein zu seines alten Freundes Verdruß stumm und hastig hinuntergegossen hatte, und eben setzte er den Pokal nieder, als der schwarze Thorhüter einen buckeligen Mann meldete, der den Herrn sofort in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen begehre.

„Wichtige Angelegenheit?“ wiederholte der Arzt. „Schenkt mir zu meinen beiden eigenen noch vier andere Beine oder ein Instrument, um die Zeit auszurecken, und ich will neue Patienten annehmen, sonst nicht! Sage dem Burschen . . .“

„Nix, nix von Kranken, Herr!“ unterbrach ihn der Schwarze. „Kommt von weit her; ist der Gärtner vom alten Griekenherrn Lusinus.“

Da zuckte Philippus zusammen. Ihm ahnte, was dieser Bote bringe, und mit angstvoll klopfendem Herzen befahl er, ihn einzuführen.

Ein Blick auf Gibbus lehrte ihn, daß er das Rechte vermutet.

Der arme Schelm war kaum wieder zu erkennen. Dichter Staub bedeckte ihn vom Kopf bis zu den Füßen und gab ihm das Ansehen eines an Haupt- und Barthaar ergrauten Alten. Die Sandalen hingen ihm zerrissen an den Füßen, in das mit Staub gepuderte Gesicht hatte der triefende Schweiß Rinnen gewaschen, und die Thränen, die er vergoß, da der Arzt ihm fragend die Hand reichte, wuschen neue aus auf seinen Wangen.

Auf Philippus' banges, langgezogenes: „Tot?“ gab ein stummes Nicken die Antwort, und als der Arzt dem Gärtner mit beiden Händen an den Schläfen zuschrie: „Tot! Rufinus, mein armer, alter Rufinus tot! Aber

wie, um Gottes willen, wie ist das gekommen? Rede, rede doch, Mann!“ — da wies Gibbus auf den Greis und sagte bestimmt: „Komm mit mir hinaus, Herr; es darf kein Dritter . . .“

Aber Philippus bedeutete ihn, daß dieser da sein anderes Ich sei, und nun teilte der Buckelige mit, was er erlebt, und wie sein lieber Herr den Tod gefunden.

Horus Apollon hatte bei diesem Bericht staunend und mißbilligend den Kopf geschüttelt, und der Arzt manchen Fluch ausgestoßen. Dann war der Unglücksbote nicht wieder unterbrochen worden, und erst nachdem er geendet, sagte Philipp mit gesenktem Haupte und feuchten Augen: „Armer, treuer Alter; gerade so mußte er sterben; ihn, der hier das Beste zurückläßt, hat es getroffen, und ich — ich!“

Dabei stöhnte er laut auf, der Greis aber warf ihm einen gekränkten, mißbilligenden Blick zu.

Während Philippus dann das Täfelchen, welches die Aebtissin mit aller Sorgfalt geschlossen, von den Siegeln befreite und zu lesen begann, fragte Horus Apollon den Gärtner: „Und die Nonnen? Sie sind alle entkommen?“

„Ja, Herr! Am Morgen nach unserer Ankunft in Dumiat stach ein Dreiruderer mit ihnen in See.“

Da brummte der Alte vor sich hin: „Die Arbeitsbienen verdorben, und die Drohnen gerettet!“

Gibbus aber widersprach ihm und rühmte das mühe- und arbeitsvolle Leben der Schwestern, in deren Pflege er sich einmal selbst befunden.

Indessen hatte der Arzt das letzte Schreiben des Freundes gelesen. Voll innerer Unruhe drehte er es hin und her, durchmaß das Zimmer mit langen Schritten

und blieb endlich vor dem Gärtner stehen, indem er ihm zurief: „Und was nun? Wer überbringt ihnen die Botschaft?“

„Du, Herr,“ erwiderte Gibbus und streckte ihm bittend die Hände entgegen.

„Ich, natürlich ich!“ knirschte der Arzt. „Was schwer, was gräßlich, was unerträglich ist, kommt selbstverständlich auf meine Kappe! Aber ich kann, ich mag, ich will es nicht thun! Hab' ich etwa dies tolle Abenteuer ersonnen oder verschuldet? Merkst Du's, Vater? Was er, der Bube, gekocht, ich, ich — dafür sorgt schon das Schicksal — ich bekomm' es da wieder zu fressen!“

„Schwer, schwer, Kind!“ entgegnete der Alte. „Doch es ist Deine Pflicht. Bedenke nur — wenn der dort, wie er da vor uns steht, vor die Frauen tritt . . .“

Da fiel ihm Philippus ins Wort: „Nein, nein, das geht nicht! Und Du, Gibbus, Du . . . Heut ist wiederum ein Araber bei Frau Johanna gewesen, und wenn sie — Du bist von auffallendem Ansehen — wenn sie auch nur vermuten, daß Du Deinen Herrn begleitet . . . Nein, Mann, Deine Treue verdient besseren Lohn! Sie sollen Dich nicht fangen! Ich mache Dich frei von Deinem Dienst bei der Witwe, und wir — was meinst Du, Vater? — wir behalten ihn bei uns!“

„Recht, recht!“ entgegnete der Greis. „Einmal muß der Nil wieder steigen. Bleib bei uns. Mich lüstet's schon lange nach selbstgezogenem Gemüse.“

Aber der Buckelige lehnte diesen Vorschlag bescheiden ab und erklärte, zu seiner alten Herrin zurückkehren zu wollen. Als ihm der Arzt darauf nochmals vorstellte, welchen Gefahren er sich dadurch aussetze, und der Greis seine Gründe kennen zu lernen wünschte, rief der Gärtner:

„Ich habe dem Herrn versprochen, zu den Frauen zu halten, und nun es außer mir keinen freien Mann gibt im Hause, soll ich sie da etwa allein lassen, um mein erbärmliches Leben zu sichern? Lieber mag ein krummer Säbel mir an den Hals! Ist der Kopf herunter, was da übrig bleibt, das Stückchen Schönheit gönn' ich den Schurken."

Bei diesen Worten, welche hohl und gebrochen aus seinem vertrockneten Munde kamen, verzerrte sich das Gesicht des treuen Mannes, durch den Staub sah man seine Wangen erbleichen, und Philippus mußte ihn stützen; denn die Füße versagten ihm den Dienst. Die lange Wanderung durch die furchtbare Hitze hatte des Buckeligen Kräfte erschöpft, ein Trunk Wein brachte ihn indessen bald wieder zu sich, und Horus Apollon befahl dem Sklaven, ihn mit in die Küche zu nehmen und den Koch aufs beste für ihn sorgen zu lassen.

Sobald beide Gelehrte allein waren, sagte der Greis: „Das alte, wackere, waghalsige Kind, das da gestorben, stellt seltsame Anforderungen an Dich; man konnte Dir's ansehen beim Lesen."

„Da, nimm!" versetzte der Arzt und wanderte wieder durchs Zimmer, während der Greis die Tafel zur Hand nahm. Ihre beiden Seiten waren mit unregelmäßigen, wellig auf und ab steigenden Schriftreihen bedeckt, und diese hatten folgenden Inhalt:

„Rufinus im Angesicht des Todes — seinem geliebten Philippus.

„Ein Schüttelfrost folgt dem andern, ich sterbe sicher noch heute. Es eilt. Das Schreiben geht schwer. Wenn nur das Nötigste gesagt wird. Zuerst: Johanna und das

arme Kind. Sei Du ihnen, so viel Du sein kannst. Ich hätte ihnen mehr sein sollen und können. Beschütze sie als Vormund, Kyrios und Freund. Sie haben zu leben und können noch anderen mitteilen von dem Ihren. Das Vermögen verwaltet mein Bruder Leonax, und er ist redlich. Johanna weiß alles. Sage ihr und dem armen Kinde, daß ich ihnen tausendfältigen Segen und der Johanna für so viel Gutes unzählige Danksagungen schicke. Du, Freund, höre den Alten! Mach Dein Herz frei von der Paula. Sie ist nicht für Dich. Du weißt, der junge Orion. Aber Du. Was von Geburt an auf dem Gipfel stand, paßt selten zu uns, die wir uns von unten herauf zu einer besseren Höhe hinaufgehaspelt. Sei ihr Freund. Sie verdient es, aber damit genug. Bleib nicht allein! Das Schönste, was dem Mann zu teil werden kann, bringt das Weib in sein Leben. In den dumpfen Schlaf flicht sie die freundlichen Träume. Das alles, Du kennst es noch nicht. Auch Dein würdiger alter Freund, den ich grüße, hat es sich lebenslang entzogen. Für Dich allein. Ein Sterbender spricht dies. Laß Dir bekennen, daß das arme Kind, unsere Pul, Dich für den Vollkommensten hält unter den Männern und Dich schätzt wie keinen andern. Du kennst sie und Johanna. Bezeug es Deinem Freund: kein böses Wort kommt je aus dem Mund dieser beiden. Fern ist es von mir, Dir, der Du eines andern Weibes Bild im Herzen trägst, zu raten: frei' um das Kind, es ist das Weib, das für Dich taugt. Dies für euch beide. Ich rate: Ihr, Vater und Sohn, vereint euch mit Mutter und Tochter als gute, treue Hausgenossen und Freunde. Es wird beide Teile nicht reuen. Das hat ein Sterbender

gesagt. Es will nicht mehr gehen. Du bist der Vormund der Frauen, Philipp, ein treuer, ich weiß es. Gleiches Ziel, gleiche Gesinnung, Du und ich, viele schöne Jahre ... Halte mir die beiden gut; bitte, halte sie gut."

Die letzten Worte waren vereinzelt und außer der Reihe über der Tafel hingestreut, und es ward dem Greise nicht leicht, sie zu lesen.

Wie vorher der Arzt, so schaute jetzt jener verlegen und unschlüssig auf dies seltsame Schreiben.

„Nun?" fragte Philipp endlich.

„Ja, nun?" versetzte der andere und zuckte die Achseln. Dann schwiegen beide geraume Zeit, bis der Alte sich erhob und, auf seinen Stab gestützt, gleichfalls das Zimmer durchwanderte und dabei, halb an den jüngeren Freund gewandt, halb im Selbstgespräch, murmelte: „Zwei stille, verständige Frauenzimmer; 's gibt, denk' ich, nur wenige von dieser Sorte. Wie die Kleine mir damals aufhalf von dem niedrigen Sessel im Garten!" Dabei kicherte er leise vor sich hin, hielt Philippus, der neben ihm herging, zurück und rief, indem er ihm leise auf den Arm schlug, mit einer ihm sonst fremden Keckheit: „Der Mensch soll doch alles versuchen. Weiberpflege, bevor man ins Grab steigt! Und ist es auch wahr, daß sie beide weder keifen noch schwatzen?"

„Das schon," entgegnete der Arzt.

„Und was für ein ‚indessen' soll hierauf folgen?" fragte der Greis. „Laß uns einmal leichtsinnig sein, Bruder! Wär' das Ding nicht so teufelmäßig ernst, es wäre zum Lachen! Beim Ausruhen die Junge mir, die Alte Dir gegenüber, Söhnchen! Besser gewaschenes Linnen, kein Loch in den Kleidern, kein Staub auf den Büchern, ein

liebliches ‚Freue Dich!' am Morgen und bei Tisch ... Sieh nur die Früchte da auf dem Teller! Wie Hafer, den man den Gäulen vorwirft! Bei dem Alten waren sie so hübsch geordnet wie bei uns zu Hause auf Philae: der Nachtisch ein kleines Kunstwerk, auch für das Auge ein Schmäuschen! Die Pul scheint das zu verstehen wie meine arme verstorbene Schwester. Und dann: wenn man aufstehen will, so ein kleines, freundliches, junges, stützendes Händchen! Unsere Wohnung ist mir schon längst zuwider! Im Schlafzimmer fällt Kalk und Staub von der Decke, hier klaffen weite Spalten im Estrich — ich bin gestern darüber gestolpert — und unsere knickerigen Wirte, die Herren Buleuten, sagen, was wir herstellen lassen wollten, das möchten wir selbst thun, sie hätten keinen Sesterz dafür übrig. Bei dem alten, armen Ehrenmann war alles aufs beste im stande." Hier kicherte der Greis laut auf, und indem er sich die Hände rieb, fuhr er fort: „Wenn wir nun einmal auch über die Schnur hauten, Philippe? Wenn wir des Sterbenden Wunsch erfüllten? Große, gnädige Isis! Ein gutes Werk wär' es gewiß, und ich hab' mich eben nicht vieler zu rühmen. Mit Vorsicht — was meinst Du — auf monatliche Kündigung könnte man das Ding am Ende versuchen."

Dann wurde er wieder ernst, schüttelte den Kopf und sagte bedenklich: „Nein, nein, man bringt sich damit doch um die Ruhe ... Ein hübsches Traumbild, aber ausführen läßt es sich schwerlich."

„In keinem Falle fürs erste," versetzte der Arzt. „So lange sich das Geschick der Damascenerin nicht entschieden, bitt' ich Dich, dies alles ruhen zu lassen."

Da fluchte der Alte vor sich hin und rief mit einem bösen, stechenden Blick:

„Ueber und überall die Patriciusschlange; alles verdirbt sie! Doch warte nur, warte! Ich denke, sie geht uns bald aus dem Weg, und dann . . . Nein, nun gerade, nun ganz gewiß laß ich uns nicht nehmen, was uns das Leben verschönern könnte, was auf der Wage des Totengerichts für mich ins Gewicht fallen würde. Eines Sterbenden Wunsch, der ist heilig. Das sagten schon die Väter, und sie waren im Rechte. Des Alten Wille geschehe! Ja, ja, ja! Es ist entschieden! Sobald das Hindernis beseitigt, halten wir gemeinsam Haus mit den Frauen. Ich will es und hab' es gesagt!"

Da trat der Gärtner wieder ein, und der Greis rief ihm entgegen:

„Höre, Mann, am Ende kommen wir doch noch zusammen; das Nähere später. Bis es dunkelt, bleibst Du bei meinen Leuten; aber reinen Mund mußt Du halten; denn sie sind allesamt Lauscher und Schwätzer. Jetzt überbringt der Herr Philippus der unglücklichen Witwe die Trauerbotschaft, und in der Nacht kannst Du dann mit ihr reden. Es darf nichts Auffälliges vorgehen da unten, und was Deinem Herrn begegnet, sogar daß er gestorben, muß für alle Welt ein Geheimnis bleiben, außer für uns und die Seinen."

Der Gärtner wußte, was von seiner Verschwiegenheit abhing, Philippus war einverstanden mit der Anordnung des Greises, doch vermied er einstweilen, über die Aufnahme der Frauen zu reden. Als er endlich den schweren Gang zu der Witwe antrat, rief Horus Apollon ihm zu: „Mut, Mut, mein Sohn, und schau' im

Vorübergehen in unser Gärtchen. Es that uns leid, wie die hohe alte Palme dort abstarb, und jetzt erwächst aus ihrer Wurzel ein junges, schön grünendes Bäumchen."

„Seit gestern hängt es die Wedel und wird wohl eingehen," erwiderte Philipp und zuckte die Achseln.

Da rief der Alte:

„Begießen, Gibbus! Man soll den Palmenstock augenblicklich begießen!"

„Ihr habt ja das Wasser zur Hand," versetzte der Arzt, und als er schon auf der Treppe stand, fügte er bitter hinzu: „Wem's ebenso ginge!"

„Mit Geduld und gutem Willen bringt man's dahin!" murmelte der Greis, und sobald er allein war, brummte er ihm unwillig nach: „Nur fort mit dem dürren Palmenstrunk, seinem alten Leben, soweit es mit der Patriciusdirne verknüpft ist! In's Feuer mit ihm! Wie komm' ich an sie? Wie mach' ich's, wie mach' ich's!?"

Dabei warf er sich wieder in den Lehnstuhl und rieb sich die Stirn mit den Fingerspitzen. Noch war er zu keinem Ergebnis gelangt, als der Schwarze für einige Besucher um Gehör bat. Es waren die Häupter des Senates von Memphis, welche man abgesandt hatte, um Rat bei dem alten Weisen zu holen. Wenn einer, so fand er ein Mittel, das furchtbare, über Stadt und Land verhängte Unglück, gegen welches sich Gebet, Opfer, Prozessionen und Bittgänge ohnmächtig erwiesen, abzuwenden oder zu mildern, und sie waren entschlossen, nicht zurückzuweichen, auch wenn heidnische Zauberei mit ins Spiel kommen sollte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In der jüngst verflossenen mondlosen Nacht war in Katharina das Mitgefühl für Heliodora erloschen. Sie hatte diese mit ihrer Zofe und einem alten, taubstummen Stallsklaven heimlich zu einer der Wahrsagerinnen begleitet, von denen es in Memphis noch ebensoviele gab wie Zauberer, Alchemisten und Scheidekünstler, und der jungen Frau war verkündet worden, daß ihre Lebenslinie zum höchsten Glück aufsteige und daß alle, auch die kühnsten Wünsche ihres Herzens Gewährung finden würden.

Mit diesen Wünschen war das Bachstelzchen nur zu wohl vertraut, und die Wahrscheinlichkeit, daß sie der Erfüllung entgegenreiften, hatte ihre Mißgunst entflammt und sie auch Heliodora hassen gelehrt.

Diese war in einfachen, aber kostbaren Gewändern zu der Zauberin gekommen. Ihren Peplos hatte an der Schulter statt der goldenen Spange ein Knopf zusammengehalten, der, gemäß ihrer Liebhaberei für schöne Juwelen, aus einem Sapphir von ungewöhnlicher Größe bestand, und dieser war der Wahrsagerin sogleich ins Auge gefallen

und hatte sie gelehrt, daß sie mit einer großen und reichen Frau zu thun habe. Die einfach gekleidete Katharina hatte sie für eine Gesellschafterin oder ärmere Freundin der vornehmen Dame gehalten, und ihr darum nur die Ueberwindung einiger Hindernisse und endlich ein glückliches Leben an der Seite eines nicht ganz jungen Gatten, sowie reichen Kindersegen verheißen.

Das Geschäft dieses Weibes mußte einträglich sein; denn das Innere ihres Hauses stach sehr zu seinem Vorteil von dem der elenden Hütten ab, die es im ärmlichsten und verrufensten Viertel der Stadt rings umgaben. Von außen unterschied es sich wenig von seinen Nachbarn, ja, es wurde geflissentlich vernachlässigt, um die Behörden, welche Zauberei und die Uebung magischer Künste mit dem Tode bedrohten, zu täuschen; doch die Ausstattung des kleinen, unbedachten Säulensaales, in welchem sie ihre Beschwörungen und Wahrsagereien vorzunehmen pflegte, hatte nicht geringe Mittel erfordert. An seinen Wänden hingen Tapeten mit magischen Figuren, die Säulen waren mit erstaunen- und schaudererregenden Gebilden bemalt, auf kleinen Altären rauchten über Kohlenbecken Tiegel und Kessel von verschiedener Größe; Becher, Flaschen, Krüge, ein Rad, in dem ein Wendehalsvogel auf und nieder hüpfte, Wachsfiguren und unter ihnen Männer- und Frauenbilder mit Nadeln im Herzen, ein Käfig mit Fledermäusen und Gläser voller Spinnen, Fröschen, Blutegeln, Käfern, Skorpionen, Tausendfüßen und anderem widrigem Getier standen auf Postamenten umher, und an einer der Längsseiten des Saales zog sich eine kurze Seilerbahn hin, deren man sich zur Ausführung eines thrazischen Zaubers bediente. Wohlriechende und scharfe Dünste

erfüllten den Raum, und von einem Vorhang her, der die Musikanten den Blicken entzog, ließ sich der eintönige Gesang mehrerer Kinderstimmen, Schellengeläute und dumpfer Trommelschlag hören.

Die Zauberin Medea paßte, obgleich sie die Mitte der vierziger Jahre kaum überschritten, recht wohl in diesen an befremdlichen, Widerwillen, Furcht und Betäubung erweckenden Dingen überreichen Raum; denn ihr Gesicht war bleich und seine ungewöhnliche Länge wurde noch gesteigert durch den hochaufgekämmten, kohlschwarzen Lockenbusch inmitten des Scheitels.

Am Schluß des ersten Besuches der Frauen, von dem sie überrascht worden war und bei dem manches auf der Zauberbühne gefehlt hatte, was sich heute als besonders wirksam erwies, hatte sie Heliodora veranlaßt, in drei Tagen wiederzukehren, und die junge Frau war dieser Einladung gefolgt und zu rechter Zeit in Katharinas Begleitung erschienen.

Man konnte Aegypten, das Land der Zauberei und magischen Künste, doch nicht verlassen, ohne diese auf die Probe gestellt zu haben. Das fand auch Frau Martina, wenn sie auch für sich selbst dergleichen nicht liebte. Sie war mit ihrem Lose zufrieden, und standen Veränderungen zu ihrem Nachteile bevor, so wollte sie sich von einer guten Wahrsagerin nicht im voraus ängstigen lassen; von einer schlechten betrogen zu werden, bot noch geringeren Reiz. Himmelhohes Glück konnte sie nicht mehr gebrauchen, es hätte sie nur in ihrer Ruhe gestört. Aber das junge Volk, vor dem lag das Leben noch offen, und wenn es in die Zukunft blicken wollte, war sie die letzte, es ihm zu verdenken.

Die junge Witwe und das Mädchen betraten die

Schwelle der Zauberin in einiger Erregung, und Katharina war diesmal die unruhigere von beiden; denn am Nachmittag hatte sie Philippus das Haus des Rufinus verlassen und bald darauf arabische Beamte eintreten sehen. Vor Sonnenuntergang war Paula mit verweinten Augen im Garten erschienen, und wie sich ein wenig später Pul mit ihrer Mutter zu ihr gesellt hatte, war die Damascenerin Frau Johanna um den Hals gefallen und hatte so bitterlich geweint, daß auch diese und ihre Tochter, „die ja mit Thränen leicht bei der Hand war", sich hatten hinreißen lassen, mit ihr zu schluchzen. Da war etwas Wichtiges vorgefallen, doch als sie hinübergegangen war, um Näheres zu hören, hatte die alte Betta, die ihr überhaupt gram war, sie sehr kurz, ja unhöflich abgewiesen.

Auf der Straße war ihr und Heliodora dann etwas sehr Peinliches begegnet, denn der Wagen der Frau Neforis, welcher sie an der Grenze der Totenstadt absetzen sollte, war unterwegs von einer arabischen Reiterschar aufgehalten worden, und sie hatten sich von ihrem Anführer ausfragen lassen müssen.

So betraten sie denn diesmal das Haus der „Lockenmedea", wie die Leute die Zauberin nannten, bang klopfenden Herzens, doch sie wurden mit so unterwürfiger Höflichkeit empfangen, daß sie sich schnell beruhigten und auch die äußerst furchtsame Heliodora bald wieder leichter zu atmen begann.

Die Wahrsagerin wußte jetzt auch, wer Katharina war, und zollte der einzigen Tochter der reichen Witwe Susanna mehr Beachtung.

Die schmale Sichel des neuen Mondes stand heute am Himmel, und dieser Umstand, versicherte Medea,

gestattete ihr, klarer zu sehen als in der Zeit des Punanegers, wie sie die mondlose Nacht nannte. Ihr inneres Auge sei bei dem ersten Besuch unter Einwirkung feindlicher Mächte von typhonischem Dunkel befallen gewesen. Gleich nach dem Aufbruch der Frauen habe sie es empfunden, doch heute sehe sie um so klarer. Ihr inneres Auge sei blank wie ein Silberspiegel, sie habe es durch dreitägiges Fasten gereinigt, und es könne ihr — „Helfet, ihr Horuskinder, helfet, Hapi und ihr anderen heiligen Drei!“ — kein Stäubchen entgehen.

„O ihr Schönen, ihr Schönen!“ fuhr sie begeistert fort. „Hunderte von großen Frauen haben meine Kunst erprobt, doch so viel Schicksalsgunst wie über den euren sah ich noch nie über zwei Häuptern vereinigt. Hört ihr, wie es in den Glückskesseln brodelt? Da heben sich die Deckel. Unerhört, unerhört!“

Dabei streckte sie wie beschwörend die Hand nach den beiden Gefässen aus und rief feierlich:

„Ueberfülle des Glücks, Ueberschwang, Ueberschwang, brechender Speicher, Zefa—u, Metramao ... Kehre zurück zur rechten Fläche, rechten Höhe, rechten Tiefe, dem rechten Maß! Deine Elle Meï — Abmesser, Abwäger, brauch sie, Techuti, brauch sie, doppelter Ibis!“

Dann hieß sie beide sich auf zierlichen Stühlen den Kesseln gegenüber niederlassen, band um den Ringfinger einer jeden den „anubischen Faden“, bat sich flüsternd und unter leise beschwörenden Worten von der Witwe und der Jungfrau ein Haar aus, und nachdem sie beide in je einen Kessel gelegt hatte, rief sie mit leidenschaftlichem Eifer und als hänge von der kleinsten Versäumnis das Wohl und Weh ihrer Besucherinnen ab:

„Die Finger mit den anubischen Fäden auf die Stelle des Herzens gedrückt, die Augen auf den Kessel geheftet und den Dampf, der aufsteigt zu den Geistern der Höhe, des Lichtes, zu den Großen in der Höhe!“

Die Frauen folgten klopfenden Herzens dem Gebot der Zauberin, und diese schwang sich plötzlich mit wirbelnder Schnelligkeit auf den Zehen um sich selbst, und dabei wallte der Lockenbusch auf ihrem Scheitel aufwärts, und der Zauberstab in ihrer weitausgestreckten Rechten beschrieb einen weiten und schönen Kreis. Wie von einem jähen Schreck ergriffen, hemmte sie dann plötzlich die Drehung, und im selben Augenblick erloschen die Lampen, und nichts erleuchtete den Saal als die Sterne des Himmels und die glimmenden Kohlen unter den Kesseln. Die dumpfe Musik verhallte; doch ein neuer kräftiger Duft drang durch den Vorhang in den Saal.

Da warf sich Medea auf die Kniee, streckte die Arme dem Himmel entgegen, warf den Kopf mit einem nur für sie ausführbaren schnellen Ruck so weit zurück, daß ihr ganzes Antlitz dem Firmament über ihm zugewandt war und ihr Blick, gerade aufwärts schauend, die Sterne berührte. In dieser furchtbaren Stellung sang sie dem Scheitel der blauen Himmelskuppel zu ihren Häupten Beschwörung auf Beschwörung mit heller, sehnsuchtsvoll rufender Stimme entgegen.

Ihre Brust ward dabei weit herausgedrängt, ihr Lockenbusch ragte nicht mehr aufwärts, sondern den Frauen entgegen, jeden Augenblick, dachten diese, müsse das zum Firmament aufflehende Weib, vom Zudrang des Blutes überwältigt, rücklings zu Boden stürzen, doch sie sang und sang, und ihre weißen Zähne blitzten dabei dem

Sternenlicht entgegen, das senkrecht auf sie niederschoß, und in die Fülle der dämonischen Namen und magischen Worte, die sie in die Höhe sang und trillerte, scholl von dem Vorhang her ein beängstigendes, jammervolles, doppeltes Röcheln und Seufzen und Klagen: das eine wie aus der beengten Brust eines von schwerem Leid ergriffenen Mannes, das andere wie das leise, halb erstickte Gewimmer eines gequälten Kindes. Und jetzt wurde das letztere lauter, und auf ägyptisch erscholl es: „Wasser, ein Schlückchen Wasser!“

Da fuhr das Weib aus seiner schrecklichen Stellung empor und rief: „Die Klage der Beraubten und Armen, denen genommen ward, um den Ueberreichen zu geben, der Notschrei derer, die das Schicksal plünderte, um euch mit Gaben, genug für Hunderte, zu beschenken.“

Mit diesen Worten, die sie in griechischer Sprache salbungsvoll gesprochen, wandte sie sich dem Vorhang zu und rief ihm nun wieder auf ägyptisch feierlich entgegen: „Gebet dem Dürstenden zu trinken; die Glücklichen gönnen ihm von ihrem Ueberfluß einen Tropfen. Gebet dem klagenden Kinderdämon den weißen Trank, damit er ausgleiche und lösche. Erklinge, Musik, übertöne die Klage der jammernden Geister!“

Dann wandte sie sich Heliodoras Kessel zu und sagte ernst und als folge sie einem höheren Gebot: „Sieben Goldstücke, um das Werk zu vollenden,“ und während die junge Frau den Beutel zog und die Zauberin die Lampen anzündete und die Münzen in die kochende Flüssigkeit warf, sang sie unaufhörlich: „Reines, glänzendes Gold, Sonnenlicht, in den Bergen geborgen. Heilige Sieben, schaschef schaschef! Heilige Sieben! Vermählt euch! Schmelzt ineinander!“

Darauf goß sie eine dampfende Flüssigkeit, so schwarz wie Tinte, aus dem Kessel auf eine flache Schüssel, rief Heliodora an ihre Seite und erklärte ihr, was ihr Auge auf dem blanken Spiegel erblickte.

Es war lauter Schönes, es erteilte lauter herz=erfreuende Antworten auf die Fragen der Witwe. Und was die Zauberin sagte, mußte das Vertrauen auf ihre magischen Kräfte bestärken; denn sie beschrieb Orion so genau, als sähe sie ihn in dem Tintenspiegel vor sich, und zwar mit einem älteren Herrn auf Reisen. Aber da trat schon die Heimkehr auf die blanke Fläche, da sah sie Heliodora an der Brust des Geliebten, und nun — welch ein Gemälde: nicht der Bischof von Memphis, nein, ein Fremder legte ihre und seine Hand in einem großen, herrlichen Dom vor dem Altar ineinander und segnete ihr Bündnis.

Katharina, die der Gesang Medeas und was ihm gefolgt war mit Bangigkeit und leisem Grauen erfüllt hatte, folgte jedem Wort der Zauberin mit ängstlicher Spannung: was sie sagte, wie sie Orion beschrieb, das war wunderbarer als alles, was sie je für möglich ge=halten. Und der Dom, in dem das liebende Paar ge=traut werden sollte, das war die Sophienkirche zu Kon=stantinopel, von der sie vieles vernommen.

Das Herz schnürte sich ihr zu, aber so eifrig sie auch den Worten Medeas folgte, hörte ihr scharfes Ohr den=noch fortwährend das traurige Röcheln und Klagen hinter dem Vorhang, und das ängstigte sie und beklemmte ihr den Atem, und ihrer Seele bemächtigte sich ein tiefes, marterndes Unglücksgefühl. Dem winselnden Kindergeiste da hinten, von dessen Glück ihr ein Teil zugekommen

sein sollte, hatte sie, gerade sie, gewiß nichts geraubt, denn wer war wohl elender als sie? Nur die schöne, schmachtende junge Frau dort hatte das Schicksal mit Gaben, genug für unzählige andere, so verschwenderisch überschüttet. O, wenn sie ihr eine nach der andern hätte fortreißen können, von dem großen Rubin an, den sie heute trug, bis zu der Liebe Orions!

Bleich und aufgeregt folgte sie dem Ruf der Zauberin, nachdem auch sie sieben Goldstücke geopfert. Am liebsten hätte sie eine mörderische Verwünschung von ihr gekauft und die Glückliche dort damit zerschmettert.

Jetzt begann die rabenschwarze Flüssigkeit in die Schüssel zu fließen, und ein scharf riechender Dampf erhob sich daraus; die Zauberin aber blies ihn beiseite, und sobald sich das dunkle Naß ein wenig gekühlt hatte und die Spiegelfläche sich blank und ungetrübt zeigte, fragte Medea das Mädchen, was es zuerst zu erfahren begehre. Doch die Antwort ward Katharina vom Mund abgeschnitten: ein schreckliches Dröhnen und Poltern erschütterte plötzlich das Haus, und mit einem lauten, gellenden Aufschrei ließ die Zauberin die Schüssel fallen, und ihr Inhalt spritzte auf, und warme, widrige Tropfen hefteten sich an das Gewand und die Arme des Mädchens. Ein furchtbarer, jäher Schreck erschütterte ihr ganzes Wesen, und Heliodora, welche sich selbst kaum zu halten vermochte, mußte sie stützen; denn sie taumelte und drohte niederzusinken.

Die Zauberin war verschwunden; doch es rasten nun ein halberwachsener Knabe, ein junger Mann und ein lang aufgeschossenes, dürftig gekleidetes ägyptisches Mädchen durch den Raum. Bald hierhin, bald dorthin eilend,

warfen sie, was von Geräten umherstand, in eine Oeffnung im Estrich, von der sie die Klappe weggezogen, gossen sie Wasser auf die Kohlen, verlöschten die Lampen und trieben dabei die Frauen mit gemeinen, heftigen Worten in eine Ecke des Saales. Dann erklommen die Burschen behend wie die Katzen die offene Decke und schwangen sich ins Freie.

Nun scholl ein gellender Pfiff durch das Haus, und um weniges später stürzte die Zauberin in den Saal, faßte die Schultern der beiden zitternden Frauen und rief ihnen zu: „Um Christi willen, übet Erbarmen! Es handelt sich um mein Leben. Auf Zauberei steht der Tod. Ich habe mein Bestes für euch gethan. Ihr seid — hört ihr, was ihr sagen sollt? — ihr seid aus Barmherzigkeit gekommen, um die Kranken zu pflegen."

Damit schob sie beide durch den Vorhang, hinter dem sich noch immer Klagelaute erhoben, in ein dumpfes, niedriges Zimmer, und das große, hagere Mädchen schlenderte ihnen nach.

Da ruhten auf armseligen Lagerstätten ein alter, fröstelnder Mann mit dunklen Flecken auf der nackten Brust und dem Antlitz und ein fünfjähriges Kind, dessen hochgerötete Wangen in heftigem Fieber glühten.

Heliodora meinte in der verpesteten, schwülen Hitze dieses Raums ersticken zu müssen, und Katharina klammerte sich bebend an sie; doch die Zauberin riß sie auseinander und rief: „Jede an ein Bett, — Du zu dem Kind, Du zu dem Alten!"

Willenlos folgten beide dem vor Angst röchelnden Weibe. Das Bachstelzchen, das sich noch nie um einen Kranken bekümmert, fühlte sich von Ekel ergriffen und

wandte die Augen von dem Leidenden ab, die junge Frau, welche viele, viele Nächte an dem Schmerzenslager eines geliebten Menschen gewacht und, gutherzig, wie sie war, ihren leidenden Sklaven oft mit eigener Hand Hilfe geleistet hatte, blickte dem Kinde mitleidig in das hübsche, glühende Gesicht und wischte ihm mit dem Tuche den Schweiß von der perlenden Stirn.

Katharina zuckte bei diesem Anblick zusammen, doch schon wurde ihre Aufmerksamkeit von etwas Neuem in Anspruch genommen; denn von der andern Seite des Hauses her ließ sich Waffengeklirr hören, die Thür wurde gewaltsam aufgestoßen, und in das Zimmer trat der Arzt Philippus. Den Sicherheitswächtern, die ihn begleiteten, befahl er, draußen zu warten. Er kam im Auftrag der Buleuten, denen zu Ohren gekommen war, daß sich von der Seuche befallene Kranke in dem Hause der Lockenmedea befänden und daß sie dennoch fortfahre, Besuche zu empfangen.

Man hatte ihr lange das Handwerk zu legen beschlossen, und heut war die Anzeige gekommen, daß sie am Abend vornehmen Besuch erwarte. Die Beamten sollten sie auf frischer That ertappen, der Arzt feststellen, ob ihr Haus zu den verseuchten gehöre, und in jedem Falle wünschte der Senat die Zauberin im Gefängnis und zu seiner Verfügung zu wissen, wenn man auch Philippus von diesem Verlangen nichts mitgeteilt hatte.

Gerade diese Gäste hier zu finden, hatte der Eingetretene am wenigsten erwartet. Mit einem mißbilligenden Kopfschütteln blickte er sie an, unterbrach die schnell fließende Versicherung der Zauberin, diese edlen Damen seien gekommen, um aus christlicher Barmherzigkeit den

armen Leidenden Troſt und Hilfe zu bringen, mit einem barſchen: „Das findet ſich alles!“ und führte die unfreiwilligen Krankenpflegerinnen ungeſäumt ins Freie.

Dort ſtellte er ihnen vor, in wie furchtbare Gefahr ſie ihr Leichtſinn geſtürzt habe, und gebot ihnen mit äußerſter Entſchiedenheit, ſich ſogleich nach Hauſe zu begeben und ſich dort trotz der ſpäten Stunde ein Bad bereiten zu laſſen und die Kleider zu wechſeln.

Mit bebenden Knieen erreichten ſie den Wagen, und noch bevor ſich dieſer in Bewegung ſetzte, brach Heliodora in bittere Thränen aus, während Katharina ſich trotzig in das Polſter zurückwarf und mit einem Blick auf die gebrochene Gefährtin dachte: „Der Anfang des ungeheuren Glückes, das ihr prophezeit ward! Gut, wenn es ſo fortgeht!“

Und es war, als hätten dem Bachſtelzchen freundliche Dämonen dieſen Wunſch vernommen; denn wie der Wagen an dem Wächterhäuschen vorüber in den erſten Hof der Statthalterei einfahren wollte, ward er von fremden Bewaffneten mit braunen, kriegeriſchen Geſichtern angehalten, und minutenlang hatte er hier zu warten, bis ein arabiſcher Befehlshaber erſchien und Auskunft verlangte, wer ſie ſeien und was ſie begehrten.

Zitternd antworteten ſie, und nun ward ihnen eröffnet, es ſei ſoeben von ſeiten der arabiſchen Regierung Beſchlag auf die Statthalterei gelegt worden. Orion ſei ſchwerer Verbrechen beſchuldigt, und ſeine Gäſte hätten morgen das Haus zu verlaſſen. Katharina, die der Dolmetſcher kannte, wurde geſtattet, Heliodora zu der Senatorsfrau zu begleiten, ſich des Wagens zur Heimfahrt zu bedienen und, wenn es ihr Wunſch ſei, die Byzantinerin

mit sich nach Hause zu nehmen; denn in der Statthalterei werde es in den nächsten Tagen kriegerisch hergehen.

Nun pflogen die beiden Rat miteinander. Das Bachstelzchen drang darauf, daß Heliodora sie sogleich zu ihrer Mutter begleite; denn sie hielt sich und die Gefährtin für verpestet, und wie sollte diese in dem von Soldaten besetzten Gebäude zu einem Bade gelangen? Bei Frau Martina konnte und durfte die junge Frau in diesem Zustande nicht bleiben. Morgen sollte auch die Matrone zu Katharina ziehen. Ihre Mutter, sagte sie, werde sich über so liebe Gäste besonders freuen.

Willenlos ließ die Witwe alles mit sich geschehen, und nachdem Frau Martina gern eingewilligt hatte, der Einladung ihres „rettenden Engels" zu folgen, führte der Wagen die beiden in das Haus der Witwe Susanna.

Diese war längst zu Bett gegangen und fest überzeugt, daß ihr Töchterchen in ihrem hübschen Gemache schlummere und träume.

Katharina ließ sie nicht wecken, und der Baderaum lag so weit entfernt von dem Zimmer Susannas, daß sie ruhig fortschlief, während ihn ihr Kind und ihr neuer Gast benützten.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

In der Statthalterei gab es eine entsetzliche Nacht.

Frau Martina fragte sich, welche Sünden sie begangen, daß gerade sie auserlesen sei, Zeugin eines solchen Unglücks zu werden.

Und was ward nun aus ihren Heiratsplänen?

Ein Umzug bei dieser Hitze war gewiß schwer erträglich; aber sie hätte ein dutzendmal aus einem Quartier in das andere ziehen und sich wie einen Ball hin und her werfen lassen wollen, wenn es dadurch zu ermöglichen gewesen wäre, ihren lieben „großen Sesostris“ aus so schrecklicher Gefahr zu erretten.

An alle dem war gewiß die verruchte, tolle Geschichte mit den Nonnen schuld!

Und diese Araber!

Sie nahmen eben, was ihnen behagte, und waren wahrhaftig im stande, den Sohn des großen Mukaukas auszuplündern und zum Bettler zu machen.

Eine schöne Geschichte!

Heliodora hatte am Ende für beide genug, und sie und ihr Mann brauchten sie in ihrem Testament nicht

zu übergehen; aber es handelte sich hier vielleicht um ganz andere Dinge: um Leben und Tod.

Es überlief sie kalt bei diesem Gedanken, und ihre Befürchtung schwebte nicht in der Luft: der schwarze Araber, der zu ihr gekommen war, um mit ihr zu verhandeln und ihr schließlich zu gestatten, bis morgen in der Statthalterei zu bleiben, hatte ihr das durch den Dolmetscher geradezu sagen lassen. Ein unerhörtes, gräßliches, namenloses Unglück! Und sie mitten darin, gezwungen, das alles mit zu erleben!

Und ihr Mann, ihr armer Justinus! Wie nahe mußte ihm das alles gehen! Die Augen wurden ihr nicht trocken, und bevor sie einschlief, betete sie recht innig, ihre Heilige und die gute Mutter Gottes möchten das alles zu einem freundlichen Ende führen. Mit dem Gedanken: „Welch ein Unglück!“ schloß sie die Augen, und am frühen Morgen wachte sie wieder mit ihm auf.

Dennoch war das Entsetzlichste noch nicht zu ihr gedrungen, was sich in dieser verhängnisvollen Nacht begeben.

Eine Schar von arabischen Kriegern war bei Anbruch der Nacht zu Fuß, zu Roß und im Nachen über den Nil gekommen und hatte, geführt von dem Wekil Obada, die Statthalterei umzingelt.

Nachdem es fest stand, daß Orion sich in der That auf Reisen befand, wurde der Rentmeister Nilus gefangen gesetzt. Darauf lag es dem Schwarzen ob, die Witwe des Mukaukas von dem Geschehenen zu unterrichten, und sie zu veranlassen, schon morgen das Haus zu verlassen. Dies mußte geschehen, weil er mit der ehrwürdigen Wohnstätte des ältesten Geschlechts im Lande etwas ganz Besonderes vorzunehmen gedachte.

Frau Neforis war noch wach und hielt sich, wie der Dolmetscher als Vorläufer Obadas sich bei ihr melden ließ, im Brunnenzimmer auf. Er fand sie in einiger Erregung; denn obwohl sie nicht mehr fähig war, folgerichtig zu denken, und ihr, wenn ihr Geist in Anspruch genommen wurde, die Einfälle nur wie blitzartige Erleuchtungen durch das Gehirn schossen, hatte sie doch bemerkt, daß etwas Besonderes in der Statthalterei vorgehe; aber sowohl der Hausmeister Sebek als ihre Zofen waren ihren Fragen ausgewichen und hatten sie nur dahin beantwortet, daß der Stellverteter des Amr gekommen sei, um mit dem jungen Herrn zu reden. Es scheine sich um etwas Bedeutendes, vielleicht um eine falsche Anklage zu handeln.

Orion, berichtete nun der Hermeneut, sei angeklagt, ein Unternehmen ins Werk gesetzt zu haben, welches zwölf arabischen Kriegern das Leben gekostet, und schon der Angriff eines einzigen Muslim von seiten eines Aegypters wurde, sie wußt' es, mit dem Tod und der Konfiskation des Vermögens bestraft. Ferner war ihr Sohn eines Raubes beschuldigt worden.

Am Schluß seiner Mitteilung, der Frau Neforis mit stieren Augen, entsetzt und endlich wie vernichtet zugehört hatte, bat der Dolmetscher für den Wekil um Gehör.

„Noch nicht gleich, noch einige Minuten," lautete die mühsam hervorgestoßene Antwort der Witwe; denn sie mußte sich erst durch den Genuß ihres Arkanums stärken. Sobald dies geschehen war, zeigte sie sich bereit, Obada zu empfangen.

Der schwarze Feind ihres Sohnes wünschte ihr als milder, großmütiger Mann zu erscheinen und eröffnete ihr mit schmeichlerischer Unterwürfigkeit und häufigem

Zähnefletschen, daß sie im Lauf des morgenden Tages das Haus, in dem sie die längste und glücklichste Zeit ihres Lebens verbracht hatte, verlassen müsse.

Auf seine Erklärung, daß ihr eigenes Vermögen unangetastet bleiben werde und es ihr freistehe, in Memphis zu bleiben oder ihr Haus in Alexandria zu beziehen, entgegnete sie gelassen, es werde sich ja finden! Dann fragte sie, ob sich die Araber bereits ihres Sohnes bemächtigt?

„Nicht eigentlich," versetzte der Wekil; „doch wir wissen, wo er steckt, und morgen oder übermorgen haben wir den beklagenswerten Jüngling."

Bei den letzten Worten bemerkte die Witwe einen schadenfrohen Glanz in den Augen des Schwarzen, die bis dahin mitleidsvoll zu blicken versucht hatten, und mit leisem Kopfnicken fuhr sie fort: „Es handelt sich also für ihn um Leben und Tod?"

„Fasse Dich, edle Frau," lautete die Antwort. „Nur um den Tod."

Da schlug sie den Blick gen Himmel, ließ ihn dort lange verweilen und fragte dann weiter: „Und wer hat ihn des Raubes geziehen?"

„Das Haupt seiner eigenen Kirche . . ."

„Benjamin," murmelte sie vor sich hin, und ihr Mund verzog sich zu einem eigentümlichen Lächeln. Sie hatte gestern ihr Testament zu Gunsten des Patriarchen und der Kirche aufgesetzt. „Wenn Benjamin es gelesen," sagte sie sich, „ändert er wohl die Gesinnung gegen Dich und die Deinen und läßt fleißig für uns beten."

Da sie nichts weiter sagte, schaute der Wekil sie fragend und mit einiger Verlegenheit an, bis sie sich endlich erhob und ihn nicht ohne Würde und mit der Bemerkung

verabschiedete, das Geschäftliche sei nun erledigt, und weiter habe sie nichts mit ihm zu teilen.

Damit war diese Unterredung zu Ende, und als das Brunnenzimmer hinter dem Wekil lag, murmelte er vor sich hin: „Dies Weib! Entweder ist es von Dämonen besessen und irre da oben oder eine seltene Heldin!“

Frau Neforis ließ sich in ihr Schlafzimmer führen, und nachdem sie zu Bett gegangen, befahl sie der Zofe, ein Kästchen aus ihrer Truhe zu nehmen, und es auf das Arzneitischchen am Hauptende ihres Lagers zu stellen.

Als sie allein war, zog sie die beiden Briefe, welche der Mukaukas Georg ihr als Bräutigam geschrieben, und ein Gedicht, das Orion einst an sie gerichtet, daraus hervor und versuchte zu lesen; doch es flimmerte ihr so vor den Augen, daß sie die Blätter wieder fortlegen mußte. Dafür nahm sie ein Päckchen zur Hand, das die Locken enthielt, welche sie von den erkalteten Häuptern ihrer verstorbenen Söhne und ihres Gatten geschnitten. Mit schwärmerischer Zärtlichkeit blickte sie auf diese teuren Andenken, und nun übte der Mohnsaft seine Wirkung. Mit greifbarer Deutlichkeit stellten sich ihr die Bilder der Verstorbenen vor die Seele, und sie verkehrte mit ihnen, als stünden sie voll blühender Lebenskraft an ihrem Lager. Mit den Locken in der Hand, schaute sie dann aufwärts und versuchte sich zu vergegenwärtigen, was sich heute ereignet und was ihr bevorstand. — Es galt, diesen Raum, dies breite Lager, dies Haus, das hieß alles verlassen, woran sich die teuersten Erinnerungen an diejenigen knüpften, welche sie liebte. Man wollte sie dazu zwingen, — aber stand es ihr auch an, sich dem Willen dieses Schwarzen, dieses Fremden hier, wo sie gebot, zu

unterwerfen? Mit einem verächtlichen Lächeln schüttelte sie das Haupt und öffnete einen Glascylinder, welcher noch zur Hälfte mit Opiumkügelchen gefüllt war. Dann nahm sie einige auf die Zunge und wandte den Blick wieder nach oben. Da trat bald ein neues Gesicht vor ihr inneres Auge, und sie erblickte denjenigen, von dem auch der Tod sie nicht zu scheiden vermochte, und ihre verstorbenen Söhne zu seinen Füßen. Und nun stieg, wie ein Taucher aus den Wogen des Stroms, Orion aus Wolken hervor und schwang sich an das Ufer der Insel, an dem ihr Gatte und die Jünglinge standen. Sein Vater öffnete ihm die Arme und zog ihn ans Herz, und sie selbst, oder war es doch nur ihr Bild? trat zu den anderen, und jeder eilte ihr zärtlich entgegen, und zuletzt auch ihr Gemahl, und an seiner Brust blieb sie ruhen; und wenn sie sich seit Stunden und längst vor dem Ueberfall der Araber halb betäubt und wie benebelt gefühlt hatte, so empfand sie jetzt eine süße, die Glieder lähmende Schläfrigkeit, der ihr ganzes Wesen sich hinzugeben verlangte. Aber wie sie schon die Augenlider gesenkt, schoß ihr wieder durch den Sinn, was bevorstand, und mit dem Aufgebot aller Willenskraft richtete sie sich auf und nahm das Wasser, welches stets auf dem Tischchen neben ihr stand, um den Rest der Kügelchen, die der Cylinder enthielt, hineinzuschütten und den Becher auszutrinken bis auf den Grund.

Bei alledem war ihre Hand ruhig geblieben, und aus dem zufriedenen Lächeln ihres Mundes und dem verlangenden Blick ihres Auges hätte man schließen können, daß sie dürste und sich einen wohlschmeckenden Trank bereite. Einer Verzweifelten, welche die Hand an sich

selbst legt, sah sie am wenigsten ähnlich, und sie empfand auch weder Bedenken noch Todesfurcht, noch die Last der Schuld, welche sie auf sich nahm, sondern nur eine süße Müdigkeit und Hoffnung, beseligende Hoffnung auf ein Dasein ohne Ende, vereint mit ihren Teuren.

Aber kaum hatte sie den tödlichen Trank genossen, als sie ein kalter Frost durchschauerte. Halb aufgerichtet rief sie die Zofe, welche im Nebenzimmer wachte, und da diese ihr ängstlich in die stieren Augen schaute, stammelte sie ihr zu: „Einen Priester, rasch — ich will sterben!“

Da lief die Dienerin hinaus und rief im Viridarium dem Hausmeister Sebek zu, welcher mit dem Wekil vor dem Tablinum stand, was sich ereignet, und der Schwarze gestattete ihm, seiner sterbenden Herrin den Willen zu thun, und führte ihn selbst bis ans Thor. Dicht vor demselben traf der Hausmeister einen Diakonus, welcher soeben einem von der Seuche Dahingerafften den Segen der Kirche gebracht hatte, und wenige Minuten später standen sie an dem Lager der Witwe.

Neben ihr ruhten die Locken ihrer Söhne, ihre Hände waren um ein Kruzifix gefaltet; doch ihre Augen, welche lange in das Antlitz des Erlösers geschaut hatten, blickten jetzt wieder mit schwärmerischem Glanz nach oben.

Der Priester rief sie bei Namen; doch sie mißkannte ihn, hielt ihn für ihren Sohn und lallte ihm liebreich zu:

„Orion, armes, armes Kind! Und Du, Maria, mein Herzchen, mein süßer kleiner Schatz! Der Vater — ja, lieber Junge — der Vater, komm nur; er ist wieder gut und verzeiht Dir . . . Alle, die ich geliebt, sind wieder beisammen, und keiner — wer kann uns noch trennen? Weißt Du, Mann? Höre, Georg! —“

Da that der Priester, was seines Amtes war, sie aber schaute, ohne es zu bemerken, in die Höhe, und ihre lächelnden Lippen bewegten sich dabei immer fort; doch gelang es ihnen nicht mehr, deutliche Laute zu bilden. Endlich kamen sie zur Ruhe, die Augensterne verschwanden unter den Lidern, die Hände lösten sich von dem Kruzifix, die Glieder erbebten ihr leise, um sich dann allmälich zu strecken, und ihr Mund öffnete sich, als ob er tief Atem schöpfen wolle. Aber er schloß sich nicht wieder, und als der treue Hausmeister ihre Lippen einander näherte, war ihr Antlitz schon regungslos, und ihr Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Der treue Mann schluchzte laut auf, und als er dem Wekil die Trauerpost überbrachte, stieß dieser einen Fluch aus und rief dem Unterbefehlshaber an seiner Seite, welcher die Beladung einiger Kamele mit den Schätzen des Tablinums überwachte, ingrimmig zu: „Ich wollte die verrückte Alte großmütig schonen, und nun spielt sie mir diesen Streich, und die in Medina schieben mir auch ihren Tod noch in die Schuhe, wenn nicht..."

Hier unterbrach er sich plötzlich, und während er sich wieder den Kamelen und ihrer Beladung zuwandte, dachte er: „Bei so hohem Spiel kommt es auf ein paar Goldstücke mehr oder weniger nicht an. Einige Köpfe müssen noch vom Rumpfe — der des schönen Aegypters den übrigen voran. — Wenn nur die Verschworenen in Medina ihre Schuldigkeit thun! Des Omar Sturz bringt auch den Amr zu Fall, und damit kommt dies alles ins Gleiche!

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Katharina hatte wenig geschlafen und war ihrer Gewohnheit gemäß sehr früh aufgestanden, während Heliodora die Morgenstunden gern verschlief. Diese waren in solcher Glutzeit gewiß die schönsten des Tages, und das Bachstelzchen hatte sie sonst froh genossen, aber obgleich eine große indische Blume in der letzten Nacht zum erstenmal aufgeblüht war, und der Obergärtner sie ihr mit gerechtem Stolz zeigte, konnte sie sich doch nicht freuen. Mochte sie verdorren, und mit ihr die ganze Welt!

In dem Nachbargarten regte sich noch nichts; doch da kam der lange Arzt Philippus auf der Straße daher, um die Frauen drüben zu besuchen.

Mit wenigen hurtigen Schritten eilte sie an das Thor und rief ihn an.

Sie mußte ihn bitten, von der gestrigen Begegnung zu schweigen, und er blieb sogleich stehen und teilte ihr mit, bevor sie noch Zeit gefunden, ihm ihren Wunsch zu eröffnen, daß die Witwe des Mukaukas in dieser Nacht, von Schreck und Entsetzen übermannt, ihrem Gatten gefolgt sei.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der das Bachstelzchen Frau Neforis wie einer zweiten Mutter zugethan gewesen, in der ihr die Statthalterei wie der Inbegriff alles Großen, Ehrwürdigen und Vornehmen erschienen war und in der sie stolz und glücklich gewesen, dort ein und aus gehen zu dürfen, dort wie ein Kind des Hauses geliebt zu werden, und so waren die Thränen, mit denen sich ihre Augen bei dieser Nachricht füllten, ungemacht, und es that ihr wohl, die frohe, herausfordernd glückselige Miene abzulegen, welche sie wie eine Maske trug, seitdem es in ihrer Seele so finster, wild und elend aussah.

Der Arzt begriff ihre Trauer, versprach ihr gern, gegen jedermann reinen Mund zu halten, tadelte sie nicht, hielt ihr aber nochmals die Gefahr vor, der sie sich ausgesetzt hatte, und erinnerte sie dringend daran, jedes Kleidungsstück, das sie und Heliodora gestern getragen, beiseite zu schaffen; denn die feinen Ansteckungsstoffe hingen sich an alles, und jedes Stück Zeug, das einen Kranken berührt habe, sei ganz besonders geeignet, das Seuchengift auf andere zu übertragen und weiter zu verbreiten. Sie hörte ihm ängstlich zu und konnte ihn dann beruhigen; denn alles, was sie und die junge Frau gestern getragen, war in den Badeofen gewandert.

Der Arzt eilte weiter, sie aber achtete nicht der wachsenden Hitze und wandelte ruhelos in den Gängen des Gartens umher. Das Herz schlug ihr in kleinen, raschen, peinigenden Schlägen, eine unsichtbare Last bedrückte sie und hinderte sie, frei zu atmen. Dabei stieg eine Reihe von quälenden Gedanken ungerufen in ihr auf, ließ sich nicht zurückdrängen und steigerte ihre innere Beklemmung.

Frau Neforis tot, die Statthalterei von den Arabern genommen, Orion seiner Güter beraubt und angeklagt auf Tod und Leben.

Und das friedliche Haus dort hinter der Hecke! Was stand ihm, seinem silberhaarigen Herrn und dessen unschuldiger Frau und Tochter bevor? Ein Unwetter zog sich auch über ihnen zusammen, sie sah es herannahen, und hinter ihm her wie neues, braunes, todbringendes Gewölk die Seuche, die furchtbare Seuche.

Und sie, sie, das kleine, schwache Mädchen, das flüchtige Bachstelzchen, hatte all dies Furchtbare heraufbeschworen, sie war es gewesen, die die Schleusen geöffnet, aus denen sich jetzt das Verderben rings um sie her zu ergießen begann. Sie sah die Flut wachsen und steigen, sah sie schon das eigene Haus, den eigenen Fuß gierig umspülen, und sie fürchtete sie so, daß ihr im Gedanken an sie der Angstschweiß Stirn und Hände befeuchtete; aber dennoch, dennoch! Hätte sie wirklich die Macht besessen, das Unheil in seine Wolken, die Fluten in ihr Bett zurückzutreiben, sie hätt' es doch unterlassen! Das letzte, was sie wünschte, was sie als Frucht ihrer Saat aufgehen und sich entfalten zu sehen begehrte, das war noch nicht gekommen, und das zu erleben, dafür war es wert, viel zu erdulden, ja mußte es sein, aus dieser falschen, heißen, reizlosen Welt zu scheiden.

Der Tod hing über Orions Haupt, und bevor er ihn ereilte, sollt' er wissen, wer das Schwert gegen ihn geschliffen. Vielleicht kam er mit dem Leben davon, doch der Araber gab nicht heraus, was er einmal besaß, und sollte wirklich der junge, glänzende Krösus als Bettler aus dem Gefängnis ins Leben zurücktreten, dann, dann . . .

Was Paula! Was Heliodora! Ihre kleine Hand hatte dem Adler des Zeus nun einmal das Blitzbündel entwunden, dann fand sich auch für diese ein Strahl!

Das Gefühl ihrer furchtbaren Macht, der schon Opfer auf Opfer gefallen, berauschte sie. Sie wollte, wollte Orion, wollte ihn, der sie betrogen, ins Verderben, ins Elend gestoßen, als Bettler zu ihren Füßen sehen, und das war es, was ihr den Mut stärkte, auch das Aeußerste zu unternehmen; das, nur das! Und was ihr dann zu thun gefallen würde, das wollte sie selbst noch nicht wissen, das lag noch im Schoße der Zukunft, das konnte vielleicht weich und barmherzig und liebreich ausfallen.

Als sie sich in das Haus zurückbegab, waren Angst und Beklemmung von ihr gewichen, frische Thatenlust hatte sich ihrer Seele bemächtigt, und aus der kleinen Lauscherin und Hinterträgerin war in dieser Stunde ein zu jedem Verbrechen bereites, zielbewußtes, furchtbares Weib geworden.

„Armes Schäfchen!“ dachte der Arzt Philippus, wie er den Garten des Rufinus betrat; „auch ihrem kleinen Herzchen mag der Unselige weh genug gethan haben!“

Der Garten seines alten Freundes war leer. Nur unter der Sykomore saßen zwei Menschen: die Riesengestalt eines jungen Mannes und ein schönes, zartes, etwas bleiches, blondhaariges Weib. Der große Gesell hielt eine breite Wollensträhne mit den mächtigen Händen auseinander, und das Mädchen neben ihm wickelte den Faden auf ein Knäuel. Es war der Masdakit Rustem und die schöne Mandane, beide hergestellt von ihren Wunden, und die Perserin zu neuem, ruhigem, verständigem geistigem Leben erwacht.

Philippus war dieser wunderbaren Herstellung mit großer Teilnahme und Sorgfalt gefolgt. Er schrieb sie zunächst der starken Blutung an ihrem Kopfe, dann aber auch der guten Luft und Pflege zu, die sie genossen. Es galt nur, sie auch weiter vor Unruhe und heftiger Gemütsbewegung zu schützen. In dem Masdakiten hatte sie einen Freund und gehorsamen Verehrer gefunden, und Philipp freute sich an dem Anblick dieser beiden, an denen seine Kunst einmal nicht zu schanden geworden.

Der Gruß, den er ihnen zurief, klang auch gar froh und herzlich, und auf Philippus': „Wie geht es?" antwortete der Masdakit mit einem heiteren: „Wie dem Fisch im Wasser!" und indem er auf Mandane wies: „Der Landsmännin gleichfalls."

„Einverstanden?" fragte Philipp, und sie bejahte es mit einem lebhaften Nicken.

Da drohte Philipp dem Perser mit dem Finger und rief: „Wickle Dich hier nur nicht fest, Freund! Wer weiß, wie bald Herr Haschim Dich fortruft!"

Während er dem genesenden Paar dann den Rücken wandte, murmelte er vor sich hin: „Doch einmal etwas Erquickliches bei all dem Elend; sie und die kleine Maria!"

Vor seiner Abreise hatte Rufinus die verkrüppelten Kinder, welche er bei sich aufgenommen, zu ihren Eltern zurückgeschickt, und so fand der Arzt niemand im Vorsaal.

Wahrscheinlich waren die Frauen beim Morgenimbiß im Speisezimmer! Doch er irrte; denn der sollte erst später beginnen, und Pulcheria war noch mit der Herrichtung des Tisches beschäftigt.

Sie bemerkte den Eintretenden nicht, während sie Trauben und Granatäpfel, Feigen und die an Geschmack

der Maulbeere gleichenden Früchte, welche büschelweise aus dem Stamm der Sykomore hervorschießen, sorgfältig zwischen Blättern, die von der Glut der letzten Wochen halb vergilbt waren, zusammenlas. Das hübsche Gebäu rundete sich schon zu einem zierlichen, vielgliedrigen Kegel, doch ihre Gedanken waren nicht ganz bei der Arbeit; denn Thräne auf Thräne rann ihr über die Wangen.

„Die gelten dem Vater," dachte Philippus, während er ihr von der Thür aus zuschaute.

„Armes Kind!" Wie oft hatte er den Freund sie so nennen hören! Und ein Kind war sie bis jetzt auch für ihn gewesen; doch heute mußte er sie mit anderen Augen ansehen, da es ja ihr eigener Vater so bestimmt; auch stand er vor ihr wirkich wie vor einem Wunder.

Was war aus der kleinen Pul nur geworden?

Wie konnte er das erst heute bemerken?

Eine herrlich erwachsene Jungfrau regte da vor ihm die runden schneeweißen Arme, und er hätte vorhin noch schwören mögen, daß sie niemals andere als die dünnen Kinderärmchen besessen, die sie ihm so oft um den Hals geschlungen hatte, wenn sie auf ihm, ihrem „edlen Renner", im Garten auf und nieder geritten.

Wie lange war das her?

Zehn Jahre!

Sie zählte jetzt siebenzehn!

Und wie zart, schlank und weiß waren ihre Hände geworden, um deretwillen die Mutter sie oft gescholten, wenn sie Sandhäuser gebaut und sich gleich darauf zu Tisch gesetzt hatte.

Nun legte sie eine Traube in schöner Rundung um einige Granatäpfel her, und dabei kam ihm die

Anerkennung in den Sinn, welche sein alter Freund gestern ihrer Geschicklichkeit gezollt hatte.

Die Fenster waren verhängt; doch einzelne Sonnenstrahlen fanden trotzdem den Weg in das Zimmer und fielen auf ihr rotblondes Goldhaar. Einen so köstlich gefärbten Haarschmuck hatten selbst die blonden Böotierinnen nicht gehabt, die er als Student von Athen aus in ihrer Heimat bewundert.

Daß ihr Gesicht hübsch und lieb war, das hatte er immer gewußt; doch wie sie die Augen aufschlug und sie ihn bemerkte, und ihr Blick ihn so jungfräulich verlegen, so lieblich überrascht und doch so freundlich traf, da fühlte er, daß er erröte, und er mußte sich erst einige Augenblicke sammeln, um ihren Gruß mit etwas Besserem als dem bloßen Gegengruß zu erwidern. Und mit welchem bedeutenden Satze begann die Anrede, auf die er sich in dieser Pause besonnen!

„Ja, da bin ich," lautete er wörtlich und verdiente wahrhaftig nicht die herzliche Antwort: „Gottlob, daß Du kommst!" und die mit so reizender Befangenheit hinzugefügte Erklärung: „Schon wegen der Mutter!"

Da errötete er, der Mann, der von jugendlicher Befangenheit längst nichts mehr wußte, zum zweitenmale und erkundigte sich nach dem Befinden Frau Johannas und wie sie ihr Leid ertrage, und endlich sagte er ernst:

„Wie Schlimmes brachte ich gestern, und heute flattere ich euch wieder als Unglücksrabe ins Haus."

„Du?" fragte sie lächelnd, und in diesem kleinen Wort lag ein so holder Zweifel an seiner Fähigkeit, Böses zu bringen, daß er sich sagen mußte, der Freund habe ihm in diesem Kinde, in dieser Jungfrau das Beste

hinterlassen, was ein Sterblicher dem andern nur immer zu bescheren vermag: eine teure, vertrauensvolle, unschuldige Tochter, nein, ein Schwesterchen, so rein, so anmutig und liebenswert, wie es nur das Kind solcher Eltern sein konnte.

Und während er ihr dann erzählte, was sich in der Statthalterei zugetragen, und merkte, wie sehr ihr um Paulas und der kleinen Maria willen der Tod der ihr selbst fern stehenden Witwe zu Herzen ging, beschloß er, Pulcherias Mutter gleich nachher mit dem Wunsche ihres verstorbenen Gatten bekannt zu machen.

Doch dies alles drängte die alten Empfindungen für Paula keineswegs in den Schatten, nein, sie quälten ihn heute so heiß und brennend wie je; aber er fühlte dabei, daß sie ihm zum Unheil gereichten, daß er sich mit ihnen selbst schädige und, da sie nicht erwidert wurden, beleidige. Er wußte, daß er in der Nähe der Damascenerin, daß er, verurteilt, mit ihr zusammenzuleben, nie zur Ruhe kommen und Leid auf Leid zu erdulden haben werde. Nur fern von ihr und unter einem Dache mit Johanna und ihrer Tochter konnte es ihm wieder beschieden sein, ein zufriedener, glücklicher Mensch zu werden, und doch wagte er noch nicht, diesem Gedanken Ausdruck zu geben.

Pulcheria merkte, daß er ihr etwas vorenthielt, und fürchtete, es sei ihm etwas Neues bekannt geworden, das sie bedrohe, doch dieser Besorgnis konnte er entgegentreten und versichern, er habe vielmehr etwas im Sinne, das wenigstens ihm erfreulich scheine; aber daran konnte ihr bekümmertes und viel geängstigtes Herz kaum glauben, und nun bat er sie, die Hoffnung auf bessere Tage nicht

zu verlieren, und fragte sie, ob sie recht festes, gutes Zutrauen zu ihm habe.

Da antwortete sie freudig, das müsse er doch fühlen, und während Frau Johanna und die anderen das Zimmer betraten und sie der Mutter, die sie schon in der Frühe begrüßt hatte, zunickte, hielt sie ihm die Hand hin und ergriff sie und schüttelte sie herzlich.

Das waren erquickliche Augenblicke für ihn gewesen, doch Paulas Anblick und das, was er ihr mitzuteilen hatte, führte ihn in die alte, bedrückte, unglückselige Stimmung zurück.

Die kleine Maria, welche wieder rote Wangen bekommen hatte und wie eine Gesunde aussah, warf sich bei den schlimmen Nachrichten, die er überbrachte, schluchzend um Paulas Hals; diese aber zeigte sich ruhiger und gefaßter, als er erwartet. Zwar war sie anfänglich tief erblaßt; bald aber hatte sie ruhig und gesammelt zugehört und endlich die freie, aufrechte Haltung wiedergewonnen.

Philippus mußte sich bei ihrem Anblick ans Herz greifen, und sobald es anging, brach er auf.

Es war, als sollte ihm noch einmal recht deutlich und schmerzlich vorgeführt werden, was er in ihr hätte besitzen können; denn wie getragen von einer hohen Empfindung schritt sie dahin, und ein träumerischer Schimmer verlieh ihrem edlen Gesicht einen Anmutszauber, der ihm ebenso weh that, wie er ihn entzückte.

Orion ein seiner Güter beraubter Gefangener!

Nur kurze Zeit hatte sie dieser Gedanke erschreckt; dann aber war es ihr gewesen, als sei es so eben recht, und das, was auf den ersten Blick wie ein furchtbares Unglück erschien, über sie verhängt worden, um ihre Liebe

gleichsam von der Schale zu befreien, sie in ihrer ganzen Größe und Reinheit bloßzulegen und ihr, half der Allgütige, die rechte Weihe zu geben.

Für sein Leben fürchtete sie nicht; denn er hatte ihr gesagt und geschrieben, wie väterlich freundlich sich der Feldherr Amr gegen ihn erwiesen, und alles, was geschehen, war gewiß nur ein Streich des Wekils, von dessen bösem, gehässigem Wesen er ihr, während Rufinus die Aebtissin gewarnt, ein abschreckendes Bild entworfen.

Als des Freundes Haus hinter Philipp lag, atmete er auf.

Wie hatte er diese Frauen so ganz anders gefunden, als er erwartet!

Sein alter Freund kannte die Menschen!

Aus kleinen Anzeichen war es dem Greise gelungen, sich ein richtigeres Bild von Pulcheria zu bilden, als er es in jahrelangem vertrautem Umgang gewonnen. Auch das hatte der Alte vorausgesehen, daß die Gefahren, welche den Statthaltersſohn bedrohten, Paulas Gefühle für Orion wie ein frischer Windhauch anfachen würden, und Johanna, die zarte, schwächliche Johanna, wie heldenhaft trug sie den Verlust dessen, für den sie so viele Jahre in treuer Liebe gelebt! Er mußte sie mit der unglücklichen Neforis vergleichen, und was war es denn, was jene den schwersten Verlust so viel würdiger tragen ließ als diese? Doch nur ihrer Pulcheria zärtliches Herz, das ihr Leid so schön und still mit ihr trug, es so gern und verständnisvoll teilte. Dergleichen hatte der Witwe des Mukaukas gefehlt, und glücklich, wer ein solches Herz sein nennen durfte!

Gesenkten Hauptes durchmaß er, diesmal ohne nach rechts und links zu schauen, den Garten.

Der Masdakit, welcher noch immer mit Mandane unter der Sykomore saß und so wenig wie sie von der steigenden Glut des Tages gestört ward, blickte ihm nach, wies auf ihn hin und seufzte:

„Da geht er! 's ist wohl das erstemal, daß er Dir oder mir ein garstiges Wort sagte; oder hast Du es gar nicht verstanden?“

„Doch, doch,“ sagte sie leise und schaute auf ihre Stickerei.

Sie redeten persisch miteinander; denn sie hatte diese Sprache nicht vergessen, welche die Mutter bis an ihr Ende mit ihr geredet.

Das Leben ist bisweilen das seltsamste Märchen, und wunderbar durfte man das Ungefähr nennen, welches gerade diese beiden in der Krankenstube zusammengeführt hatte; denn seine ferne Heimat war auch die ihre, und er kannte sogar ihren Oheim, den Bruder ihres Vaters, und des letzteren traurige Geschichte.

Als sich das griechische Heer seiner Gegend bemächtigt hatte, waren die Männer mit den Herden in die Wälder geflohen, die Frauen und Kinder in das Festungswerk, welches die Landstraße verteidigte. Dies hatte den Byzantinern nur kurze Zeit widerstanden, und die Weiber, und unter ihnen auch Mandane und ihre Mutter, waren an die Soldaten als wertvolle Kriegsbeute verteilt worden. Ihr Vater hatte dann eine bewaffnete Bande um sich geschart, um die Frauen zu befreien, war aber dabei mit seinen Genossen ums Leben gekommen. Man sprach heute noch in der Gegend von dem traurigen Untergang

des mutigen Mannes, und seinem jüngeren Bruder gehörten nunmehr das Gut und die schönen Roßweiden, die jener besessen.

So hatten die beiden Genesenden von vornherein sich viel zu erzählen, und es war merkwürdig, wie fest viele frühe Kindheitserinnerungen sich Mandanes Gedächtnis eingeprägt hatten.

Mit umdüstertem Gehirn war ihr wundes Haupt auf die Kissen des Krankenbettes gelegt worden, und wie ein Gewitter, das die erstickende Luft eines drückenden Sommertages säubert, hatte das neue Leid den Schleier von ihrem verfinsterten Geiste gezogen. In der Kindheit, der Zeit, da sie noch die Mutter besessen, und in der Gegenwart weilte er gern, was dazwischen lag, erschien ihm wie der nächtliche Himmel: finster, aber erhellt von einem furchtbaren Kometen und leuchtenden Sternen. Der Komet war Orion. Was sie mit ihm genossen und durch ihn gelitten, verwies sie in die Zeit ihres Irrsinns, das hatte sie sich gewöhnt, zu den Wahnvorstellungen zu zählen, von denen sie befangen gewesen. Ihre Seele war nicht zum Haß geschaffen, und sie wollte und konnte dem Statthaltersohne nicht feindlich gesinnt sein. So stellte sie sich ihn vor wie einen, der ihr ohne üblen Willen großes Unrecht zugefügt, und dessen sie sich nicht einmal erinnern durfte, ohne sich in Gefahr zu begeben.

„Das heißt doch," hob der Masdakit nun wiederum an, „daß es auch Dir nicht gleichgiltig sein wird, wenn mich Haschim zurückruft?"

„Nein, Rustem; das würde mir sogar sehr leid thun."

„O!" machte der andere und fuhr sich über den

großen Kopf, auf dem die starke Haarmähne, welche man abgeschnitten, wieder zu wachsen begann. „Ja, dann, Mandane, dann . . . Ich habe schon gestern reden wollen, doch es kam noch nicht heraus; aber nun: warum thut es Dir eigentlich leid, daß ich gehen muß?“

„Weil — ja, wer findet denn gleich die Gründe — weil Du immer gut gegen mich warst, und weil Du mein Landsmann bist und ich persisch mit Dir reden kann, wie mit der Mutter.“

„So, also nur darum?“ fragte der andere gedehnt und rieb sich die Stirn.

„Nein, nein! Auch weil . . . Hast Du uns einmal verlassen, so bist Du doch nicht mehr da . . .“

„Ja, das ist es eben, das ist's! Und wenn Dir das leid thut, so muß es Dir doch gefallen haben hier — so mit mir zusammen.“

„Warum denn auch nicht? Gewiß war es hübsch,“ entgegnete sie und suchte errötend seinem Blick auszuweichen.

„Das war's auch und ist's immer noch!“ rief er und schlug mit der breiten Faust in die Linke, „und eben darum muß es einmal heraus, darum dürfen wir uns, wenn wir vernünftig sind, gar nicht mehr trennen.“

„Aber Dein Herr wird Dich brauchen!“ rief sie mit wachsender Befangenheit aus, „und immer können wir den guten Menschen hier doch nicht zur Last sein. Weben soll ich noch nicht, aber bald muß ich mich, da ich doch frei bin und die Schrift habe, die mich losgibt, nach Arbeit umschauen, und ein kräftiger, gesunder Mann wie Du kann sich auch nicht immer pflegen.“

„Was pflegen!“ lachte er behaglich auf. „Geschafft soll werden, geschafft und für Drei!“

„Bei Deinen Kamelen; immer auf Reisen?“

„Damit hat’s dann ein Ende,“ versetzte er schmunzelnd. „Wir gehen in die Heimat zurück, ich kaufe mir dort ein gutes Stück Weideland; denn mein ältester Bruder hat unser Gütchen, und ob ich mich auf Kamelzucht verstehe, das frage den Haschim.“

„Aber, Rustem, bedenke doch!“

„Bedenken! Denken hin, denken her! Wollen und haben, darauf kommt’s an! Und wenn Du meinst, zum Kaufen braucht’s Geld, und an dem Besten wird’s hapern, so kann ich Dir sagen ... Verstehst Du zu lesen? Nein, ich auch nicht; aber da in dem Täschchen hab’ ich meine Abrechnung von des Herrn eigener Hand. Elftausenddreihundertundsechzig Drachmen sind’s am letzten Termine gewesen für Lohn, weißt Du, und als den Gewinn, an dem der Herr mich teilnehmen läßt, seitdem ich die Karawane führe. So ziemlich alles hat er behalten; denn Verpflegung gab es, ein Stück Zeug für den Leib fiel immer ab von den Waren, und ein Schlemmer bin ich niemals gewesen. Elftausenddreihundertundsechzig Drachmen! He, Täubchen, so steht es; und was sagst Du nun? Läßt sich dafür etwas kaufen? Ja oder nein?“

Triumphirend schaute er sie an, sie aber entgegnete eifrig: „Doch, doch, und bei uns zu Lande, glaub’ ich, etwas recht Hübsches.“

„Und wir — Du und ich — wir — es soll jetzt ein ganz neues Leben beginnen. Siebenzehn Jahre war ich alt, wie ich dem Herrn gefolgt bin, und bei der Sonnenwende bin ich sechsundzwanzig geworden. Wie viel Jahre war ich also auf Reisen?“

Beide dachten eine Zeit lang nach, dann sagte Mandane schüchtern: „Wenn ich nicht irre, sind's acht."

„Neun sind es schon, glaub' ich," versetzte er eifrig. „Laß einmal sehen; her mit dem Pätschchen! Siehst Du, mit der Siebenzehn fang' ich an — so alt war ich wie ich in den Dienst trat. Der kleine Finger zuerst — so ein niedliches Dingel! — und nun der andere!"

Dabei faßt' er ihre Rechte und zählte an ihren Fingern weiter, bis er auch zum letzten der linken Hand gelangt war.

Das Resultat versetzte ihn in Erstaunen, und kopfschüttelnd rief er:

„Man hat doch an beiden Händen zehn Finger, und zehn Jahre können's noch nicht sein, neun sind es höchstens!"

Und jetzt begann er das Zählen, welches ihm sehr behagte, von neuem, doch das Ergebnis blieb das gleiche; sie aber versicherte, es seien nur neun, sie hab' es berechnet, und er stimmte ihr bei und meinte, ihre Fingerchen müßten verhext sein. Ja, das Spiel hätte noch lange fortgedauert, wenn ihr nicht eingefallen wäre, daß man die Siebenzehn nicht mitzählen dürfe und gleich mit der Achtzehn beginnen müsse. Rustem konnte das indessen nicht recht begreifen, und wenn er trotzdem nachgab, ließ er doch ihre Hand nicht frei und fuhr heiter fort: „Und, mein Mädchen, siehst Du, diese kleine Hand — zieh sie jetzt meinetwegen zurück — diese Hand will ich behalten, und mit ihr das hübsche Mädele, und was daran hängt. Und ich nehme Dich und die beiden Hände samt den verhexten Fingern mit mir nach Hause. Da können sie fleißig weben und sticken, und als Mann und Weib trennen wir uns nicht wieder, und ein Leben

wollen wir führen — ein Leben — die Paradiesesfreuden sollen dagegen sein wie lauter Hiebe mit dem Oelbaumscheit auf den Schädel; ich hab' sie gespürt!"

Dabei griff er wieder nach ihrer Hand, doch sie entzog sie ihm und sagte verwirrt und mit niedergeschlagenen Augen: „Nein, Rustem; ich habe ja schon gestern dergleichen gefürchtet, doch nie und nimmermehr darf das geschehen. Ich bin so dankbar, so dankbar; aber nein, nein, es kann nicht sein, und dabei muß es bleiben. Dein Weib, Rustem, darf ich nicht werden."

„Nicht?" fragte er dumpf, und auf der schmalen Stirn schwoll ihm die Ader. „So hast Du mich vorhin zum Narren gehalten? Und was Du da von Dankbarkeit faselst . . ."

Heftig erregt stand er auf, sie aber faßte seinen Arm, zog ihn auf die Bank zurück, wagte es, ihm mit zärtlicher Bitte in die Augen zu schauen, welche nie lange zornig zu glühen vermochten, und sagte: „Wie Du gleich wieder auffährst! Es wird mir ganz gewiß weh thun, mich von Dir zu trennen; und siehst Du mir denn nicht an, daß ich Dir gut bin? Aber es geht und geht doch nicht! Ich, ich . . . ach, dürfte ich doch wieder in die Heimat zurück, mit Dir, gerade mit Dir! Und Dein Weib! Was für ein stolzer, schöner Gedanke das ist, und wie rührte ich so gern für uns beide die Hände, die ja geschickt und fleißig sind, aber . . ."

„Aber?" fragte er und streckte ihr das große, gerötete Gesicht mit einem Ausdruck entgegen, als hab' er im Sinn, sie zu zermalmen.

„Aber um Deinetwillen geht es nicht, darf es nicht sein, nein, ganz gewiß nicht; denn so, so schlecht will

ich Dir all Deine Güte nicht lohnen. Hast Du denn ganz vergessen, was ich war, was ich bin? Und Du? Als freier Mann kommst Du bald mit einem schönen Vermögen nach Hause und darfst von jedermann Achtung und Ehrerbietung verlangen; doch das wird anders, ganz anders, wenn Du ein Weib wie mich mit Dir schleppst, eine — und wär' es auch nur eine frühere Sklavin!"

„Darauf also kommt es hinaus?" unterbrach er sie, und sein Blick erhellte sich wieder. „Das ist's, was Dich ängstigt, Du armes Seelchen? Aber weißt Du denn nicht, wer ich bin, hab' ich Dir nicht neulich erklärt, was ein Masdakit ist? Wir Masdakiten glauben und wissen, daß alle Menschen ursprünglich gleich sind, daß es besser stünde um diese pudelnärrische Welt, wenn es weder Herren gäbe noch Knechte; doch wie es zugeht auf Erden, so geht es eben zu. Der reine Himmelsherr duldet es wohl noch eine Weile; aber später, vielleicht schon bald, wird es ganz anders, und unsere Aufgabe ist es, den Tag der Gleichheit vorzubereiten. Mit ihm kommt das Paradies auf die Erde, und es wird für den Menschen kein Ueber und Unter, sondern nur noch ein Handinhand und Neben=einanderstehen und =Wandeln geben. Dann hört Krieg und Elend auf; denn was es Schönes und Gutes auf Erden gibt, das gehört allen gemeinsam, und jeder gibt und hilft dem andern so gern, wie er ihm jetzt nimmt und ihn schädigt und drückt. Wir schließen auch keine Ehen wie die anderen Menschen, sondern der Mann, der einem Weibe gut ist, sagt: ‚Willst Du mein sein?' Und wenn das Herz es ihr rät, so folgt sie ihm in sein Haus, doch eins darf das andere verlassen, wenn es mit der Liebe vorbei ist, aber fester aneinander gehangen wie

meine Eltern und Großeltern haben keine anderen Ehepaare unter Parsen und Christen, und so, ebenso wollen wir's halten bis ans Ende; denn unsere Liebe, die soll uns stark zusammenbinden mit guten Seilen, die länger dauern als unser Leben. — Nun kennst Du die Lehre unseres Meisters Masdak, der schon mein Vater und Großvater gefolgt sind und die mir meine Mutter gepredigt, als ich noch klein war. Unser ganzes Dorf hängt ihr an, und es gibt da auch keine Sklaven, nein, das Land, das dem Dorfe gehört, das bearbeiten alle gemeinsam, und die Ernte teilen sie unter einander. Aber freilich, Fremde lassen sie nicht mehr zu, und ich muß mir das Meine schon anderwärts suchen. Doch Masdakit*) bleib' ich darum doch, und wähl' ich mir eine frühere Sklavin zum Weibe, so handle ich nur nach der Lehre des Meisters und leist' ihr Vorschub. Aber Du — eigentlich ginge Dich das gar nichts an; denn Du bist eines freien, braven Mannes Kind, den das ganze Land achtet, und eine Gefangene bist Du für die dort im Osten und keine Sklavin! Mich werden sie ehren als Deinen Befreier. Aber hätt' ich Dich so, wie Du da bist, als letzte Sklavin eines Schweinehirten gefunden, ganz gewiß, auch dann wär' ich gleich in den Beutel gefahren und hätte Dich losgekauft und Dich als mein Weib mit nach Hause

---

*) Die kommunistische Lehre Masdak's charakterisirt der alexandrinische Bischof Eutychius, geb. 876 n. Chr., also: „Es hat Gott den Menschen das Ihre zugeteilt, damit du es gleichmäßig unter ihnen verteilest und keinem mehr zufalle als dem andern. Wenn aber einem mehr als billig an Vermögen, Weibern, Sklaven und beweglichem Besitz gehörte, dem wollen wir es entreißen, damit wir ihn und die anderen unter sich gleich machen."

genommen, und keiner von den Unseren, der Dich gesehen, hätt' mir's verdacht. Jetzt weißt Du's, und nun ist's hoffentlich aus mit dem Sperren und Zieren."

Aber Mandane gab ihm noch immer nicht nach, sondern schaute ihn mit einem um Mitleid flehenden Blick traurig an und wies auf die Stelle ihrer verstümmelten Ohren.

Da zuckte er mit den Achseln und lachte: „Das, nun natürlich auch das noch! Du willst mir eben nichts schenken. Ja, hätt' es die Augen betroffen, dann wär' es aus mit dem Sehen gewesen, und ein blindes Weib kann kein Landmann brauchen, dann ließ' ich Dich auch, wo Du bist. Aber so, sage selbst, Täubchen, hörst Du nicht scharf wie ein Vogel? Und die Vögel — so hübsche Tierchen — hast Du je einen mit Ohren gesehen, außer den garstigen Fledermäusen und Eulen? Dummes Zeug ist das alles. Und wer sieht denn überhaupt, was Dir fehlt, seit die Jungfrau Pul Dir die Haare so schön nach vorne gekämmt hat? Und nun gar zu Hause! Hast Du den Kopfschmuck unserer Frauen vergessen? Wenn da eine Löffel hat wie ein Hase; nur zu! Man sieht es ja doch nicht. Wie Du bist, Du cypressenwüchsige Lilie, siehst Du noch zehnmal schöner aus als die Hübscheste dort, und wenn sie statt zwei gleich drei oder vier Ohren hätte. Ein Mädchen mit drei Ohren! Denk einmal, Mandane: wohin kommt das dritte zu stehen?"

Wie lachte er dabei so herzlich, wie war er so froh, diesen Spaß gefunden, und was ihr leicht hätte weh thun können, so scherzhaft beiseite geschoben zu haben.

Doch seine laute Heiterkeit verfehlte die Wirkung und erweckte nur ein stummes Lächeln auf ihren Lippen,

und auch dies verschwand schnell, und an seine Stelle trat, während ihr schönes Haupt tief auf die Brust sank, ein so schwer besorgter, bekümmerter Ausdruck, daß er weder mit dem Scherz fortfahren noch sie wieder hart anlassen konnte, sondern mitleidsvoll und mit leisem Kopfschütteln sagte: „So mußt Du mich nicht ansehen, Taube, ich kann's nicht ertragen. Was liegt Dir wohl noch auf dem Seelchen? Mut, Mut, Schatz, und frei weg von der Leber geredet! Aber warte! Die Hand vor den Mund! Das, das kann ich Dir wohl ersparen. 's ist — mein armes, liebes Mädele! — es ist die alte Geschichte mit dem Sohn des Mukaukas."

Da nickte sie ihm mit feuchten Augen bejahend zu, er aber stieß einen stechenden Seufzer aus und sagte: „Ich hab' mir's gedacht, richtig gedacht, armes Herzchen!"

Dann faßt' er ihre Hand und fuhr treuherzig fort: „Das hat auch mir böse Stunden bereitet, hat mir da drinnen arg zu schaffen gemacht, und beinahe wär's so weit gekommen, daß ich Dich darum sitzen gelassen und uns beide um Glück und Freude betrogen hätte. Aber ich bin zu rechter Zeit zur Vernunft gekommen. Nicht weil Frau Johanna — und was die spricht, das muß wohl wahr sein — mir vorgestern sagte, das mit dem — nun, Du weißt ja — das sei alles hin und vorüber; nein, diesmal ist die Vernunft aus mir selber gekommen; denn ich hab' mir gedacht: so ein engelschönes, mutterloses, schutzloses Sklavending, das der junge Sohn des eigenen Herrn festhält, wie soll es sich wehren? Und das arme, liebe Herz, wie grausig bös es bestraft ward! Ach, Mädelchen, Mädelchen, heul nur! Mir steigt es ja auch schon ins Auge! 's hat so sein sollen, es ist so

über Dich gekommen. Du und ich und der Großkönig und alle himmlischen Heerscharen, wer kann wohl noch etwas dagegen? Aber, siehst Du, ich armer Narr, ich versteh', wie das gekommen, und verklage Dich darum nicht und hab' Dir auch nichts zu verzeihen. Ein schweres Unglück ist's eben gewesen. Aber es hat, gottlob, beizeiten sein Ende gefunden, und ich kann es ganz und gar vergessen, wenn Du mir nur sagst: ‚Das alles ist aus und vorbei und liegt im Grab wie was Totes.'"

Da zog sie, bevor er es wehren konnte, seine Hand mit ungestümer Zärtlichkeit an die Lippen und schluchzte: „So gut, so himmlisch gut, wie Du bist, Rustem, so gut gibt es keinen zweiten Menschen auf Erden, und dafür soll die Mutter Dich segnen! Mach mit mir, was Du willst! Und daß Du's weißt, ja, vorbei ist alles, hin und vorbei, und muß ich doch noch einmal daran denken, so graut mir davor. Und so, gerade so, wie Du sagtest, ist's wirklich gewesen. Die Mutter tot, und niemand da, um mich zu warnen und zu beschützen! Ich war kaum sechzehn Jahre alt, ein einfältiges, unerfahrenes Ding, und da rief er mich zu sich, und über mich ist es gekommen wie ein Traum, wenn man schläft, und als ich wieder erwachte . . ."

„Da sind wir," unterbrach er sie und wischte sich die Augen und versuchte dabei zu lachen, „da haben wir mit Löchern im Kopfe neben einander gelegen, und wie es bei mir zu Hause immer am schönsten ist, wenn der harte Winterfrost vorbei und der Schnee zerschmolzen und alle Blumen im Thale auf einmal aufblühen, so geht es auch uns jetzt am Ende, mein Mädele. Gut, wunderherrlich soll es jetzt werden! Vorgestern, siehst Du, da

war ich mit mir noch nicht im reinen; denn Dein Unglück, es ließ mir keine Ruhe und ging mir gegen den Strich; nun, Du kannst Dir's schon denken. Aber dann, als ich später in meiner Kammer lag, und der Mond schien mir aufs Bett, da," und nun fuhr er mit einem träumerischen Ausdruck, der sein derbes Antlitz eigentümlich verschönte, sinnend fort: „da mußt' ich mich fragen: hat denn der Mond da oben nicht heut Abend wieder gute Erfrischung und schönes Licht gebracht, obgleich er doch in der Frühe versunken war im Meer? Und so ein Menschenherz, das einmal untergegangen war, kann es nicht auch wieder aufgehen blink und blank, wenn es sich recht abgebadet und ausgeruht hat? Und so ein Herz! Man möchte wohl seine Liebe für sich ganz allein, aber es kann sich doch mehr als einmal verschenken; denn, dacht' ich mir, meine Mutter, wie ist sie so zärtlich gegen mich gewesen, und als noch ein Kind kam und noch eins, hat sie ihnen auch ihr Bestes gegeben, und ich bin darum nicht zu kurz gekommen, wenn sie mein jüngstes Schwesterchen an der Brust hielt, und auch dieses nicht, wenn sie mich hätschelte und küßte. So muß es auch sein! Und sie, dacht' ich, hat sie auch schon einmal einen andern lieb gehabt, es bleibt darum doch für mich noch ein gutes Teilchen übrig an Liebe!"

„Ja, ja, Rustem, gewiß!" rief sie und schaute ihm mit dankbarem, thränenfeuchtem Blick in die Augen. „Was in mir ist von Liebe und Zärtlichkeit, Du allein, nur Du sollst es haben!"

Da rief er freudig:

„Na, das war ein Wort! Daran kann man sich halten! Das nenn' ich mir einen Morgen! Als ein

losgebundener Landfahrer hab' ich mich unter die Sykomore gesetzt, und als künftiger Grundherr, den das schönste Weibchen auf Erden festhält am Hause, steh' ich nun auf."

Noch lange blieben sie unter dem schattenspendenden Laubdache sitzen, und er verlangte nichts als sie anzusehen und auf die alte Frage der Liebenden mit Lippen, Augen oder einem stummen Nicken Antwort zu erhalten. Ihre Hände rührten die Nadel nicht mehr; doch beide hätten diejenigen mitleidig belächelt, welche diesen Vormittag mit seiner sengenden, dörrenden Hitze unerträglich gescholten. Ein Turteltaubenpaar zu ihren Häupten war weniger unempfindlich gegen die Sonnenglut als sie; denn es hatte die Augen geschlossen, und des Weibchens Kopf ruhte schlaff auf dem dunklen Ringe am Halse des Männchens.

Achtunddreißigstes Kapitel.

So wenig wie das persische Liebespärchen, ließ sich der schwarze Wekil Obada von der Hitze des Tages beeinträchtigen. Er betrachtete die Statthalterei als sein Eigentum, und was er darin fand, erweckte in ihm großes Interesse, und nicht nur das der Habsucht; denn zunächst kam es ihm darauf an, hier Dokumente zu finden, welche sein Einschreiten gegen Orion und die Beschlagnahme seines Besitzes in Medina rechtfertigen konnten.

Dort waren große Dinge im Werke, und wenn die Verschwörung gegen den Chalifen Omar glückte, so hatte er nur noch wenig zu fürchten und durfte um so sicherer auf Billigung der neuen Machthaber hoffen, je höher die Summen, welche er bald nach Medina senden konnte, auch die größten überboten, welche sein Vorgesetzter jemals in den heimischen Schatz geschickt hatte.

Mit der Neugier und Begehrlichkeit eines Kindes schritt er von Raum zu Raum, betastete er alles, prüfte er die Weichheit der Polster, blickte er in Schriftrollen, die er nicht verstand, warf er sie bald wieder von sich, roch er im Zimmer der Verstorbenen an den Essenzen

und Arzneien, deren sie sich bedient hatte, fletschte er vor Vergnügen die Zähne, wie er in ihrer Truhe wertvollen Schmuck und gemünztes Gold fand, steckte er sich den schönsten Diamantring an die ohnehin überladenen Finger und durchsuchte er zuletzt mit dem größten Eifer die Räume, welche Orion bewohnt hatte.

Sein Dolmetsch, der griechisch zu lesen verstand, mußte ihm dabei jedes vorhandene Schriftstück übersetzen, wenn es nicht Verse enthielt. Während des Zuhörens klimperte und riß er mit völlig unkundiger Hand in den Saiten der Leier des Jünglings umher, goß er von dem wohlriechenden Salböl des feinen jungen Herrn auf seine Hand und betupfte damit den Bart. Vor dem blanken Silberspiegel Orions hörte er nicht auf, Gesichter zu schneiden.

Zu seinem Verdruß wollte sich unter den hundert Sachen und Sächelchen, die hier umherstanden, nichts Verdächtiges finden, bis er, da er sich zum Aufbruch anschickte, in einem Korbe neben dem Schreibtisch einige fortgeworfene Schreibtäfelchen bemerkte. Sogleich wies er den Dolmetsch darauf hin, und so wenig Lesbares auf dem Diptychon*) stand, so wichtig erschien es dem Schwarzen; denn es lautete also:

„Orion, Sohn des Georg — an Paula, die Tochter des Thomas!

„Du hast schon vernommen, daß es mir unmöglich geworden ist, an der Rettung der Nonnen teilzunehmen. Verkenne mich darum nicht! Dein schöner und nur zu gerechtfertigter Wunsch, Deinen Glaubensgenossinnen Hilfe zu bringen, hätte genügt . . .“

---

*) Doppeltes, zusammenzuklappendes Schreibtäfelchen.

Von hier an waren die in Wachs gegrabenen Zeichen geflissentlich verwischt und kaum ein einziges mehr zu entziffern, ja, es folgten den erhaltenen nur noch so wenige Linien, daß man glauben mußte, dieser Brief sei nie zu Ende geführt worden, und so verhielt es sich in der That.

Wenn er dem Wekil auch nichts Belastendes gegen Orion in die Hand gab, so ließ sich solches doch an ihn knüpfen; denn die Tochter des Thomas hatte sicher teil gehabt an dem Unternehmen, welches so vielen wackeren Muslimen das Leben gekostet, und durch den Wechsler in Fostat wußte der Schwarze, daß sie in nächster Verbindung mit dem Sohne des Mukaukas stand und ihm die Verwaltung ihres Vermögens anvertraut hatte. Beide mußten als Verbündete hingestellt werden, und als „Mitwisser“ ward Orion jedenfalls durch das Schreiben bezeichnet.

Der Bischof Plotinus von Memphis, auf dessen Veranlassung die Verfolger ausgesandt worden waren, sollte ergänzen, was die Jungfrau verschwieg. Er war gleich nach der Anzeige des geplanten Streiches dem Patriarchen nachgereist und erst gestern früh von Oberägypten zurückgekehrt. Hier in Memphis hatte er dem Wekil zwei Klagen des Kirchenfürsten gegen Orion übersandt. Die eine betraf die Flucht der Nonnen, die andere die Unterschlagung eines kostbaren Smaragds, welcher der Kirche zukam, und beide hatten dem Schwarzen den Mut gegeben, den Besitz des Jünglings mit Beschlag zu belegen, zumal die bittere Form der Anklage des Patriarchen ihn lehrte, daß er in Benjamin einen Bundesgenossen besitze.

Paula mußte in Gewahrsam gebracht werden, und

er zweifelte nicht, daß ihre Aussagen Orion in irgend einer Weise belasten würden. Am liebsten hätte er sie gleich verhört, doch gab es heute anderes für ihn zu thun.

Die längste Zeit nahm die Untersuchung des Rentamts in Anspruch. Diese wurde unter Führung seines Vorstehers Nilus unternommen. Alles, was der Beamte als Verschreibungen, Besitzinstrumente, Kauf- und Pachtkontrakte, Grundbücher und dergleichen bezeichnete, sowie die großen vorhandenen Summen in Gold und Silber wurden sogleich auf Ochsenwagen und Kamele geladen und unter sicherem Geleit über den Strom geführt. Die Akten und Dokumente aus früherer Zeit, das Familienarchiv und was damit zusammenhing, ließ der Schwarze dagegen unberührt. Ein unermüdlicher Mann war er gewiß; denn obgleich diese Arbeiten den ganzen Tag in Anspruch nahmen, gönnte er sich keine Erholung, ja er ließ sich nicht einmal einen Imbiß oder einen erfrischenden Trunk reichen. Je weiter der Tag vorschritt, desto häufiger fragte er nach dem Bischof, und zwar in immer ungeduldigerer, gereizterer Weise. Zu dem Patriarchen hätte er sich begeben müssen, aber wer war Plotin? Empfindlich wie alle Emporkömmlinge, sah er sein Ausbleiben für einen Akt persönlicher Nichtachtung an.

Doch der Hirt der Gemeinde von Memphis war kein hochmütiger Prälat, sondern ein bescheidener, frommer Mann. Sein Vorgesetzter, der Patriarch, hatte ihn in Oberägypten mit wichtigen Botschaften an den Feldherrn Amr oder dessen Vertreter betraut, und doch ließ er den Wekil vergeblich auf sich warten und sandte ihm auch keine Botschaft; wohl aber schickte seine alte Haushälterin

am Nachmittag den Akoluthen,*) der ihm persönliche Dienste leistete, zu Philippus. Ihr sonst so rüstiger und wacher Herr hatte sich gestern wenige Stunden nach seiner Heimkehr bei hellem Tage niedergelegt und war nicht wieder aufgestanden. Glühend und dürstend schien er weder recht zu wissen, wo er sich befand, noch was ihn umgab.

Plotinus hatte immer behauptet, Gebet sei die beste Medizin für den Christen; als jedoch sein armer Körper erschreckend heiß geworden war, hatte die Haushälterin zum Arzt geschickt, doch war der Bote mit der Nachricht zurückgekommen, Philippus befinde sich auf Reisen.

Und so verhielt es sich in der That. Ein Brief des alten Haschim hatte ihn veranlaßt, Memphis zu verlassen. Der verunglückte Sohn des Kaufherrn wollte nicht genesen. Innere Organe schienen verletzt zu sein und sein Leben zu gefährden. Mit inniger Bitte beschwor nun der geängstigte Vater den Arzt, zu dem er das größte Vertrauen gefaßt hatte, nach Dschidda zu kommen, den Kranken zu untersuchen und seine Rettung in die Hand zu nehmen. Außerdem ließ er den Karawanenführer Rustem auffordern, sobald es seine Gesundheit erlaube, wieder zu ihm zu stoßen.

Dies Schreiben, das mit Grüßen an Paula schloß, deren Vater er mit allem Eifer aufsuchen lasse, hatte Philippus tief erregt.

Wie konnte er Memphis in dieser Zeit der Seuche und Not verlassen?

Und Frau Johanna und ihre Tochter!

---

*) Gehilfe und Diener des Priesters.

Von der andern Seite zog es ihn um Paulas willen fort, nur fort in die Ferne, und wie gern hätte er das Seine gethan, um dem wackeren Greise den Sohn zu erhalten!

Trotz alledem wär' er geblieben, wenn sich nicht sein alter Freund ganz unerwartet auf Haschims Seite gestellt und ihn beschworen hätte, die Reise zu unternehmen. Ueber die Frauen im Hause des Rufinus zu wachen sei seine Pflicht und sein Wille. Philipps Gehilfe könne ihn bei vielen Kranken vertreten, und die anderen würden auch ohne ihn sterben; habe er doch selbst versichert, daß sich kein Mittel recht gegen die Seuche bewähre. Ferner sei er, Philipp, ja noch vorhin der Meinung gewesen, die verlorene Ruhe in Paulas Nähe nicht wiederfinden zu können. Nun biete sich die günstigste Gelegenheit, in unauffälliger Weise die Flucht zu ergreifen, und zu gleicher Zeit, ein echtes Werk der Barmherzigkeit zu verrichten.

Und Philipp hatte nachgegeben und wenige Stunden später mit sehr gemischten Empfindungen die Reise angetreten.

Der alte Horus Apollon that gar wenig für das Behagen seiner eigenen Person, doch in einer Hinsicht sorgte er gut für sich selbst. Das Gehen ward ihm schwer, und da er in der Dämmerstunde freie Luft zu atmen und später die Sternwarte bisweilen zu besuchen liebte, hielt er sich stets einen Esel von der besten und edelsten Art. Für solch ein Tier hohe Preise zu zahlen, scheute er sich nicht, wenn es nur ganz seinen Wünschen entsprach, das heißt stark, zuverlässig, fromm und hellfarbig war.

Sein Vater und Großvater, die Isispriester, hatten stets weiße Esel geritten, und darum that er es gleichfalls.

In den letzten glühenden Wochen war er selten ins Freie gekommen, und auch heute wartete er die dem Sonnenuntergang vorangehende Stunde ab, um sein Versprechen zu halten.

In schneeweißes Linnen gekleidet, mit neuen Sandalen an den Füßen, frisch rasirt, in der Väter Weise durch eine schön geordnete, lange Perrücke, sowie durch einen Schirm vor dem Brand der scheidenden Sonne geschützt, bestieg er, überzeugt, für seinen äußeren Menschen das Mögliche geleistet zu haben, den schönen weißen Esel, und sein Aethiopier trabte zu Fuß hinter ihm her.

Es war noch hell, als er vor dem Hause des Rufinus anhielt.

So schnell hatte ihm das alte Herz lange nicht geschlagen. „Als ging es auf die Brautschau," sagte er sich selbst mit leisem Spott. Nun, es galt ja auch, ein Bündnis für den Rest des Lebens zu schließen! „Wenigstens die Neugier," warf er sich weiter vor, „sollte man mit den Haaren und Zähnen verlieren!" Aber sie war doch noch vorhanden, und er konnte sich nicht verhehlen, daß er auf das Aussehen des Weibes gespannt war, das er, ohne es je gesehen zu haben, haßte, weil es eines Präfekten und Patricius Tochter war und seinen Philipp unglücklich machte.

Während er abstieg, führte ein junges, zierliches Mädchen eine ältere Frau in kostbarer, doch einfacher Kleidung in den Garten. Das mußte das Bachstelzchen und Orions byzantinische Gastfreundin sein.

Wie schlecht sich das traf!

So viele Weiber auf einmal!

Ihre Gegenwart konnte ihn, den dem Verkehr mit Frauen entwöhnten, einsamen Forscher, nur hindern und stören. Doch, was half's? So übel schienen die Ankömmlinge dabei gar nicht zu sein!

Das Bachstelzchen war ein wundernettes, kleines Mäuschen, auch ohne seine Millionen viel zu schade für den verruchten Statthaltersohn. Die Matrone, die hatte ein angenehmes, gutes Gesicht, ganz wie es Philippus beschrieben. Aber, und das verdarb alles, in dieser Gesellschaft durfte er des Todes des armen Rufinus, und darum auch seines Vorhabens nicht erwähnen, und so hatte er also um nichts und wieder nichts so viel Staub geschluckt und solche Hitze erduldet. Morgen mußte das alles schmählicherweise zum zweitenmal genossen werden!

Die ersten, denen er begegnete, waren ein hübsches, junges Paar: der Masdakit und Mandane. Keine Frage, sie mußten es sein, und so trat er denn auf sie zu, teilte Rustem den Wunsch seines Herrn mit und bot ihm in Philipps Namen an, ihm das Reisegeld vorzustrecken; doch der Karawanenführer schlug auf den Aermel, der ein hübsches Sümmchen in Goldstücken barg, und rief heiter:

„Alles vorhanden, auch für zwei Wanderer nach Osten! Meine Braut, wenn Du gestattest; die Zeit ist da, Täubchen! Fort geht's, fort in die Heimat!"

Das alles rief die tiefe Stimme des großen Gesellen so glückselig, so übersprudelnd heiter, und das schöne Mädchen schaute dabei so froh, so verliebt und herzensdankbar zu ihm auf, daß dem Greise ganz vergnügt zu Mute wurde, und er, der in jeder Erscheinung

eine Vorbedeutung erblickte, diese Begegnung für ein gutes Omen bei seinem Eintritt in das Haus ansah, welches vielleicht seine Heimat werden sollte.

Und schön wie sein Besuch begonnen, ging er zunächst weiter; denn die Witwe des Rufinus und ihre Tochter empfingen ihn überaus freundlich. Pulcheria rückte ihm gleich den Lehnsessel des Vaters hin und schob ihm ein Kissen hinter den Rücken, und das ging so still, so natürlich und liebreich vor sich, daß es seine alte Seele erwärmte, und er sich sagte, es heiße beinahe zu viel des Guten genießen, wenn einem täglich und stündlich dergleichen geboten werde.

Das Mädchen bekam auch etwas Freundliches, Spaßhaftes über seine Sorgfalt von ihm zu hören, und die Matrone aus Konstantinopel ging gleich auf den Scherz ein. Sie hatte ihn auf seinem schönen Esel bemerkt, lobte das Tier und wollte nicht glauben, daß er selbst die Achtzig schon überschritten. Seine Mitteilung, Philippus sei verreist, erregte Bedauern bei allen; ihn aber freute es, wahrzunehmen, daß Pulcheria bei dieser Nachricht zusammenschrak und sich darauf befangen zurückzog.

Was hatte dies Mädchen für ein liebes, reines, gutes und dabei hübsches Gesicht! Es sollte und mußte sein Töchterchen werden, und mitten im Gespräch mit den anderen, den kleinen Späßen Katharinas, den freundlichen Fragen der Matrone und Frau Johannas sah er vor dem geistigen Auge seinen Philipp und das liebe Geschöpf da hinten als Mann und Frau, und bei und mit ihnen niedliche kleine Kinder, die um ihn herumspielten.

Zu trösten und mit zu klagen war er gekommen,

und nun ward ihm hier eine so fröhliche Stunde zu teil, wie er sie lang nicht genossen.

Er war mit den anderen im Viridarium empfangen worden, das jetzt durch mehrere Lampen hell erleuchtet wurde, und gelegentlich schaute er auf die Thüren, die sich nach diesem Mittelraum des Hauses öffneten, und legte sich dabei zurecht, welche Bestimmung die verschiedenen Räume später erhalten sollten.

Da ließen sich hinter ihm leichte Schritte hören, die Matrone erhob sich, das Bachstelzchen eilte einer Eintretenden entgegen, und gleich darauf erschien, auch für ihn sichtbar, die hohe Gestalt einer in Trauergewänder gekleideten Jungfrau. Mit vornehmer Würde begrüßte sie die Matrone, warf Pulcheria und Frau Johanna einen Blick des herzlichen, mitleidigen Einverständnisses zu, und wie diese ihr des Greises Namen nannte, trat sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand, eine marmorweiße, kühle, schlanke, echte Patriciushand.

Ja, schön, wunderbar schön war dies Weib! Ein gleiches erinnerte er sich kaum gesehen zu haben. Wahrlich ein tadelloses Meisterwerk des Schöpfers, ganz angethan, um wie eine unnahbare Göttin die Anbetung gehorsamer Verehrer herauszufordern; doch auf die seine mußte sie schon verzichten; denn in diesen Marmorzügen, deren Bläße das schwarze Gewand noch hervorhob, lag nichts, was ihn anzog. Aus diesen stolzen Augen drang kein erwärmendes Licht, in diesem herrlich gewölbten Busen konnte kein freundliches, liebreiches Herz schlagen. Bei ihrem Händedruck hatte ihn gefröstelt, und ihr Erscheinen schien ihm wie lähmend und erkältend auf die Anwesenden zu wirken.

Und so verhielt es sich in der That.

Paula war gerufen worden, um die Senatorsfrau und Katharina zu begrüßen. Jene, dachte sie, führe doch nur die Neugier zu ihr, und was mit Heliodora zusammenhing, stieß sie von vornherein ab. Zu dem Bachstelzchen hatte sie das Vertrauen verloren; denn vorgestern war der Akoluth, welcher im persönlichen Dienst des Bischofs von Memphis stand und dessen Kind Rufinus von einem Fußleiden geheilt hatte, bei Frau Johanna gewesen, um sie vor Katharina zu warnen, die seinem Herrn vor einigen Wochen ein wichtiges Geheimnis verraten, das sich auf ihren Gatten bezogen und Plotinus veranlaßt habe, sich sogleich nach Fostat zu begeben. Es war ja schwer, einer „Freundin" dergleichen zuzutrauen, aber diejenige, welche, wie sie selbst gestand, so gern in den Nachbargarten hinüberlauschte, und keine andere konnte dem Bischof mitgeteilt haben, was für die Nonnen ins Werk gesetzt worden war. Die bestimmten Mitteilungen des Akoluthen verboten, daran zu zweifeln.

Paulas Seele war nicht geneigt, Schlimmes von den Nächsten zu denken, doch unter solchen Umständen gewann es ihre offene, keiner Unwahrheit fähige Natur nicht über sich, der Kleinen anders als kühl zu begegnen, und mit je dringlicherer Zärtlichkeit Katharina sich an sie drängte, desto frostiger wies Paula sie zurück.

Dies alles sah der Greis, und die Art und Weise, in der die Damascenerin sich hier zeigte, hielt er für ihr ureigenes Wesen; den Patriciushochmut, die selbstsüchtige Herzenskühle und den kränkenden, zügellosen Stolz der verhaßten, nur durch Geburt edlen Sippen sah er in ihr verkörpert, in Fleisch und Blut stand es da vor ihm.

Wie ihre gesamte Gattung, so haßte er dies Musterbild derselben, und sein Groll verzehnfachte sich, wenn er bedachte, was diese kalte Sirene seinem Herzenssohne zugefügt hatte, was sie ihm selbst noch anthun konnte, wenn sein Lieblingsplan durch sie unausführbar wurde; denn lieber wäre er in seinen letzten Tagen vereinsamt und selbst von Philipp getrennt geblieben, als daß er mit dieser da Tisch, Haus und Leben geteilt hätte, die dort wiederum die herzlich gemeinten Liebkosungen der niedlichen, kindlich harmlosen, kleinen Katharina mit empörender, eisiger Selbstüberhebung zurückwies. Der Bissen wäre ihm bei ihrem Anblick während der Mahlzeit im Munde gequollen; ihre hochfahrende Sprache auch nur im Nebenzimmer zu hören, hätte ihm die Lust an der Arbeit, der Druck ihrer kalten Hand beim Gutenachtgruß den Schlaf verdorben.

Auch jetzt ward ihm ihre Gegenwart bald unerträglich; sie kam ihm wie eine Herausforderung, eine Beleidigung vor, und wenn er je den Wunsch gehegt hatte, sie aus seinem und seines Lieblings Weg zu entfernen oder, mußte es sein, gewaltsam zu stoßen, so beherrschte er ihn jetzt.

Aufgebracht und verdrossen verabschiedete er sich von den anderen und würdigte Paula geflissentlich keines Blickes, wie sie, nachdem er sich erhoben, auf ihn zutrat, um freundlich mit ihm zu plaudern und ihm zu zeigen, wie hoch sie seinen Pflegesohn halte.

Pulcheria begleitete ihn in den Garten, und er versprach ihr, morgen oder übermorgen wiederzukommen, doch dann müsse sie Sorge tragen, daß er sie und ihre Mutter allein finde; denn er habe keine Lust, sich von

dem Hochmut und Dünkel der Damascenerin zum zweitenmal „unter die Nase stoßen“ zu lassen.

Pulcherias Versuch, die Freundin zu verteidigen wies er verdrossen zurück und trabte mit Verwünschungen auf den alten Lippen nach Hause.

Indessen hatte sich Frau Martina in ihrer vertraulichen, gemütvollen Weise Paula genähert. Sie war früher einmal ihren Eltern in Konstantinopel begegnet und erzählte von ihnen mit herzlicher Wärme. Das brach denn auch bei der Jungfrau das Eis, und als Frau Martina Orions, ihres „großen Sesostris“, und der allgemeinen Achtung und Beliebtheit, die er in Konstantinopel genossen, und seines Unglücks anerkennend und teilnehmend gedachte, sagte ihr die ältere Frau so sehr zu, daß sie jeden Rückhalt schwinden ließ und das Gespräch zwischen den neuen Bekannten eine immer lebhaftere, eingehendere und erfreulichere Gestalt annahm.

Beim Aufbruch empfanden beide, daß sie durch weiteren Verkehr miteinander nur gewinnen könnten, und als Paula während des Abschieds herausgerufen wurde und den Empfangsraum mit dem warmen, nur an Frau Martina gerichteten Abschied: „Auf Wiedersehen; doch an mir, der jüngeren, ist es natürlich, Dich aufzusuchen!“ verlassen hatte, rief die Matrone:

„Welch ein Geschöpf! Wahrhaftig, die würdige Tochter eines herrlichen Vaters! Und die Mutter! O Frau Johanna! Ein lieblicheres Wesen hat diese garstige Erde selten geschmückt! Sie mußte so früh hingehen; sie war eben nur zu blühen bestimmt!“ Dann wandte sie sich an Katharina und fuhr, indem sie ihr freundlich drohte, fort: „Wie falsch habt ihr bösen Zungen

mir doch dies Mädchen beschrieben! Man spricht sonst von silbernen Kernen in goldener Schale, aber bei der sind beide von Gold. Ich kenne meine Menschen! Und ihr, ihr beide . . . himmlischer Vater . . . ich weiß schon, was euch armen Kätzchen die hellen Augen getrübt hat! Wie jedes zu sehen wünscht, sieht es am Ende. Ich wette, Du, Frau Johanna, teilst meine Ansicht: diese schöne Paula ist ein durch und durch edles Geschöpf! Ja, ein ‚edles'! Das ist ein pathetisches Wort, und, lieber Gott, wie oft kann man's brauchen? Es ist mir sonst nicht geläufig, doch für die da weiß ich kein anderes, und für sie ist's nicht schade!"

„Gewiß nicht!" versetzte die Gefragte aus voller Ueberzeugung; Frau Martina aber seufzte vor sich hin und dachte: „Arme Heliodora! Offen gestanden: Mein ‚großer Sesostris' und Paula, die wären das richtige Paar. Doch, um Gottes willen, was macht man dann mit dem armen, verliebten, unglückseligen Weibchen?!"

Das zog durch ihren schnellen Geist, während Katharina sich zu rechtfertigen versuchte und beteuerte, daß sie ja Paulas große Eigenschaften anerkannt habe, aber stolz könne sie sein, so fürchterlich stolz! Sie habe vorhin der Frau Martina selbst ein Pröbchen davon zu kosten gegeben.

Da unterbrach sie Pulcheria, um mit allem Eifer für die Freundin einzutreten; doch auch sie kam nicht weit; denn im Vorsaal erhoben sich laute Männerstimmen, und plötzlich stürzte die Amme Perpetua mit verstörtem Gesicht herein und rief, ohne der Fremden zu achten:

„O, o Frau Johanna! Dies neue, entsetzliche Unglück! Da sind die arabischen Teufel wiedergekommen,

und mit ihnen der Dolmetscher und Schreiber. Und man hat sie geschickt — barmherziger Heiland, ist es denn möglich? — und sie bringen einen Haftbefehl, und mein armes Kind soll mit ihnen fort, fort ins Gefängnis, durch die ganze Stadt, zu Fuß ins Gefängnis!“

Schluchzend schlug die treue Alte die Hände vors Antlitz, und ein furchtbarer Schreck bemächtigte sich aller.

Frau Johanna verließ stumm und bleich das Viridarium, und die Matrone rief:

„Ein ganz gräßliches, nichtswürdiges Land! Mein Gott, jetzt vergreifen sie sich sogar an uns Frauen ... Kinder, Kinder — einen Stuhl her! Mir wird ganz übel! — Ins Gefängnis! Dies herrliche, einzige Geschöpf über die Straße geschleppt, ins Gefängnis! Wenn der Haftbefehl da ist, dann — dann muß sie hinein in den Kerker, davor kann kein Engel sie retten. Aber sie durch die Stadt zerren lassen, diese edle, wundervolle Jungfrau, als wär' sie eine erbärmliche Diebin, das, nein, das ist unerträglich! Was ein Weib für das andere thun kann, das wenigstens soll nicht unterbleiben, so lang ich noch da bin und auf zwei festen Beinen stehe! Katharina, Kind, begreifst Du denn nicht? Was stehst Du noch da und glotzest mich an, als wär' ich ein gefiederter Affe? Wozu fressen eure dicken Pferde den Hafer? Nun, noch nicht verstanden? Gleich, gleich springst Du hinüber und läßt den großen, geschlossenen Wagen, in dem man mich abgeholt hat, anspannen und in den Garten einfahren! Jetzt geht ihr endlich ein Licht auf! Und nun die Füßchen unter die Arme!“

Damit klatschte sie in die Hände, als wollte sie Hühner vom Gartenbeet treiben, und das Bachstelzchen mußte folgen.

Dann suchte sie nach ihrem Beutel, und als sie ihn fand, rief sie zuversichtlich:

„Gottlob! Jetzt kann ich mit den ungläubigen Schurken reden! Die Sprache“ — und dabei ließ sie das Gold klingen — „verstehen alle! Komm, Frauchen, wo stecken die Strolche?“

Und der Matrone Allerweltssprache übte die gewünschte Wirkung; denn der Führer der Sicherheitswächter ließ sich unter Mitwirkung des Dolmetschers bestimmen, Paula zu Wagen ins Gefängnis zu führen, das Versprechen zu leisten, ihr dort gute Unterkunft zu verschaffen, und der alten Betta, welche unter heißen Thränen darauf bestand, zu gestatten, der Gefangenen in den Kerker zu folgen.

Paula behauptete bei dieser entsetzlichen Ueberraschung Würde und Fassung.

Erst als es galt, von Pulcheria und Maria, die sich außer sich an sie klammerte, und ihr mit Betta in den Kerker zu folgen begehrte, Abschied zu nehmen, konnte sie den Thränen nicht wehren.

Der Schreiber hatte ihr mitgeteilt, daß sie von dem Bischof Plotinus angeklagt worden sei, die Rettung und Flucht der Nonnen ins Werk gesetzt zu haben, und Frau Johanna fühlte, wie die Kniee ihr wankten, als Paula ihr leise ins Ohr raunte:

„Hütet euch vor Katharina! Nur sie kann uns verraten haben, doch wenn sie auch angegeben, was Rufinus für die Schwestern gethan, wir müssen es leugnen, fest und bestimmt. Fürchte nichts! Durch mich werden sie nicht das Geringste erfahren.“ Dann fuhr sie mit erhobener Stimme fort: „Ich brauche euch nicht zu bitten,

mich lieb zu behalten. Dank euch beiden, heißen, unsäglichen Dank für alles ... Du, Pul" — und dabei zog sie, während Maria, fest an sie geschmiegt, das Köpfchen in ihr Gewand vergrub und bitterlich weinte, die Tochter zugleich mit der Mutter an sich — „Du, Pul, und Du, Frau Johanna, ihr habt eine elende Verlassene zu der Euren und glücklich gemacht, bis das Schicksal uns alle zusammen ... Ihr wißt, ach, ihr wißt ja! — Und was ihr mir geschenkt, das schenkt jetzt meiner Maria! Und nun noch eins! Ach, da drängt der Dolmetsch schon wieder! Nur ein paar kurze Augenblicke Geduld! Wenn der Bote zurückkommt, und er bringt Nachricht von meinem Vater oder — Gott, Gott! — ihn selbst, dann laßt es mich wissen oder — gütiger Himmel! — führet ihn zu mir! Und bin ich nicht mehr, wenn er kommt, dann sagt ihm, ihn wiederzufinden, wiederzusehen, sei der heißeste Wunsch meines Lebens gewesen. Und dann" — diese Worte flüsterte sie Frau Johanna leise ins Ohr — „dann bitte den Vater, er solle Orion lieben wie seinen leiblichen Sohn. Und beiden sage Du, ich hätte sie geliebt bis ans Ende, so heiß, so unaussprechlich und innig." Darauf rief sie laut und küßte dabei jeder einzelnen Augen und Lippen: „Ich lieb' euch und behalte euch lieb, Dich, Frau Johanna, Dich, meine Pul, und Dich, Maria, mein süßes, einziges Herz!"

Da eilte ihr auch das Bachstelzchen mit ausgebreiteten Armen entgegen, doch Frau Johanna wies sie mit einer bedeutungsvollen Handbewegung zurück, und die innig Vereinigten schlossen sich zum letztenmal so eng zusammen, als seien sie eins, und als dürfe nichts Störendes, Fremdes ihnen nahen.

Dennoch versuchte Katharina noch einmal, sich Paula zu nähern, doch Frau Martina, deren feuchte Augen an den vier Abschiednehmenden hingen, hielt sie an der Schulter zurück und raunte ihr zu:

„Störe sie nicht, Mädchen! Solche Herzen ziehen schon von selbst an sich, wonach sie's verlangt. Ich Alte möchte wohl wert sein, daß sie mich riefen!"

Da mahnte der Dolmetscher mit aller Strenge zum Scheiden; die drei Frauen ließen einander los, doch das Kind hielt sich fest an Paula geschmiegt, auch als sie auf die Matrone zutrat und sie aus freiem Antrieb umarmte.

Und Frau Martina nahm ihr Haupt zwischen die Hände, küßte sie innig und rief, ihrer Stimme kaum mächtig:

„Gott schütze und behüte Dich, Kind! Ich danke ihm, daß er mich mit Dir zusammenführte! So lauter und herzensrein wie ihr bleibt man nicht in der Residenz, doch als Freunde unserer Freunde, da halten wir Stich, wenigstens ich und mein Senator! Wenn Gott mir Gelegenheit dazu gibt, dann sollst Du's erfahren. Alleinstehen brauchst Du nie, nie in der Welt, so lange der Justinus und sein Weib noch da sind. Das behalte, Kind; denn es ist ernst und ehrlich gemeint."

Damit küßte sie Paula noch einmal, und wie diese ins Freie trat, um den Wagen zu besteigen, und auch die Griechin Eudoxia und Mandane, die sich bescheiden und still weinend zurückgehalten, einen Abschiedskuß gegeben und endlich dem buckeligen Gärtner und dem Masdakiten, denen dabei die Thränen an den Wangen herunterliefen, die Hand gereicht hatte, vertrat ihr Katharina den Weg, klammerte sich, tief verletzt und erregt, an ihren Arm und rief dringend:

„Und für mich, für mich hast Du gar nichts?“

Da befreite sich Paula von ihren Händen und flüsterte ihr zu:

„Dank für den Wagen! Du weißt, er bringt mich in den Kerker, und ich fürchte, Dein Verrat ist es, der mich dorthin führt. Irr' ich mich, so verzeih mir, wo nicht, so wird Deine Strafe kaum leichter sein als mein Schicksal. Du bist noch jung, Katharina, versuch es, besser zu werden.“

Damit bestieg sie mit der alten Betta das Fuhrwerk und sah nur noch, wie Maria schluchzend in Frau Johannas Arme stürzte.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Witwe Susanna war der Damascenerin nie zugethan gewesen, doch ihr Schicksal erschreckte sie und erweckte ihr Mitleid. Man mußte nachfragen, ob es nicht angehe, ihr statt der Gefangenenkost bessere Nahrung in den Kerker zu schicken. Das war Christenpflicht, und ihrer Tochter schien das Unglück der Freundin auch sehr nahe zu gehen; denn wie sie mit Frau Martina zurückkam, sah sie so niedergeschlagen und verwirrt aus, daß es Fremden gewiß nicht eingefallen wäre, sie mit einem munteren Vögelchen zu vergleichen.

Wiederum hatte ein giftiger Pfeil sie getroffen.

Bisher war sie schlecht gewesen für sich allein, jetzt war sie es auch im Bewußtsein eines andern Menschen.

Paula wußte, daß sie sie verraten! Die Verräterin hatte einen Verräter gefunden. Die Verhaßte war berechtigt, sie für bös und hämisch zu halten, und das machte sie ihr noch tiefer verhaßt.

Wo wäre sie bisher nicht freundlich begrüßt und liebreich empfangen worden, und welche Abweisung hatte sie heute erfahren, nicht nur von Paula, sondern auch

von Frau Martina, die etwas bemerkt haben mußte und deren herbe Zurückhaltung ihr vorhin unerträglich erschienen war.

Der alte Bischof trug schuld an dem allem; denn er war seinem Versprechen untreu geworden, ihren Verrat so geheim wie die Beichte zu halten. Ja, er mußte wortbrüchig geworden sein; denn sie besaß keinen Mitwisser. Vielleicht hatte er gar auch den Arabern ihren Namen genannt, und dann mußte sie Zeugnis vor Gericht ablegen, und in welchem Licht stand sie dann da vor Orion, ihrer Mutter, Frau Johanna und Martina?

Der alte Rufinus, sie hatte es wohl bemerkt, war bei dem Unternehmen zu Grunde gegangen, und das that ihr leid. Die Nachbarinnen hatten ihr ja immer nur Freundliches erwiesen, und sie wollte sie nicht gern unglücklich machen. Mußte sie vor Gericht alles bekennen, so konnte es auch ihnen übel ergehen, und sie wünschte niemand Böses außer denen, die sie um Orions Liebe betrogen.

Ja, das Zeugnis vor Gericht, das war das Schlimmste und mußte vermieden werden um jeden Preis.

Wo steckte nur der Bischof Plotinus?

Er war schon gestern heimgekehrt und noch nicht bei der Mutter gewesen, die er sonst tagtäglich besuchte. Auch hinter diesem Ausbleiben witterte sie Unheil. Es kam alles darauf an, den alten Herrn möglichst bald an sein Versprechen zu erinnern; denn wenn er morgen früh bei dem Verhör, dem er gewiß beiwohnen mußte, ihren Namen nannte, dann drangen die Häscher, die Dolmetscher und Schreiber auch in ihr Haus, und dann — brrr — sie hatte schon einmal Zeugnis ablegen müssen, und das, was

darauf gefolgt war, das wollte sie nicht zum zweitenmal erleben.

Aber wie konnte sie heute oder wenigstens morgen in der frühesten Frühe zu dem Bischof gelangen?

Der Wagen war noch unterwegs, und wenn sie ... Es fehlten noch zwei Stunden an Mitternacht ... Ja, so mußte es gehen!

Ungesäumt begann sie mit der Mutter über das Ausbleiben des Prälaten zu reden. Auch Frau Susanna zeigte sich darüber besorgt, zumal sie gehört hatte, daß der alte Herr unwohl von der Reise zurückgekehrt und sein Diener umhergelaufen sei, um einen Arzt zu suchen.

Da erbot sich Katharina, sogleich bei ihm vorzufahren. Der Wagen sei angeschirrt, die Amme könne sie begleiten. Sie müsse hin zu dem würdigen Freunde und hören, wie es ihm gehe.

Frau Susanna fand das alles sehr schön, doch meinte sie, es sei sicher zu spät für dergleichen; aber ihr Liebling hatte einmal „ich muß“ gesagt, und damit war die Frage von vornherein entschieden.

Frau Susanna streckte die Waffen, die Amme wurde gerufen, und sobald der Wagen vorfuhr, flog Katharina der Mutter um den Hals, versprach ihr, sich nicht lange aufzuhalten, und kurz darauf hielt das Fuhrwerk vor dem bischöflichen Palaste. Dort gebot sie der Amme, auf sie zu warten, und betrat allein das große, lang hingestreckte Gebäude.

In dem weiten Vorsaal, den nur ein bescheidenes Lämpchen erhellte, war alles still und leer, selbst der Thorhüter mußte ausgegangen sein; doch sie kannte hier Weg und Steg und trat durch das Impluvium in die Bücherei, wo der Bischof sonst zu dieser Stunde sich

aufzuhalten pflegte. Aber es war dort dunkel, und niemand beantwortete ihr leises Rufen.

Im folgenden Zimmer, wohin sie sich mit einiger Befangenheit tastete, lag ein Sklave vor einem großen Weinkruge und einer Handleuchte und schnarchte. Sein Anblick beruhigte sie etwas. Das folgende Gemach war das Schlafzimmer Plotins, das sie noch nie betreten. Durch die geöffnete Thür schimmerte matter Lichtschein und klang ein wehes Wimmern und Röcheln.

Nun rief sie den Namen der Wirtschafterin einmal und wieder, doch sie erhielt keine Antwort. Auch der Sklave hinter dem Weinkrug regte sich nicht, wohl aber hörte sie eine ihr wohlbekannte Stimme, die aus dem Schlafgemach, mehr stöhnend als sprechend, fragte:

„Wer ist da? Kommt er? Hast Du ihn endlich?“

Die ganze Dienerschaft des Bischofs war aus Furcht vor der Krankheit entflohen, und so auch der Akoluth, welcher Weib und Kinder besaß. Die Wirtschafterin hatte ihren Herrn verlassen müssen, um des Arztes, der schon einmal dagewesen, von neuem habhaft zu werden. Der letzte zurückgebliebene Sklave, ein treuer, gutmütiger, leichtsinniger Säufer, sollte indessen die Pflege übernehmen, doch er hatte sich einen Weinkrug aus dem unbewachten Speicher geholt, ihn schnell geleert, und war dann, von Trunkenheit und der drückenden Schwüle dieser Nacht überwältigt, entschlummert.

Katharina gab sich sogleich zu erkennen und hörte sich mit einem freundlichen, aber mühsam herausgestoßenen: „Ah, Du, Du, meine Kleine!“ begrüßen.

Nun ergriff sie die Handleuchte und trat damit auf den Kranken zu.

Dieser hatte ihr die mageren Arme zum Willkommen entgegengestreckt, doch als sich zugleich mit ihr auch die Leuchte näherte, schlug er die Hände vor die lichtscheuen Augen und rief ängstlich und schmerzlich:

„Nicht, nicht, das thut weh; fort mit der Lampe!“

Da stellte Katharina sie auf die niedere Truhe hinter dem Kopfende des Bettes, trat dem Leidenden mit freien Händen näher, bestellte ihm die Grüße der Mutter und fragte ihn, wie er sich befinde, und warum er so allein sei; er aber gab ihr nur undeutliche, mühsam hervorgeröchelte Antworten und bat sie, näher zu treten, weil er sie nicht deutlich verstehe. Es gehe ihm schlecht, er werde wohl sterben. Es sei schön von ihr, daß sie komme, sie sei immer sein Liebling gewesen, seine kleine, fromme Katharina. „Und es zieht Dich wohl her, Kind,“ schloß er, „um Dir den Segen des Alten zu holen. Von ganzem Herzen sollst Du ihn haben.“

Dabei streckte er ihr freundlich die Hand hin, sie aber folgte einem inneren Drange und kniete gerührt vor dem Lager nieder.

Da legte er ihr die heiße Rechte auf den Scheitel und murmelte segnende Worte; sie aber hörte sie kaum; denn seine Hand schien ihr schwer wie Blei, und ihre Glut that ihr weh und beängstigte sie furchtbar. Ihn, den alten, treuen Freund ihrer Kindheit, so leiden, vielleicht sterben zu sehen, verursachte ihr aufrichtigen Schmerz, indessen vergaß sie doch nicht, was sie hieher geführt; aber wie durfte sie ihn bei seinem Liebeswerk stören?

Er segnete sie, das war so freundlich, doch das Gemurmel nahm und nahm kein Ende, und die Last der glühenden Hand auf ihrem Haupt ward schwerer und

schwerer und zuletzt unerträglich. Ihrer selbst kaum mehr mächtig, raffte sie sich zusammen; und nun nahm sie wahr, daß der Greis statt der üblichen Segensformeln nur unverständliche, zusammenhangloſe Worte murmelte.

Da befreite sie sich von der heißen, schrecklichen Hand, legte sie auf das Bett zurück und wollte ihn fragen, ob er sie verraten und dem Patriarchen ihren Namen genannt habe, doch, großer Gott, da waren ja an seinen Wangen dieselben dunklen Flecken wie auf denen des Verseuchten im Hause der Lockenmedea, und mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie auf und riß das Lämpchen von der Truhe, und während sie dem Leidenden, ohne seines schmerzlichen Ausschreis zu achten, ins Antlitz leuchtete, zog sie ihm die matten Hände, mit denen er die Augen vor dem Lichtschein zu schützen suchte, gewaltsam beiseite und stürzte, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie richtig gesehen, von Raum zu Raum in den Vorsaal.

Hier trat ihr die heimkehrende Wirtschafterin entgegen, nahm ihr die Leuchte aus der Hand und wollte sie mit Fragen aufhalten, sie aber rief ihr nur zu:

„Ihr habt die Seuche im Haus! Laß das Thor verschließen!“ und eilte an dem Arzte vorbei ins Freie. Mit einem raschen Sprung war sie im Wagen, und wie die Pferde anzogen, wimmerte sie der Amme zu: „Die Seuche, die Seuche ist dort — Plotin hat die Seuche!“

Die erschreckte Frau versuchte Katharina zu beruhigen und versicherte, daß sie sich irren müsse; denn solche höllischen Dinge wagten sich nicht an einen so heiligen Mann; doch das Mädchen würdigte sie keiner Antwort und befahl ihr nur, gleich nach der Heimkehr ein Bad für sie zu bestellen.

Sie fühlte sich wie niedergeschmettert, und an der Stelle, wo die heiße Hand des verseuchten Greises so lang gelegen, empfand sie unaufhörlich einen starken, widrigen Druck; ja als der Wagen endlich in den Garten einfuhr, war ihr immer noch, als belaste etwas Warmes, Schweres, nie zu Beseitigendes, Gräßliches ihren Scheitel.

Die Fenster des Hauses waren schon dunkel; nur aus dem Zimmer zu ebener Erde, das Heliodora bewohnte, glänzte ihr noch Licht entgegen.

Da schoß ihr ein teuflischer Gedanke durch das überreizte, unruhige Gehirn, und ohne nach rechts und links zu schauen, gab sie ihm nach und trat, wie sie ging und stand, in das Wohngemach und dann durch einen Vorhang in das Schlafzimmer ihres schönen Gastes.

Da lag Heliodora, immer noch von dem Kopfschmerz geplagt, der sie gehindert hatte, an dem Besuch im Nachbarhause teilzunehmen, im Bette und bemerkte den späten Besuch erst, als er dicht vor ihr stand und sie begrüßte.

Eine einzige Lampe erhellte den großen Raum mit bescheidenem Licht, und so anmutig wie in ihrem dämmernden Schein war die junge Frau der Kleinen noch nie erschienen. Ein Nachtgewand von dem feinsten, durchsichtigen Gewebe verbarg nur halb ihre schönen Formen. Von dem vollen blonden Haar ging wohl der wundervoll feine, kaum merkliche Wohlgeruch aus, der diese Glückliche stets umgab. Wie zwei schimmernde Schlangen lag es in schweren Flechten über ihrem herrlich gewölbten Busen und dem weißen Betttuch. Das aufwärts gerichtete Gesicht war unendlich lieblich und still, ja sie glich, wie sie so dalag und Katharina zulächelte, einem von freundlichem Wohlthun ermüdeten Engel.

Dem Reiz dieser Frau konnte kein Mann widerstehen, und auch Orion war ihm verfallen.

Vor ihr lag eine Laute, der sie ganz leise, einschmeichelnde Töne entlockte, und diese steigerten noch den bestrickenden Reiz, den ihr Anblick ohnehin übte.

Katharinas ganzes Wesen befand sich in Aufruhr, und sie wußte nicht, wie es ihr gelang, Heliodoras Gruß zu erwidern und sie zu fragen, ob es denn möglich sei, mit schmerzendem Haupt die Leier zu schlagen.

„So leise mit den Fingern über die Saiten streichen, das beruhigt, das sänftigt das Blut," antwortete sie freundlich. „Aber Du, Kind, Du siehst aus, als littest Du schwerer als ich. Kamst Du mit dem Wagen, der eben vorfuhr?"

„Ja," versetzte Katharina. „Ich war bei unserem lieben alten Bischof; er ist sterbenskrank, und auch er wird uns bald entrissen. Ach, dieser Tag! Erst Orions Mutter, dann Paula, und nun auch das noch! O Heliodora, Heliodora!"

Dabei warf sie sich vor dem Lager auf die Kniee und schmiegte das Antlitz an die von Mitleid bewegte Brust der ruhenden Frau.

Diese sah die feuchten Augen des Mädchens, welche sich von selbst und ohne Zwang mit Thränen gefüllt hatten, und ihr weiches Herz ward mit ergriffen von dem Weh des frohen Geschöpfchens, dem schon früh so viel Schweres auferlegt ward, und sie beugte sich über die Kleine, küßte ihr freundlich die Stirn und sagte ihr tröstende Worte.

Und Katharina schmiegte sich fester an sie und wies auf die Stelle an ihrem Scheitel, auf der die heiße Hand des Seuchekranken gelegen, und sagte:

„Hieher, küsse mich hieher; hier, hier schmerzt es am meisten! Ja, so ist es gut, das thut wohl!“

Und während der frische Mund der weichherzigen, jungen Frau sich mit ihrem verpesteten Haar vermählte, schloß sie die Augen, und es ward ihr zu Mut wie dem Fechter, der die Waffen bisher nur auf dem Uebungsplatz gebrauchte und sie nun zum erstenmal in der Arena benützt, um dem Gegner das Herz zu durchbohren. Wie eine Fremde, größer als sie selbst kam sie sich vor; ja, sie war wie der alles bändigende Tod und hauchte sich selbst in die Brust ihres Opfers.

Diese Empfindungen beherrschten sie ganz, während sie auf dem weichen Teppich kniete, und sie bemerkte nicht, daß sich auf demselben eine Frauengestalt dem Lager ihrer Trösterin näherte, und ward auch nicht gewahr, wie diese der andern verständnisvoll zuwinkte.

Doch während sie von neuem ausrief: „Noch einen Kuß hieher; da brennt es so schrecklich!“ fühlte sie zwei Hände an ihren Schläfen, und zwei andere Lippen als die Heliodoras preßten sich fest auf ihren Scheitel.

Da schlug sie überrascht und erschrocken die Augen auf und sah in das lächelnde Antlitz der eigenen Mutter, die ihr nachgeeilt war, um zu hören, wie sie den Bischof gefunden, und die es dann verlangt hatte, auch einen Anteil an der Linderung der Pein ihres Lieblings zu haben.

Wie hübsch war der kleine, unerwartete Ueberfall gelungen!

Aber was überkam denn da ihre Kleine?

Wie vom Blitz getroffen, wie von einer Natter gestochen, sprang sie in die Höhe, schaute sie ihr entsetzt in

die Augen, und als Frau Susanna ihr Köpfchen noch einmal fest zu halten versuchte, um ihr wiederum die verruchte, schmerzende Stelle zu küssen, stieß Katharina sie von sich und lief, ihrer selbst nicht mächtig, durch das Wohnzimmer in den Vorsaal und von dort aus die wenigen Stufen hinunter, die in den Baderaum führten.

Die Mutter schaute ihr verdutzt und kopfschüttelnd nach. Dann wandte sie sich an Heliodora, zuckte die Achseln und sagte mit feuchten Augen: „Arme, arme Kleine! Es kommt gerade jetzt auch gar zu viel Trauriges für sie zusammen. Wie ein heller Sonnentag war noch vor kurzem ihr Leben, und nun schlägt der Hagel von allen Seiten auf sie ein. Gewiß bringt sie traurige Nachrichten vom Bischof."

„Er soll sterbenskrank sein," entgegnete die junge Frau mitleidig.

„Unser bester, treuster Freund," schluchzte die Witwe. „Ja, es ist, ist wahrlich zu viel! Oft mein' ich, ich müßte selbst unterliegen, und nun erst sie, das kaum erwachsene Kind! Und mit welcher Ergebung trägt sie das Schwerste! O Frau Heliodora, Du weißt ja lange nicht alles, was sie betroffen, doch vielleicht hast Du bemerkt, wie sie immer nur bedacht ist, fröhlich zu scheinen, um mir das Herz zu erleichtern. Kein Seufzer, keine Klage ist bis jetzt über ihre Lippen gekommen. Wie eine Heilige fügt sie sich in alles, ohne zu murren. Aber nun, da es auch den alten, lieben Freund trifft, nun hat sie zum erstenmal die Fassung verloren. Sie weiß ja, was Plotinus mir war . . ."

Dabei brach sie in erneutes Schluchzen aus, und nachdem sie sich einigermaßen beruhigt, entschuldigte sie

sich wegen ihrer Schwäche und verabschiedete sich von dem schönen Gaste.

Indessen befand sich Katharina im Bade.

Ein solches gehörte zu den vorzüglichsten Bestand=teilen eines jeden reichen griechisch=ägyptischen Hauses, und ihr verstorbener Vater hatte das seine mit besonderer Liebe herstellen lassen.

Es bestand aus zwei Abteilungen, eine für Männer, eine für Frauen, die beide gleich prächtig ausgestattet waren.

Weißer Marmor, gelblicher Alabaster, brauner Por=phyr überall, und am Fußboden schöne byzantinische Mosaik auf goldschimmerndem Grunde. Kein Bildwerk wie in heidnischen Bädern, doch dafür an den Wänden Bibelsprüche in goldener Schrift, und ein Kruzifix über den mit Giraffenfell überzogenen Polstern. Aus dem Mittelfelde der kassettirten Decke, welches wie heraus=fordernd mit dem Hauptsatze des jakobitischen Bekennt=nisses: „Wir glauben an die eine, einzige göttliche Natur Jesu Christi," in koptischer Schrift und Sprache umgeben war, hingen silberne Lampen.

Das große Bassin hatte sofort für Katharina gefüllt werden können, da die Badeöfen allabendlich für die Frauen des Hauses geheizt werden mußten.

Beim Auskleiden wies ihr die Zofe eine erkrankte Dattel. Der Obergärtner hatte sie ihr gezeigt, nachdem er heute Mittag wahrgenommen, daß die Pflanzenseuche auch seine Palmen ergriffen.

Doch die Dienerin bereute bald ihre Redseligkeit; denn nachdem sie hinzugefügt, daß der brave Schuster Anchhor, der ihr noch vorgestern die hübschen neuen

Sandalen gebracht, nun auch der Seuche erlegen, ward sie übel angeherrscht und zum Schweigen verwiesen. Aber während sie vor Katharina kniete und ihr die Sandalen von den Füßen löste, ging diese dennoch auf ihre Erzählung ein und fragte, ob auch die hübsche junge Frau des Schusters von der Seuche ergriffen worden sei. Da versetzte das Mädchen, die sei noch am Leben, doch man habe die alte Schwiegermutter und die Kinder in das Haus eingeschlossen und auch die Fensterladen versperrt, nachdem man die Leiche des Mannes hinausgetragen. Die Buleuten hätten befohlen, es überall so zu halten, damit die Krankheit nicht auf die Straße dringe oder durch die Gesunden weiter verschleppt werde. Speise und Trank reiche man den Eingesperrten durch eine verschließbare Oeffnung in der Thür. Solche Maßregeln, fügte sie hinzu, seien doch besonders wohl bedacht und weise. Aber sie hätte dies Urteil für sich behalten sollen; denn bevor sie damit zu Ende gekommen, trat Katharina sie erbost mit dem Fuße. Dann ward ihr anbefohlen, das Smegma*) nicht zu schonen, und ihr das Haar so tüchtig auszuwaschen wie möglich.

Das geschah denn auch, und Katharina rieb sich selbst Hände und Arme mit leidenschaftlichem Eifer. Darauf ließ sie sich wieder und wieder Wasser über das Haupt gießen, und nachdem sie damit innezuhalten geboten, lehnte sie sich atemlos und wie erschöpft an den Marmor.

Trotz des Smegmas und Wassers empfand sie den

---

*) Unsere Seife, welche indessen nur in ungehärtetem Zustande gebraucht wurde.

Druck der heißen Hand noch immer auf dem Scheitel, und es war ihr, als werde auch ihr Herz von einem unsichtbaren Bleigewichte belastet.

Die Mutter, die Mutter!

Sie hatte sie dahin geküßt, wo die Seuche mit ihr in Berührung gekommen, und vor ihrem inneren Ohre hörte sie sie röcheln und um einen Schluck Wasser betteln wie die Sterbenden, zu denen sie das Schicksal geführt. Und dann — dann kamen die Diener des Senates und schlossen sie mit der Kranken in dem verpesteten Haus ein, und sie sah die Seuche vor sich wie eine grausame, hämische Hexengestalt, und hinter ihr reckte und streckte ihr unerbittlicher Begleiter, der Tod, die Knochenhand aus und griff nach der Mutter und allen, allen, die sie umgaben, und auch nach ihr.

Da sanken ihr die Arme, und wenn sie sich heute früh mächtig und furchtbar gefühlt, so ward sie jetzt von der Empfindung der erbärmlichsten, schwächlichsten Ohnmacht niedergedrückt.

Gegen ein Menschenkind, eine schwache, zarte Frau, war ihre Herausforderung gerichtet gewesen, und Gott und das Schicksal hatten sich an Heliodoras Stelle auf den Kampfplatz gestellt.

Dieser Gedanke machte sie frösteln, und wie sie eben dem Bade entstieg, trat ihre Mutter in die Halle und rief: „Noch immer hier, Kind? Wie Du mich erschreckt hast! Ist es denn wahr? Wäre Plotins Krankheit wirklich mit der Seuche verwandt?“

„Mehr als das, Mutter,“ versetzte sie dumpf; „er hat die Seuche, und mir fiel da ein, daß man sich baden, muß, wenn man in einem verpesteten Hause gewesen

und Du hast mich doch auch berührt und geküßt. Bitte, laß wieder feuern, so spät es auch ist, und bade doch auch."

„Aber, Kind!" lachte die Witwe; doch Katharina ließ ihr keine Ruh', bis sie ihr nachgab und versprach, sich des Bassins in der Männerabteilung zu bedienen, das seit dem Ausbruch der Seuche von niemand benützt worden war.

Wie Frau Susanna allein war, lächelte sie still und dankbar vor sich hin, und während des Bades erhob sie Herz und Hände und betete für das gute, so zärtlich für sie besorgte einzige Kind.

Katharina begab sich auf ihr Zimmer, nachdem sie sich erkundigt, ob auch die Kleider, welche sie vorhin getragen, dem Feuer in der Badeheizung zum Opfer gefallen.

Mitternacht war vorüber, doch sie befahl der Zofe, zu warten, und legte sich nicht zu Bette.

Sie hätte doch keine Ruhe gefunden.

Es zog sie hinaus auf den Altan, und sie ließ sich dort auf ihrem Schaukelstuhl nieder.

Die Nacht war heiß und schwül. Jedes Haus, jeder Baum, jede Mauer strahlte die Wärme aus, womit sie sich bei Tage gesättigt. Auf der Nilstraße zog erst eine lange Prozession mit Bittgängern dahin, dann kam ein Leichenzug, und ihm folgte bald darauf ein zweiter, beide so dicht von Staubwolken umhüllt, daß das Licht der Fackeln ihrer Begleiter nur wie Kohlen unter der Asche zu glimmen schien.

An der Seuche Verschiedene, die bei Tage nicht zur Ruhe gebracht werden durften, wurden da bestattet. Der eine Leichenzug, so schwebte es ihr vor, war der Heliodoras,

der andere ihr eigener oder, und dabei durchschauerte es sie kalt, der ihrer Mutter. Und das Leichengefolge schwankte in seiner Staubwolke weiter und hielt still an der Nekropole, und der Schlitten mit dem Sarg kehrte leer und mit glühenden Kufen zurück; sie aber hatte nicht zu den Leidtragenden gehört; denn sie war eingeschlossen worden in dem verpesteten Hause. Und als es sich wieder öffnete — sie sah das alles vor sich wie wahr und wirklich — da hatte man im Hofe der Gerichtshalle zwei Häupter gefällt: Orions und Paulas, und sie, sie war nun allein, ganz allein und vereinsamt. Die Mutter lag neben dem Vater im Staube des Friedhofs, und wer fragte nach ihr, wer sorgte für sie, wer war ihr Beschützer? Wie ein Baum ohne Wurzel, wie ein ins Meer verwehtes Blatt, wie ein aus dem Nest gefallener, unflügger Vogel stand sie da in der Welt. Und nun kam ihr zum erstenmal seit jener Nacht, in der sie falsches Zeugnis geredet, alles in den Sinn, was ihr in der Schule und Kirche von den Strafen der Hölle berichtet, gepredigt, angedroht worden war, und sie sah vor sich die Sitze der Verdammten und das heiße, glühende Flammenmeer, worin Mörder, Ketzer und falsche Zeugen ...

Aber was war das?

Hatte die Hölle sich wirklich geöffnet, und lohten ihre Flammen durch die geborstene Schale der Erde gen Himmel? Hatte auch das Firmament sich aufgethan und ergoß lohende Glut und schwarzen Qualm über den Norden der Stadt?

Entsetzt sprang sie auf und starrte hin auf die furchtbare Erscheinung.

Das ganze Firmament schien in Flammen zu stehen.

und dichter Rauch, glühende Lohe und Milliarden von stiebenden Funken erfüllten den Raum zwischen Erde und Himmel. Eine alles vernichtende Feuersbrunst schien Stadt und Strom und das nächtliche Sternengewölbe zugleich ergriffen zu haben, und nun erhoben all die metallenen Herolde, welche sonst die Gläubigen in die Kirche riefen, die Stimme, und auf der stillen Straße vor ihr ward es lebendig, mit Tausenden füllte sich der vereinsamte Weg, Geschrei, Geheul und wildes Befehlen und Rufen scholl zu ihr empor, und in dem Stimmengewirr unter und vor ihr unterschied sie die Worte „Statthalterei", „Araber", „Mukaukas", „Orion", „Feuer", „Löschen" und „Retten".

Und nun rief der alte Obergärtner von dem Lotosteiche her zu ihr hinauf: „Die Statthalterei steht in Flammen. Bei dieser Dürre! Gott der Barmherzige behüte die Stadt!"

Da wankten dem Bachstelzchen die Kniee, und als es mit einem leisen Aufschrei nach einem Halt suchte, um sich zu stützen, da fingen zwei Arme sie auf, von denen sie sich in der letzten Zeit so gern frei gemacht hatte, die ihrer Mutter, der Mutter, die sich über das einzige Kind gebeugt hatte, um sich von seinem verpesteten Scheitel mit einem zärtlichen Kuß den Tod zu pflücken.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vierzigstes Kapitel.

Die Statthalterei, der Stolz und die Zierde von Memphis, der große, reiche Sitz des ältesten, vornehmsten Geschlechtes des Landes, das letzte Haus, aus dem eine lange Reihe von ägyptischen Männern hervorgegangen war, welche auch die Griechen würdig befunden, den Kaiser zu vertreten und die höchsten weltlichen Würden zu bekleiden, die Hochburg einheimischen Lebens lag in Asche, und wie der Waldriese, den der Sturm zu Fall bringt, viel niedriges Gewächs bei seinem Sturze zerknickt und umbringt, so zerstörte der Brand der Statthalterei einige hundert kleinere Häuser.

Von dem morschen Schiff Memphis hatte diese Nacht Mast und Steuer und außer ihnen viele Planken gerissen. Wie ein Wunder mußte es erscheinen, daß nicht das ganze in Asche hinsank, und nächst dem Willen Gottes hatte man dies dem schwarzen Brandstifter selbst und seinen Arabern zu danken.

Mit kühler und kluger Berechnung war diese Frevelthat begonnen und zu Ende geführt worden. Während der Durchsuchung des weitläufigen Gebäudes hatte Obada

für seinen Zweck günstige Stellen ausgesucht, und zwei Stunden nach Sonnenuntergang mit eigener Hand, heimlich und von niemand bemerkt, Feuer auf Feuer entzündet. In Fostat waren die Truppen, deren er sich später zu bedienen wünschte, unter den Waffen gehalten worden, und als dann erst im Rentamt und gleich darauf an drei anderen Stellen der Statthalterei das Feuer ausbrach, wurden sie herangezogen und aufs umsichtigste verwandt.

Was dieser alte Sitz eines reichen Geschlechts an besonders wertvollen Kostbarkeiten geborgen, selbst die große Zahl der edlen Rosse in den Ställen, war in Sicherheit gebracht worden, die Besitztitel über Ländereien, Sklaven und dergleichen lagen wohlgeborgen in Fostat, aber die Flammen verzehrten dennoch eine Fülle von unschätzbaren, nie wieder herzustellenden Dingen. Edle Kunstwerke, Schriften und Bücher, die nur noch hier aufbewahrt worden waren, alte, herrliche Pflanzen und Bäume aus allen Zonen, Geräte und Webereien, welche das Entzücken der Kenner gewesen, gingen in Massen zu Grunde. Aber das alles beklagte der Brandstifter nicht; denn damit sank die Möglichkeit in Asche, ihm nachzuweisen, was und wie viel ihm mit dem Untergang der Statthalterei in die Hände gefallen.

Mochte man ihn im schlimmsten Falle wegen seines kühnen Vorgehens des Amtes entsetzen! Von allen Städten, die er auf den Eroberungszügen des Islam berührt, hatte ihn keine so angesprochen wie Damaskus, und er besaß nun die Mittel, dort die zweite Hälfte des Lebens in üppigem Wohlsein zu genießen.

Es mußte ihm alles daran liegen, außer der Statthalterei so wenig wie möglich von den Flammen

vernichten zu lassen; denn eine wie geschickte Handhabe gegen ihn hätte es seinen Feinden geboten, wenn das alte, berühmte Memphis durch seine Schuld völlig zu Grunde gegangen wäre? Und er war der Mann, mit dem furchtbaren Element den Kampf aufzunehmen.

Und in der That fiel kein anderes Haus der Nilstraße dem Feuer zum Opfer, wohl aber hatte die von leichtem Südwinde bewegte Luft brennende Stoffe nach Nordwesten getragen, und von ihnen waren einige Häuser im Armenviertel, am Saume der Wüste, entzündet worden. Dorthin mußte sich nun die Hauptmacht der Löschenden und Rettenden wenden, und hier wie der Statthalterei gegenüber handelte er nach dem Grundsatz, aufzugeben, was nicht sicher bewahrt werden konnte.

So fiel ein ganzes Stadtviertel den Flammen zum Opfer, hunderte von dürftigen Familien verloren Hab und Gut, und dennoch wurde er, dessen ruchlose Habsucht so viele ins Elend gestürzt, gefeiert und bewundert; denn er war bald am Strome, bald am Saume der Wüste, immer da, wo die Gefahr den Gipfel erstieg, wo man die Gegenwart des Führers am nötigsten brauchte. Hier sah man ihn mitten im Feuer, dort mit eigener Hand die Axt schwingen, bald zu Pferde die Linie abreiten, auf der dürres Gras umzugraben und mit Wasser zu tränken war, bald zu Fuß den Schlauch der erbärmlichen Spritzen richten oder einen Balken, der über die gezogene Grenze hinausgefallen, mit herkulischer Kraft in die Flammen zurückschleudern. Seine schrille Stimme überschrie, seine Riesengestalt überragte alles, an seinem schwarzen Gesicht mit den funkelnden Augen und Zähnen hing jeder Blick, und sein Beispiel riß die Araber mit fort. Sein

Kommandoruf machte aus der Brandstätte ein Schlachtfeld, todesmutig und bereit, die Kräfte anzuspannen und zu gebrauchen bis aufs Aeußerste, leisteten die Muslimen, gut geführt, und mit dem Namen ihres Gottes und Propheten auf den Lippen, das Unerhörte.

Auch die Aegypter thaten ihr Bestes, aber den Leistungen dieser Männer gegenüber fühlten sie sich ohnmächtig, empfanden sie es kaum mehr als Schande, von ihnen überwältigt worden zu sein.

Weit, weithin ward der Feuerschein gesehen, und auch derjenige, dessen reiches Erbe die Flammen verzehrten, wurde zwischen Mitternacht und Morgen am fernen westlichen Horizont eines rötlichen Schimmers gewahr, dessen Ursprung er sich nicht erklären konnte.

Eine halbe Stunde war er ihm entgegengeritten, als sein Reisezug bei dem vorletzten der an der Kaiserstraße zwischen Kolzum*) und Babylon**) gelegenen Stationshäuser Halt machte.

Eine stattliche Schaar von Bewaffneten stieg zugleich mit ihm von den Pferden, doch Orion hatte sie nicht zu seinem Schutze berufen, er war vielmehr von ihnen angehalten worden und wurde nun als ihr Gefangener nach Fostat geführt.

Den Wagen, dessen er sich früher bedient, hatte er verlassen und statt seiner ein Dromedar besteigen müssen; zwei bis an die Zähne bewaffnete Reiter waren ihm stets an der Seite geblieben.

---

*) Sues.

**) Die griechische Festung, an die das von Amr gegründete Fostat und das spätere Kairo sich schlossen.

Seine Gefährten ließ man unbehelligt in ihrem Fuhrwerk. Vor dem Stationshause stieg der Senator Justinus aus und forderte seinen Begleiter, einen bleichen, in sich zusammengesunkenen Mann auf, das Gleiche zu thun, doch dieser blieb mit einem müden Kopfschütteln sitzen, und als der Alte ihn liebreich fragte: „Hast Du Schmerzen, Narses?“, antwortete dieser herb und heiser: „Ueberall!“ und drückte sich in die Rückenkissen des Fuhrwerks. Auch die Erfrischungen, welche des Senators Diener und Dolmetscher ihm brachten, schlug er aus. Er schien in völlige Gleichgiltigkeit verfallen und nichts zu begehren als Ruhe.

Es war der Neffe des Justinus.

Dieser hatte mit Orions Beistand und nachdem er von dem Feldherrn Amr mit Schutz- und Empfehlungsbriefen versehen worden war, sein Ziel erreicht und Narses losgekauft, nachdem der Aermste erst an der neuen, dem alten Pharaonenkanal folgenden Wasserstraße, die der Chalif Omar herstellen ließ, um Getreide auf dem schnellsten Wege aus Aegypten nach Arabien zu befördern, und dann im felsigen Hafen von Aila Zwangsarbeiten verrichtet.

Am glühenden Ufer des Roten Meeres hatte Narses im furchtbaren Sonnenbrand dieser Breiten Steine zu schleppen gehabt, und mehrere Tage waren vergangen, bevor es seinem Oheim gelungen war, seine Spur zu entdecken. Ach, und wie fand Justinus ihn endlich!

Schon eine Woche vor ihrer Ankunft hatte der frühere Reiteroffizier in dem elenden Krankenschuppen der Arbeiter gelegen, und sein Rücken trug noch die Spuren der Hiebe, womit der Vogt den Erschöpften und Leidenden zur Anspannung der versagenden Kräfte gezwungen. Aus dem

schmucken Krieger war ein an Leib und Seele gebrochener, in Tiefsinn verfallener Siecher geworden.

Einen glückseligen Befreiten hatte Justinus Martina zuzuführen gehofft, und nun brachte er ihr diese dem Untergang erlesenen Menschentrümmer!

Und doch war der Senator froh, wenigstens diese gerettet zu haben. Der Anblick des Leidenden rührte ihn, und je weniger Narses ihm gewährte und von ihm annahm, desto dankbarer empfand es Justinus, wenn der Wiedergefundene auch nur das kleinste Zeichen regerer Teilnahme gab.

Orion war auf dieser Fahrt zu Land und zu Wasser und zuletzt als sorgsamer Mitpfleger des Leidenden dem alten Herrn sehr nahe getreten und hatte auf die Gefahr hin, seine Mißbilligung herauszufordern, dem Senator gestanden, weswegen er Memphis verlassen.

Unaufhörlich empfand er, daß alles, was gut und groß in ihm war, Paula gehörte, daß ihre Liebe ihn hob und stärkte, daß von ihr abfallen, sich selbst aufgeben heiße. Die Tändelei mit Heliodora konnte ihn nur von den hohen Lebenszielen ablenken, die er sich vorgesteckt hatte.

Diese Ziele behielt er unverwandt im Auge, und mit geistigem Heißhunger sehnte er sich nach ruhigen Tagen, in denen er das, was er sich in der Kirche vorgenommen, ausführen und die Aufgabe lösen konnte, welche ihm der Feldherr gestellt.

Das Bewußtsein, der Erbe eines ungeheuren Besitzes zu sein, freute ihn jetzt nicht, ja er mußte sich sagen, daß er ohne diese Ueberfülle des Reichtums ein ganz anderer geworden wäre, und mehr als einmal wandelte

ihn die Luſt an, was er beſaß, hinter ſich zu werfen, frei und frank in die Welt hinauszuſtürmen und ſich mit eigener Kraft Seelenbefriedigung und die Achtung der Beſten zu erringen.

Der Senator hatte ſeine Bekenntniſſe hingenommen, wie er eben mußte. War die Tochter des Thomas ſo, wie Orion ſie ſchilderte, dann gab es freilich für ſein liebes Vögelchen wenig zu hoffen. Mit zwei Lieblingen durften er und ſeine Martina zwar heimziehen, aber an ihnen, den Alten, ſollte es dabei ſein, die Jungen aufzurichten, nicht umgekehrt, wie ſich's gehörte.

Trotz alledem hatte Orion ſein Herz immer mehr gewonnen; denn jeden Tag, jede Stunde, war ihm etwas Erfreuliches, Neues an ihm aufgefallen, hatte er Größeres in ihm gefunden, als er erwartet.

In dem weiten Hof des Stationshauſes brannten Fackeln, und unter einem von Pfählen getragenen, mit Palmenzweigen bedeckten Viereck in ſeiner Mitte ſtanden Bänke für die raſtenden Gäſte.

Hier traf er wieder mit Orion zuſammen und konnte mit ihm reden.

Die Häſcher hatten in ſeiner Nähe Platz genommen, und verloren ihn nicht aus den Augen, während ſie ihr getrocknetes Hammelfleiſch, ihr Brot, ihre Zwiebeln und Datteln verzehrten.

Auch des Senators Diener brachte einen Imbiß aus dem Wagen, und als Juſtinus und ſein junger Freund ihm eben zuzuſprechen begannen, trat eine lange Männergeſtalt in den Hof und an die Bänke. Es war der Arzt Philippus, der hier auf dem Weg nach Dſchidda raſten wollte.

Schon draußen hatte er erfahren, wen er als Gefangenen hier finden werde, und die Araber, denen der Arzt bekannt war, gestatteten ihm, sich zu den beiden zu gesellen, doch sie rückten ihnen näher, und ihr Führer verstand griechisch.

Philippus war Orion nichts weniger als freundlich gesinnt, doch er wußte, welchen Gefahren der Jüngling entgegen sah, einen wie schweren Verlust er erlitten, und sein Gewissen gebot ihm, ihm alles zu gewähren, was ihm im Verhör über das Unternehmen, dem Rufinus zum Opfer gefallen, dienlich sein konnte.

Er war der Ueberbringer trauriger Nachrichten, die auch die Araber mit anhören durften.

Ueber die Beschlagnahme der Statthalterei geriet Orion zwar in Empörung, doch meinte er, daß der Feldherr Amr sie wieder rückgängig machen werde; dagegen ward er von der Kunde, die Mutter sei dem Vater gefolgt, um so gewaltiger erschüttert, und wie die Araber den starken Mann schluchzen sahen und erfuhren, was ihn betroffen, zogen sie sich achtungsvoll zurück; denn der Schmerz des Sohnes über den Tod der eigenen Mutter war ihnen heilig. Sie betrachten denjenigen, dem sein Teuerstes gestorben, wie von der Hand des Höchsten getroffen und von seiner Berührung geheiligt, und mit frommer Scheu zollen sie ihm jegliche Rücksicht.

Orion hatte das Verschwinden der Muslimen nicht bemerkt, doch Philippus benützte es sogleich, um ihn mit fliegenden Worten von allem zu unterrichten, was sich auf der Flucht der Nonnen ereignet.

Von dem Brand der Statthalterei und Paulas Verhaftung besaß er selbst noch keine Kunde, dem Senator

konnte er dagegen mitteilen, wo er die Seinen zu suchen habe.

Als der Führer ihn auf die Straße rief, besaß Orion Kenntnis von allem Geschehenen.

Gesenkten Hauptes, in tiefe, schmerzliche Gedanken versunken, ritt er mit den anderen weiter.

Die Statthalterei — ob die Araber sie ihm vorenthielten, ob nicht, was kam darauf an; doch die Mutter, die Mutter! Alles, alles, was sie ihm von Kind an gewesen, trat ihm nun in den Sinn, und über den Kummer um diesen Verlust vergaß er der drohenden Gefahr, des Kerkers, der ihn erwartete, und des schmählichen Eingriffes in seine Rechte; ja selbst das Bild der Geliebten wich vor dem der teuren Verstorbenen zurück. Vielleicht sollte es ihm nicht einmal vergönnt sein, die Mutter selbst zu bestatten!

Durch dürres, felsiges Wüstenland führte der Weg, und je weiter man kam, desto heller wurde der wunderbare Feuerschein vor ihnen, bis es hinter den Reisenden zu tagen begann, und das glühende Rot der Morgenröte das andere im Westen verlöschte.

Wieder begann ein brennend heißer Tag, und als die Felsen an Orions Seite noch lange Schatten auf die staubige Wüstenstraße warfen, kamen ihm einige arabische Reiter von Fostat her entgegen und riefen seine Begleiter an, um ihnen das Neueste zu berichten. Es mußte etwas Großes sein; doch der Jüngling verstand nicht, was sie sagten; schlimme Botschaften erreichen indessen nur zu schnell ihr Ziel, und während die Reiter noch mit den anderen sprachen, trabte der Dolmetscher zu ihm heran und rief ihm zu, die Statthalterei sei heruntergebrannt, und halb Memphis stehe in Flammen.

Dann kamen andere Wanderer zu Roß und auf Dromedaren, kamen Wagen, Kamelzüge mit Korn und ägyptischen Handelsgütern ihnen entgegen, und jeder rief Orions Reisezug an, und teilte mit, was sich in Memphis ereignet, und hoffte der erste zu sein, von dem es die Heranziehenden erfuhren.

Wie häufig bekam Orion das Gleiche zu hören, und so oft ein Wanderer mit seinem „Habt ihr vernommen?“ anhob und nach Westen wies, begann die Wunde, welche ihm die erste Botschaft geschlagen, neu zu bluten.

Was lag für ihn alles unter der Asche da drüben? Wie viel Unersetzliches hatten die Flammen zerstört!

Was er sich auf dieser Fahrt in stillen Stunden gewünscht, zum Teil hatt' es sich jetzt schon erfüllt! Die Last des großen Besitzes, die an seinen Fersen gehangen und ihn gehindert, sich frei zu bewegen, wo war sie? Aber er fühlte sich noch nicht wie befreit, sah den Weg noch nicht vor sich offen, sondern beklagte still das versunkene Haus seiner Väter, die verlorene Heimat, und ein quälendes Gefühl der Unsicherheit überfiel ihn. Keinen Vater, keine Mutter, kein Elternhaus mehr! Jahrelang hatte er schon ganz auf eigenen Füßen gestanden, und doch kam er sich vor wie ein Schiffer, dessen Boot das Steuer verloren.

Vor ihm lag der Kerker und der Abschluß der großen Tragödie, als deren Held er sich selbst ansehen durfte. Wie das Haus des Tantalus hatte das Schicksal das seine dem Verderben erlesen. Es war in Asche versunken, und da lagen schon die Opfer: Zwei Brüder, Vater, Mutter und in weiterer Ferne Rufinus.

Doch wo war die Schuld?

Seine Ahnen hatten sie nicht begangen, nur die seine konnte es sein, die das Verderben herabzog; aber gab es denn noch das alte Verhängnis, das unerbittliche, eiserne Schicksal der Alten? Hatte er nicht bereut, gelitten, sich mit seinem Erlöser versöhnt, sich bereit gemacht zum Kampf gegen das Schwerste? Vielleicht war er der Held des Trauerspieles, doch dann wollte er zeigen, daß nicht mehr die blinde Notwendigkeit, sondern das, was der Mensch aus sich selbst macht, das, was er im Bunde mit dem Höchsten erstrebt, das Geschick eines Lebens bestimmt. Mußte er unterliegen, so sollt' es nur nach wackerer Gegenwehr geschehen. Ohne Furcht wollte er ankämpfen gegen alles, was ihm feindlich widerstrebte, wollte er vorwärts dringen auf dem Weg, den er sich vorgezeichnet, und nun hob sich ihm wieder das Herz, und es war ihm, als sähe er am Himmel als leitenden Stern das Beispiel des Vaters, in dessen Sinne es zu leben galt oder zu sterben. Und richtete er den Blick auf die Erde, so gab es auch dort noch etwas, was es ihm wert erscheinen ließ, die Not des Daseins zu tragen und den schwersten Kampf auszufechten: Paula und ihre Liebe!

Je mehr er sich Fostat näherte, desto höher und sehnsuchtsvoller schlug ihm das Herz.

Ja es mußte ihm vergönnt sein, die Geliebte wiederzusehen, sie in die Arme zu schließen vor seinem Ende!

Es war ihm, als hätte das, was er in diesen Stunden gelitten, alles fortgeräumt und beseitigt, was sie noch von einander trennte. Er fühlte, daß er nun die Kraft besitze, ihrer würdig zu bleiben; ja wäre Heliodora ihm wieder begegnet, er hätte ihr nun sicher und gewiß nicht mehr gewährt als einer freundlichen Schwester.

Seine Begleiter führten ihn in das Haus des Kadhi, doch dieser befand sich im Diwan, in der Ratsversammlung, welche sein Feind, der schwarze Schurke Obada, zusammenberufen.

Dieser hatte sich nach den Anstrengungen der letzten Nacht nur wenige Stunden Ruhe gegönnt und dann dem Rat beiwohnen müssen, und in seiner Mitte sollte er erfahren, daß er so vielen Feinden zu widerstehen hatte, wie dieser Mitglieder umfaßte.

Sein schärfster Gegner war der dem Gerichts- und Verwaltungswesen vorgesetzte Kadhi Othman, und der Vorsteher der Landesbesteuerung, Chalid. Beide hielten mit ihrer Meinung nicht zurück, und wer dieser Versammlung beigewohnt hätte, wäre wohl nie auf die Vermutung gekommen, daß die meisten Mitglieder derselben in ihrer Jugend während der Tage des Friedens als schlichte Hirten Schafe auf den Bergen gehütet, Karawanen durch die Wüste begleitet oder kleinen Handelsgeschäften vorgestanden hatten. Im Streit des einen Stammes gegen den andern war ihnen allen Gelegenheit geboten worden, sich im Waffenhandwerk zu üben und den Mut zu stählen, doch wer hatte sie gelehrt, das Wort so sorgfältig zu wählen, und es mit Gesten zu begleiten, deren natürliche Anmut jedem griechischen Rhetor Ehre gemacht haben würde? Nur wenn der gereizte Sprecher „donnerte und blitzte“, verlor er zwar, fortgerissen von heißblütiger Leidenschaft, das schöne Maß, doch wie gewaltig wirkten dann Stimme, Auge und Handbewegung! Und nie, auch nicht im höchsten Affekt, verging man sich hier gegen die Reinheit der Sprache. — Diesen Rednern, von denen die wenigsten lesen und schreiben konnten, standen auch die

wirkungsvollsten Verse ihrer Dichter zu Gebote, von denen tausende ihr Gedächtnis schmückten.

Heute ward hier über die inneren Angelegenheiten eines alten Kulturlandes verhandelt, das den kriegerischen Wüstensöhnen noch vor wenigen Jahren fremd gewesen war, und wie hatten die vier Bauordner, der Vorsteher der Märkte, der der Bewässerung des Landes und der der Mühlen, ihre Aufgabe begriffen! Diese frischen, unabgenützten Geister waren fähig, das Schwerste zu erfassen und es kräftig, fein und glücklich weiter zu bilden.

Und in der That, schon die Söhne dieser durch keine Schule gegangenen Väter waren berufen und im stande, herabgekommenen Großstaaten reichen Glanz zu verleihen, die entschlafene Wissenschaft der von ihnen niedergeworfenen Nationen zu neuem Leben zu erwecken! In dieser Versammlung zeigte alles Geist, Leben, Feuer, und der frühere Sklave Obada hatte es wahrlich nicht leicht, unter so beschaffenen Sprößlingen angesehener freier Stämme seine Stellung zu behaupten.

Offen und ohne Scheu sprach sich der Kadhi Othman gegen seine Handlungsweise aus, und erklärte, auch im Namen der anderen Mitglieder des Diwan, jede Verantwortlichkeit für das Geschehene ablehnen und es dem Wekil zuweisen zu müssen; der aber verlangte nichts Besseres, sprach mit so flammender Beredsamkeit, sein Vorschlag, die durch das Feuer obdachlosen Memphiten nach Fostat zu ziehen, war so annehmbar, und endlich hatte die letzte Nacht seine großen Eigenschaften in so helles Licht gestellt, daß man das Einschreiten gegen ihn verschob und die Antwort auf die gegen ihn gerichtete Anklage aus Medina abzuwarten beschloß. Auch die mächtige Disziplin befahl,

sich ihm zu fügen, und mancher, der in der Schlacht dem Tode wie einer geliebten Braut entgegengeeilt war, fürchtete den gewaltigen Emporkömmling, der vor dem Entsetzlichsten nicht zurückschrak.

Obada hatte einen Sieg erkämpft. Niemand war im stande, ihn des Raubes auch nur einer Drachme zu überführen, und dennoch hatte er schwer zu ertragende Worte anhören müssen, und von allen Seiten war ihm die Ehrfurcht vorenthalten worden, die ihm als Stellvertreter des Statthalters gebührte.

Unwillig aufs höchste, blieb er als letzter im Sitzungssaal zurück, und niemand, selbst nicht sein Unterbefehlshaber blieb bei ihm, um ihm über die Kraft und Schönheit seiner Rede ein schmeichelhaftes Wort zu sagen, während diese Verwünschten den Amr bei ähnlichen Anlässen wie die Bienen umschwärmten und ihm bis an sein Haus folgten wie wedelnde Hunde. Nicht seiner Schuld, sondern der Abneigung, welche seine Geburt in den hochmütigen Freigeborenen erweckte, schrieb er die Mißachtung und Gegnerschaft zu, die er erfuhr, und doch übersah er sie alle, fühlte er sich jedem einzelnen überlegen, und wenn der Streich in Medina glückte, dann wollte er sich seine Opfer auswählen unter ihnen, dann . . ."

Diesem Rachegedanken wurde von einem über und über mit Staub bedeckten Boten ein Ende gemacht, und der brachte Gutes: Orion war erwischt und in das Haus des Kadhi geführt worden.

„Warum nicht zu mir?" herrschte Obada den Soldaten an. „Wer vertritt hier den Statthalter? Othman oder ich? In mein Haus mit dem Gefangenen!"

Damit begab er sich ungesäumt in seine Wohnung,

doch statt des Eingebrachten erschien ein Beamter des Kadhi, welcher ihm im Namen seines Herrn bedeutete, der Chalif habe Othman zum obersten Richter in Aegypten bestellt, diese Angelegenheit sei die seine, und wenn Obada die Gefangenen zu sehen wünsche, möge er sich zu ihm oder später in das Stadtgefängnis von Memphis begeben, wohin er Orion führen lassen werde.

Da eilte er wütend in das nahe Haus seines Feindes, doch dieser setzte seiner stürmischen Heftigkeit die Ruhe des besonnenen und gerechten Mannes entgegen. Er stand erst in der Mitte der vierziger Jahre, aber schon begann sein weicher schwarzer Bart zu ergrauen. Sein edles braunes Gesicht trug den Stempel einer vornehmen, hohen Gesinnung, und aus seinen Augen sprach ein scharfer und doch ruhiger Geist. Etwas Stilles, Abgeklärtes lag in der ganzen Erscheinung dieses Mannes, der schwere Lebensschicksale mit Würde getragen und sich die Aufgabe gestellt hatte, sie anderen, soweit es in seiner Macht lag, zu ersparen.

Auch an den Kadhi waren die Klagen des Patriarchen gelangt, auch er war willens, die Niedermetzlung seiner Glaubensgenossen schwer zu ahnden, doch die Strafe sollte nur die Schuldigen treffen, und es wäre ihm leid gewesen, Orion als solchen zu erkennen; denn er hatte seinen Vater als braven Mann und gerechten Richter hochgeschätzt und manchen guten Rat von dem erfahrenen Aegypter erhalten.

Der Auftritt, welcher nun zwischen ihm und dem aufs äußerste gereizten Wekil stattfand, war selbst für die Beamten, welche ihm beiwohnten, peinlich, und Orion, der im Nebenzimmer das wütende Poltern Obadas hörte,

konnte daraus entnehmen, mit wie großer Feindseligkeit ihn sein schwarzer Gegner verfolgte.

Doch wie die See selbst nach den heftigsten Stürmen zu leisem Wellenschlag zurückebbt, so gewann auch dieser Streit einen ruhigeren Ausgang. Der Kadhi hatte dem Wekil vorgehalten, wie unerhört es sei, und ein wie schmähliches Licht es auf die Gerechtigkeit der Muslimen werfe, auf einen bloßen Verdacht hin das angesehenste Haus des Landes, dessen Haupte die Sache des Islam noch dazu Großes verdanke, seiner Güter zu berauben, und Obada hatte darauf erwidert, daß bestimmte Anklagen des Leiters der Kirche eben dieses Landes vorlägen, daß nichts geraubt, sondern nur mit Beschlag belegt und in Sicherheit gebracht worden sei. Was Allah durch sein Feuer vernichtet, dafür könne kein Mensch die Verantwortung tragen. Von bloßem Verdacht sei hier keine Rede; er selbst besitze ein Dokument, welches schriftlich erhärte, daß die Geliebte Orions die Anstifterin der Frevelthat gewesen, welche zwölf Glaubensgenossen das Leben gekostet. — Das Mädchen, von dem er rede, sei gestern verhaftet worden. Er werde es nachher vernehmen, trotz aller Kadhis der Welt; denn wenn er, Othman, eine beliebige Zahl von Muslimen durch Christenhunde ungestraft hinschlachten lassen wolle, er, Obada, könne nicht darüber hinwegsehen, und wenn er es thäte, würden morgen die tausend ägyptischen Kanalarbeiter die drei Muslimen, welche sie bewachten, mit den Grabscheiten erschlagen.

Darauf versicherte der Kadhi, er sei nicht weniger begierig als Obada, die Thäter zu bestrafen, aber erst müsse festgestellt werden, wer sie gewesen, und das nach dem Gesetze, gerecht und ohne Menschenfurcht und blinden

Haß, von Rechts wegen und mit aller Vorsicht. Schuldige freisprechen gehe ihm als Richter ebensosehr gegen das Gewissen, als Unschuldige strafen, und so solle die Untersuchung denn ruhig vorwärts schreiten. Wenn er, Obada, die Geliebte Orions zu vernehmen wünsche, so habe er, der Kadhi, nichts dagegen; die eigentlichen Verhandlungen zu leiten und den Sitzungen der Richter vorzustehen sei dagegen seine Sache, und die lasse er sich selbst von dem Chalifen nicht nehmen, so lange ihn dieser für würdig erachte, sein Amt zu bekleiden.

Damit mußte sich Obada, wenn auch unwillig, einverstanden erklären, und als der Wekil Orion zu sehen wünschte, wurde er gerufen. Da beschaute ihn der schwarze Riese wie einen Sklaven, den man zu kaufen begehrt, von oben bis unten, und während der Kadhi auf die Thür zutrat und ihn nicht zu sehen vermochte, konnte Obada einem knabenhaften Triebe nicht widerstehen, und strich sich mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Gefangenen so hart und rasch mit dem Zeigefinger über den braunschwarzen Hals, als trenne er ihn vom Rumpfe. Dann wandte er dem Jüngling verächtlich den Rücken.

Einundvierzigstes Kapitel.

Am Nachmittag ritt der Wekil Obada nach Memphis in das Gefängnis der Stadt. Er erwartete den Bischof zu finden, doch empfing ihn dort statt seiner die Nachricht, Plotinus sei an der Seuche gestorben.

Das war ein hämischer Streich des Schicksals; denn mit dem Bischof ging die Kunde zu Grabe, wer ihm den zu Gunsten der Nonnen ersonnenen Rettungsplan verraten.

Aber nein!

Der Patriarch besaß gewiß Kenntnis von allem.

Doch was half das fürs erste?

Er hatte keine Zeit zu verlieren, und vor drei Wochen war Benjamin schwerlich zurückzuerwarten.

Obada war Paulas Vater vor Damaskus im Felde begegnet, und es hatte ihn oft gewurmt, daß man des Namens dieses Kriegshelden auch unter den Muslimen rühmlich gedachte. Sein neidisches Herz gönnte auch nicht dem Größten die reine, von Feind und Freund anerkannte Ehre, und er glaubte nicht an sie und hielt denjenigen, welcher ihrer genoß, für einen vorsichtigen Gleisner.

Wie gegen den Vater, so hegte er auch Abneigung gegen die Tochter, ohne sie je gesehen zu haben. Orions Schicksal war in seinem Innern besiegelt, und vor seinem Ende sollte ihm noch durch die Hinrichtung seiner Geliebten wehgethan werden, mochte sie ihre Schuld ableugnen oder offen bekennen. Vielleicht gelang es ihm, dies zu bewirken, und so ließ er Paula ungesäumt in das Versammlungszimmer der Richter führen; doch sein Vorhaben mißglückte völlig, obgleich er ihr durch den Dolmetsch die größte Milde, wenn sie offen sein werde, und im entgegengesetzten Fall einen qualvollen Tod in Aussicht stellte.

So hatte er sich die Gefangene freilich nicht gedacht, und die stolze Ruhe, mit der sie jede Beschuldigung zurückwies, übte eine seltsame Wirkung auf den früheren Sklaven.

Anfänglich unterstützte er den Dolmetscher, indem er sie mit gebrochenen griechischen Worten anschrie oder sie mit furchtbaren Blicken, deren Macht er gegen seine Untergebenen oft erprobt hatte, einzuschüchtern versuchte, doch ohne den geringsten Erfolg; und nun ließ er ihr erklären, er besitze ein Dokument, welches ihre Schuld außer Frage stelle, aber auch dies erschütterte ihre Ruhe nicht, und sie verlangte nur, es zu sehen. Da ließ er ihr sagen, sie werde es zeitig genug kennen lernen, und begleitete die Erklärung des Dolmetsch mit drohenden Gesten..

Es waren ihm unter seinem Volke kluge und einflußreiche Frauen begegnet. Tapfere Weiber hatte er mit in die Schlacht ziehen und noch wilder, todesmutiger und blutgieriger als die männlichen Krieger die Gefahren des Glaubensstreites teilen sehen, doch das waren lauter Gattinnen und Mütter gewesen, und wo er sie den stillen

Kreis des Hauses, aus dem ein Mädchen niemals heraustreten durfte, hatte durchbrechen sehen, waren sie von leidenschaftlichen Regungen, von glühender Parteinahme für Gatten und Kind, Familie oder Stamm beherrscht gewesen. Im ganzen hielten sich die Weiber seines Volkes bescheiden zurück, und keine durchbrach die Sitte, über die nicht stürmische Triebe die Herrschaft gewonnen. Aber diese Jungfrau: wie ein Feldherr, wie das Haupt eines Stammes stand sie da in unerschütterlicher Ruhe. Es lag etwas in ihrem Verhalten, das ihm Scheu einflößte und zugleich das Verlangen, sie seine Uebermacht fühlen zu lassen und ihren Stolz zu brechen, aufs äußerste reizte. Wie er alle Führer der muslimischen Kriegsmacht, so überragte sie an Wuchs alle Frauen seines Volkes, und von der neugierigen Regung, sich mit ihr zu messen, getrieben, trat er nahe an sie heran und zog mit der Hand von seinem braunen Halse aus eine Linie durch die Luft, welche ihren Scheitel berührte, und als sie dabei zurückwich, entging ihm die Fülle des Abscheus nicht, mit der dies geschah. Da stieg ihm das Blut zu Kopfe, und während er dem Dolmetsch befahl, ihr mitzuteilen, daß sie auf keine Schonung zu rechnen habe, weihte er sie in seinem Innern einem grausamen Tode.

Bleich und auf das Schlimmste gefaßt, kehrte Paula in den dürftigen Raum zurück, den sie mit ihrer alten Betta bewohnte.

Ihr Eintritt in das Gefängnis war schrecklich gewesen; denn der Wächter hatte Mine gemacht, sie in einen der Räume zu führen, welche männliche und weibliche Verbrecher in großer Zahl beherbergten, und aus denen ihnen Kettengerassel und ein wildes Durcheinander von rohen

Stimmen entgegengeklungen war; doch der Dolmetscher und der Führer der Sicherheitswächter hatten sich ihrer angenommen, und zwar auf Geheiß Frau Martinas, von der ihnen ein reiches Geschenk in Aussicht gestellt worden war, falls sie ihr morgen die Mitteilung brächten, daß Paula ein gutes Unterkommen im Kerker gefunden.

Auch die Schwiegermutter des Gefangenwärters hatte sie in Schutz genommen. Sie war die Wirtin aus der Herberge des Nesptah und hatte in der Gefangenen die schöne Jungfrau wiedererkannt, welche nach der Wasserfahrt mit Orion bei ihr eingekehrt war und die sie für seine Braut gehalten. Zufällig war sie bei der Wärtersfrau, ihrer Tochter, zu Besuch und veranlaßte auch sie, sich gefällig gegen Paula zu erweisen. So erhielt sie mit ihrer Betta eine eigene Zelle, und dem Wärter sagten ihre Goldstücke zu.

Dieser Mann that hinfort sein Bestes, um ihr Los zu erleichtern, und heute morgen war es sogar Pulcheria gestattet worden, sie zu besuchen und ihr die letzten, noch nicht verdorrten Rosen aus ihrem Garten zu bringen.

Auch die Witwe Susanna hatte ihr ihrem Vorsatz gemäß Speisen und Früchte gesandt, doch diese waren dem Gefängniswärter überlassen und der Bote bedeutet worden, daß sie mit allem versorgt sei und dergleichen in Zukunft nicht mehr bedürfe.

Im Gefühl ihrer Unschuld hatte sie ihrem Schicksal ruhig entgegengesehen und auf die viel gerühmte Gerechtigkeit der arabischen Richter gebaut. Aber nicht diese, sondern Orions Feind, der schwarze Unhold, schien ihr Los entscheiden zu sollen, und nun sank sie, niedergedrückt von dem Gefühl, ohnmächtig und hilflos der Willkür eines gewissenlosen Schurken preisgegeben zu sein,

in sich selbst zusammen und hörte kaum auf die ermutigenden Worte der Amme.

Sie fürchtete sich nicht vor dem Tod; aber zu sterben, ohne den Vater wiedergesehen, ohne Orion gesagt und gezeigt zu haben, daß sie sein, ganz sein sei und bleibe, das war des Harten und Unerträglichen zu viel.

Während sie der Verzweiflung nahe die Hände rang, trabte derjenige, welcher das Glück, die Ruhe und Habe so vieler Mitmenschen vernichtet hatte, auf dem edelsten Roß aus dem Stalle Orions mit dem festen Vorsatze die trotzige Gefangene seine Macht fühlen zu lassen, durch die Straßen von Memphis.

Auf dem großen Marktplatz im Ta-ānchviertel mußte er seinen Hengst zu einer ruhigeren Gangart zwingen; denn es hatte sich dort vor der Kurie, dem Rathause der Stadt, eine unübersehbare Menschenmenge angesammelt, und der Wekil brach sich rücksichtslos Bahn durch dieselbe: er wußte, was sie begehrte, und achtete ihrer nicht. Das arme Gesindel scharte sich dort schon seit einiger Zeit täglich zusammen, und verlangte von den Buleuten Hilfe in seiner schrecklichen Not. Wenn gestern Kirchgang und Prozession erfolglos geblieben, bestürmten sie heute die Kurie. Aber konnte denn der Senat den Nil wachsen lassen, der Seuche Einhalt thun oder die Datteln hindern, von den Palmen zu fallen? Sollte er helfen, da der Himmel seinen Beistand versagte?

So hatte das Stadthaupt die um Hilfe Schreienden von dem Altan der Kurie aus schon zehnmal gefragt, und immer war die Menge in den Ruf ausgebrochen: „Ja, ja, ihr müßt es, es ist eure Pflicht! Ihr nehmt uns die Steuern, ihr seid bestellt, für uns zu sorgen!“

Gestern schon waren die Unsinnigen nicht mehr zu halten gewesen und hatten mit Steinen nach dem Rathaus geworfen, heute aber, nach dem furchtbaren Brande und dem Tode des Bischofs, waren sie in unerhörter Menge erschienen, wütender, verzweifelnder denn je, und die Buleuten saßen bebend auf ihren alten vergilbten Elfenbeinstühlen, den Resten erloschenen Glanzes, welche es den Sitzen der römischen Senatoren gleichthun sollten, und schauten sich an und zuckten die Achseln und ließen sich das Schreiben des Kadhi vorlesen, welches soeben eingetroffen war und ihnen, den Christen, gemäß dem zum Beschluß erhobenen Vorschlag des Obada, befahl, der Gemeinde durch öffentlichen Ausruf und Anschlag bekannt zu machen, daß jeder Bürger, dem das Feuer in der vergangenen Nacht das Haus zerstört hatte, drüben in Fostat unentgeltlich Grund, Boden und Baumaterial erhalten solle, um sich ein neues zu bauen, falls er hinüberzuziehen und den Islam anzunehmen bereit sei.

Dieser schmähliche Vorschlag mußte veröffentlicht werden, da half kein Berathen und Sträuben.

Aber was konnte von ihrer Seite für die klagende Menge geschehen?

Die Seuche raffte das unglückliche Volk hin; das Gemüse, die Hälfte seiner Nahrung in dieser Jahreszeit, war verdorrt, sein sonst so süßer, erfrischender Trunk vergiftet, die Datteln, seine Zukost, reiften heran, um mit Ekel fortgeworfen zu werden. Und dabei der Komet am Himmel, keine Hoffnung auf Ernte auch nur eines Halmes in künftigen Monden. Der Bischof tot, das Vertrauen auf den Beistand der Kirche geschwunden, Gottes Gnade wie erloschen, verloren gegangen in dem

den Ungläubigen verfallenen Lande. Und sie, auf deren Hilfe man baute, arme, schwache Menschen, ratlose Räte, stündlich bedroht, den von der Seuche ergriffenen Genossen nachzufolgen, welche dort von den leeren Stühlen aus noch jüngst das große Wort geführt hatten.

Gestern war jeder überzeugt gewesen, die Not und das Elend habe den Gipfel erreicht, und in der verflossenen Nacht hatte es sich für so viele verdoppelt.

Ihr eigenes Selbstvertrauen war erschöpft, doch es gab noch einen Weisen in der Stadt, der vielleicht neue Wege eröffnen, auf neue Mittel hinweisen konnte, das Volk vor Verzweiflung zu retten.

Da flogen wieder Steine durch die offene Decke, und die Buleuten sprangen von den Elfenbeinstühlen und suchten Schutz hinter Marmorsäulen und Pfeilern. Wilder Lärm drang vom Markte her zu den geängstigten Vätern der Stadt, und an das schwere Thor der Kurie schlugen Fäuste und Stöcke. Zum Glück war es mit Bronze beschlagen und mit schweren Eisenriegeln geschlossen, aber jeden Augenblick konnte es aufgesprengt werden, und dann erstürmte der rasende Haufen die Versammlungshalle.

Aber was war das?

Auf einen Augenblick verstummte das Gebrüll und Gejohle, und dann nahm es eine andere, mildere Gestalt an.

Statt der wilden Flüche und Verwünschungen von vorhin erscholl nun ein „Heil! Heil!“ nach dem andern, und dazwischen rief es: „Rette, hilf, gib Deinen Rat!“ „Hoch der Weise!“ — „Deine Zauberkunst, Vater!“ — „Du kennst das Geheime, kennst die Weisheit der Alten!“ — „Rette, rette; zeige den Geldsäcken und Betrügern in der Kurie, wie man uns hilft!“

Da wagte es das Stadthaupt, seinen sichern Platz hinter der Bildsäule des Kaisers Trajan zu verlassen, der einzigen, der die Geistlichkeit Schonung gewährt hatte, und an der Leiter, auf der die Hängelampen angezündet wurden, zu dem hohen Fenster hinanzusteigen und hinunter zu lugen.

Und dort sah er einen Greis in schimmernden Linnengewändern auf einem schönen weißen Esel durch die Menge reiten, welche ihm ehrerbietig Platz machte. Ihm voran schritten die Liktoren der Stadt mit ihren Fasces, an denen zum Zeichen ihrer friedlichen Sendung Palmenzweige befestigt waren, und der spähende Mann bemerkte auch, daß dem Alten außer dem Treiber seines Reittieres ein Sklave folgte, der mehrere Schriftrollen trug, und diese belebten seine Hoffnung; denn sie sahen sehr alt und vergilbt aus und enthielten darum gewiß eine Fülle von Weisheit, ja vielleicht sogar magische Formeln und wirksame Zauber.

Mit einem lauten „Er kommt!“ stieg das Stadthaupt die Leiter hinunter, und bald ging auch die Thür, der Eisenriegel klirrte, und aufatmend nahm man wahr, daß niemand mit dem Greise in die Kurie gedrungen.

Als Horus Apollon den Sitzungssaal betrat, fand er die Buleuten in so würdevoller Haltung auf ihren Elfenbeinstühlen, als hätten sie das Rathalten nie unterbrochen; aber auf einen Wink ihres Vorsitzenden erhoben sie sich alle vor dem Greise, und er erwiderte ihren Gruß gemessen und wie eine ihm gebührende Ehre. Er ließ sich's auch gefallen, daß ihm das Stadthaupt seinen höheren Stuhl einräumte und neben ihm auf einem gewöhnlichen Platz nahm.

Bald war die Verhandlung eröffnet, und sie wurde von der Menge nicht gestört, wenn es auch von dem Marktplatze her unaufhörlich wie brausender Wogenschlag und das Gesumme von tausend Bienenschwärmen in den Saal scholl.

Bescheiden versicherte der Greis, daß er in seiner Einfalt, wo so weise Männer keine Hilfe zu schaffen wüßten, von vornherein verzweifle, solche zu finden; er sei nur erfahren in der Art und dem Wissen der Väter, und was diese in ähnlichen Fällen zu thun für zweckmäßig gehalten, das mitzuteilen und zur Nachahmung zu empfehlen, sei er gekommen.

Ein beifälliges Gemurmel begleitete seine leise, aber fließende Rede, und als dann das Stadthaupt zuerst auf die Wurzel alles Uebels, das Ausbleiben der Nilschwelle, hinwies, unterbrach ihn der Greis und ersuchte, diejenigen Uebelstände zuerst ins Auge zu fassen, gegen die es angehe, mit eigener Kraft Abhilfe zu schaffen.

Die Seuche verheere die Stadt, und er sei eben an dem vom Feuer zerstörten Viertel vorbeigekommen und habe dort an fünfzig Kranke ohne Pflege und im Elend verkommend beisammen gefunden. Hier könne etwas geschehen, hier zeige sich ein Mittel, der aufgebrachten Menge zu beweisen, daß ihre Berater und Leiter die Hände nicht in den Schoß legten.

Da schlug ein Rat vor, ihnen das Cäcilienkloster oder das unbenützte und verfallende Odeum einzuräumen, doch Horus Apollon widersprach ihm und setzte klar auseinander, daß solcher Seuchenherd inmitten der Stadt die gesunden Bürger gefährde. Das sei auch die Ansicht seines Freundes Philippus, und der habe das Verfahren der Alten gleichfalls als das allein richtige gepriesen.

Und wohin verlegten die Väter nicht nur ihre Wohlthätigkeitsanstalten, sondern auch die größten, weite Räume beanspruchenden Tempelanlagen und Begräbnisstätten? Immer in die Wüste, außerhalb der Stadt. Auf den Riesensphinx bei den Pyramiden habe der große Arrian selbst die Verse geschrieben:

„Götter schufen dereinst die weithin prangenden Formen,
Weislich sparend des Felds Weizen erzeugende Flur."

Dies Sparen des Fruchtlandes hätten die Neueren vergessen, sie verstünden es aber auch nicht mehr, die Wüste zu benützen. Die Toten und Verpesteten dürften die Lebenden nicht gefährden, und darum müßten sie außerhalb der Stadt, auf dem Wüstenboden der Nekropole, untergebracht werden.

„Aber wir können sie nicht in der Sonnenglut liegen lassen!" rief das Stadthaupt.

„Und ebensowenig," fügte ein anderer hinzu, „im Handumdrehen ein Haus für sie errichten."

Da versetzte Horus Apollon:

„Wer möchte so töricht sein, das eine oder das andere zu verlangen! Aber Linnen und Pfähle gibt es im Ueberfluß zu Memphis. Laßt sogleich große Zelte in der Nekropole aufschlagen, und unter ihrem Schutz wird auf Kosten und unter Fürsorge der Stadt alles verpflegt, was der Seuche verfällt. Ernennt drei oder vier unter euch zur Vollstreckung dieses Auftrages, und in wenigen Stunden ist Unterkunft für die obdachlosen Kranken geschaffen. Wie viele Matrosen und Schiffsbauer sonnen sich arbeitslos am Ufer! Heran mit ihnen, und in einer Stunde ans Werk!"

Dieser Vorschlag fand Anklang, und ein Leinwandfabrikant unter den Buleuten rief:

„Ich liefere, was not thut!“ Doch ein anderer, welcher Handel mit dem gleichen Stoffe trieb und diese berühmte ägyptische Ware weithin versandte, fiel ihm ins Wort und verlangte für sich und sein Haus den Auftrag, weil er billiger verkaufen könne. Und dieser Streit hätte die Sitzung bis an ihr Ende und vielleicht auch die des folgenden Tages ausgefüllt, wenn der Vorschlag des Horus Apollon, die Lieferung zwischen beide zu verteilen, nicht schnell angenommen worden wäre.

Das Volk begrüßte die Verkündigung des Beschlusses, Krankenzelte in der Wüste zu errichten, mit einem tausendstimmigen Beifallsgeschrei. Die gewählten Beauftragten gingen sogleich an die Arbeit, und in der Nacht konnten die Obdachlosen unter dem ersten großen Siechenzelt untergebracht werden.

In ähnlicher Weise löste der Greis noch einige andere wichtige Fragen, indem er dabei immer auf die Alten Bezug nahm.

Zuletzt ergriff er zu der Hauptsache das Wort, und er that es mit Vorsicht und großem Geschick.

Alle Ereignisse der letzten Zeit, sagte er, wiesen darauf hin, daß der Himmel dem unglücklichen Lande seiner Väter zürne. Als ein Zeichen seines Grolles habe er den Kometen gesandt, dies schreckliche Gestirn, das mit jedem Tag zunehme an drohendem Glanz.

Den Nil zum Steigen zu bringen, stehe in keines Menschen Macht; doch die Alten hätten — und nun lauschten die Buleuten mit verhaltenem Atem — die Alten hätten in näherem Verhältnis zu den geheimnisvollen, das Leben der Natur leitenden Mächten gestanden als die heutigen Menschen, gleichviel ob Laien oder Priester. Damals sei

jeder Diener des Höchsten zugleich ein Naturkundiger und Forscher gewesen, und wenn weiland ein Unglück, wie das dieses Jahres, Aegypten heimgesucht habe, sei ein Opfer gebracht worden, ein schweres Opfer, wogegen sich die Menschlichkeit und auch alles, was in ihm selbst sei, sträube, doch dies Opfer habe nie seine Wirkung verfehlt, nie und niemals; hier seien die Belege, und dabei wies er auf die Schriftrollen in seinem Schoß; die Versammelten aber regten sich unruhig auf den Stühlen, und erst rief das Stadthaupt, dann riefen und fragten die anderen Buleuten einer nach dem andern:

„Das Opfer?“

„Was brachten sie dar?“

„Was ist's mit dem Opfer?“

„Das laßt mich bis auf ein andermal verschweigen,“ bat der Greis. „Was könnt' es auch helfen, es heute schon zu verkündigen? Erst gilt es zu finden, was den Göttern genehm ist.“

„Was ist es?“ — „Rede, Herr!“ — „Spanne uns nicht auf die Folter!“ stürmte es von allen Seiten auf ihn ein; doch der Greis blieb unerbittlich, versprach, den Rat selbst zusammenzuberufen, sobald es an der Zeit sei, und forderte das Stadthaupt auf, vom Altan aus zu verkünden, Horus Apollon kenne ein Opfer, das den Nil bewegen werde, endlich zu wachsen. Sobald es gefunden sei, werde man das Volk um seine Einwilligung bitten. Zur Zeit der Alten habe es nie zu wirken verfehlt, und so möge Mann, Weib und Kind getrost nach Hause gehen und geduldig und mit neuer, wohlbegründeter Hoffnung der Zukunft entgegenschauen.

Und diese Verkündigung, in welche das Stadthaupt

das Lob der Weisheit des Greises Horus Apollon verflocht, übte eine mächtige Wirkung. Wie neu belebt jubelte die Menge auf. Ein „Heil! Heil!“ folgte dem andern, und diese Rufe galten nicht nur dem Rettung verheißenden Alten, sondern diesmal auch den Buleuten, den vorsorglichen Vätern der Stadt, und diesen fiel damit eine Zentnerlast von der Seele.

Was der Alte da vorhatte, war gewiß nicht fromm und gut christlich, aber hatte sich denn die Macht der Kirche wirksam erwiesen? Und nachdem diese gescheitert, waren sie schon selbst auf Mittel verfallen, welche die Priester verdammten. Magie und Zauberei, das waren echt ägyptische Künste, und wo der Glaube nicht fruchtete, traten sie, trat der Aberglaube in sein Recht, und wenn man die Lockenmedea hatte überfallen und gefangen nehmen lassen, war es nicht nur geschehen, um dem Gesetz zu genügen, sondern vielmehr, um ihre geheime Wissenschaft für das allgemeine Wohl unbemerkt in Anspruch zu nehmen. Bei solcher Not war kein Mittel zu schlecht, und wenn der Greis auch selbst Grauen vor dem seinen empfand, ihrer Zustimmung war er gewiß, wenn es nur die erhoffte Wirkung übte. War die Not erst beseitigt, so ließ sich die begangene Schuld schon sühnen, und der liebe Gott war so barmherzig!

Der Bischof hatte sonst auch Sitz und Stimme unter den Buleuten, und nun ersparte ihnen das Schicksal selbst, seinem Widerspruch zu begegnen.

Wie Horus Apollon auf den Markt trat, wurde er mit lautem Beifall und so dankbar begrüßt, als sei es ihm schon gelungen, Volk und Land zu erretten.

Was hatte er da unternommen!

Mochte das, was er ins Werk zu setzen gedachte, glücken oder fehlschlagen, in Memphis konnte er nicht bleiben; denn es war dort in jedem Falle um seine Ruhe geschehen. Aber das schreckte ihn nicht; denn für die Frauen war es gewiß heilsam, wenn er sie aus der gefährlichen Nähe der arabischen Hauptstadt entfernte, und der Entschluß, mit ihnen zusammen zu ziehen, stand in ihm fest. Auch für seinen Philipp konnte es nur gut sein, in andern Boden verpflanzt zu werden.

Im Hause des Rufinus erfuhr er, welches Geschick Paula betroffen.

Einstweilen stand sie ihm nicht mehr im Wege, doch wenn man sie morgen oder übermorgen oder in einem Monat freiließ, war sie ihm so hinderlich wie je. Der Anschlag auf sie mußte also dennoch durchgeführt werden! Seine Absonderlichkeit reizte ihn, und welch eine Genugthuung, wenn es ihm glückte, die ägyptischen Christen zu der heidnischen That zu bewegen, die er ihnen zumuten wollte!

Wurde Paula von den Arabern zum Tode verurteilt, so konnte das der Ausführung seines Unternehmens nur förderlich sein, und es galt jetzt, sich mit dem schwarzen Wekil in Verbindung setzen; denn von seiner Zustimmung hing alles ab.

Frau Johanna und Pulcheria fanden ihn so aufgeräumt und freundlich wie nie vorher; der Vorschlag, mit seinem Philipp ihr Hausgenosse zu werden, wurde auch von der kleinen Maria mit lebhafter Freude begrüßt, und die Frauen führten ihn schon heute durch das ganze Haus und stützten ihn dabei gar sorglich und liebreich.

Was er da zu sehen bekam, gefiel ihm über die

Maßen. So zierlich und sauber konnte es eben nur da aussehen, wo Frauenaugen alles leiteten und überwachten. Des Rufinus Zimmer zu ebener Erde sollten die seinen werden, die entsprechenden Räume auf der andern Seite des Hauses für Philipp eingerichtet werden. Das Speisezimmer, der weite Vorsaal und das Viridarium blieben Gemeingut, und für die Frauen und Gäste bot das obere Stockwerk Raum genug.

Der Einzug konnte erfolgen, sobald er ein gewisses Etwas sichergestellt hatte. Es mußte etwas recht Erfreuliches sein; denn wie der Alte davon sprach, bewegten sich seine tief eingezogenen Lippen vergnüglich hin und her, und dabei schienen seine blitzenden Augen der Pulcheria zu sagen: „Auch für Dich, liebes Kind, hab' ich etwas Gutes im Sinne."

Zweiundvierzigstes Kapitel.

In der engen, glühend heißen Gefängniszelle, welche die beiden Frauen beherbergte, verlebte Paula eine entsetzliche Nacht. Sie fand keinen Schlaf, und wenn es ihr doch einmal gelang, die Augen zu schließen, ward sie durch das Geschrei und Kettengerassel der Gefangenen in den großen Kerkerräumen und die harten Schritte eines Leidensgenossen gestört, der noch ruheloser als sie über ihr auf und nieder wanderte.

Armer Unglücksgefährte!

Trieb ihn marternde Gewissenspein hin und her oder war er unschuldig wie sie, und ließen ihn nur Sehnsucht, Sorge, Liebe den Schlaf nicht finden?

Er war kein gemeiner Verbrecher; denn für solche gab es in diesem Teile des Hauses keinen Raum, und um Mitternacht, nachdem der Lärm in den großen Sträflingssälen plötzlich verstummt war, ließ sich von seiner Zelle her leiser Lautenklang vernehmen, und so konnte nur ein Meister das Saitenspiel schlagen.

Der Fremde ging sie nichts an, doch für seine tönende Gabe war sie ihm verpflichtet; denn sie lenkte

ihr Sinnen und Denken ab von dem eigenen Ich, und mit wachsender Teilnahme lauschte sie auf sein Spiel.

Froh des Vorwandes, das heiße, harte Lager zu verlassen, sprang sie auf und stellte sich an das mit Eisenstäben verschlossene einzige Fenster der Zelle. Da verstummte die Musik, und es entspann sich ein Gespräch zwischen dem Gefängniswärter und ihrem Leidensgefährten.

Was war das für eine Stimme?

Täuschte sie sich oder hörte sie recht?

Das Herz stand ihr still, während sie weiter lauschte, und jetzt, jetzt mußte jeder Zweifel verstummen: Orion und kein anderer war es, der da über ihr sprach!

Nun nannte auch der Gefangenwärter seinen Namen, nun sprach er von ihrem verstorbenen Oheim, und jetzt wurde wie auf ein Zeichen leiser geredet. Sie hörte das Flüstern, unterschied aber nicht mehr den Inhalt. Endlich vernahm sie laute Abschiedsworte, die Thür der Zelle über ihr fiel ins Schloß, und der Schritt des Gefangenen näherte sich dem Fenster.

Da preßte sie das Gesicht an die warmen eisernen Stäbe, richtete es aufwärts, horchte in die Nacht hinaus und rief, als nichts sich regte, erst leiser, dann lauter: „Orion, Orion!“

Und von oben her scholl gleich darauf ihr Name zurück.

Da begrüßte sie ihn und begann zu fragen, wie und seit wann er hieher gekommen; er aber unterbrach sie schon bei den ersten Worten mit einem entschiedenen „Still!“ dem sogleich ein kurzes „Gib Acht!“ folgte.

Erwartungsvoll lauschte sie durch die Gitterstäbe

hinaus, und die Minuten vereinten sich in langsamem Schneckengang zu einer vollen halben Stunde, bis endlich das laute: „Jetzt!“ ertönte, worauf sie gewartet.

Wenige Augenblicke später hielt sie eine Briefrolle in der Hand, die an einer mit einem Stück Holz belasteten Lautensaite zu ihr niedergeschwebt war.

Es gab weder Licht noch Feuer in ihrer Zelle, und die Finsternis gestattete ihr nicht, zu lesen. So rief sie nur in die Höhe: „Dunkel!“ und gleich darauf nach seinem Beispiel: „Gib Acht!“ Sobald sie dann die beiden schönsten Rosen, die Pulcheria ihr gebracht, an die Saite befestigt, schwebten sie auf ihr frohes „Jetzt!“ in die Höhe.

Mit einigen leisen, von Sehnsucht und Leidenschaft übervollen Accorden sprach er seinen Dank aus; dann ward es still; denn der Gefangenwärter hatte ihm vorhin verboten, bei Nacht zu singen oder zu spielen, und er durfte die Gunst dieses Mannes nicht verscherzen.

Mit dem Briefe Orions in der Hand legte Paula sich nieder, und als sie das Nahen des Schlummers fühlte, schob sie das Röllchen unter ihr Kopfkissen und schlief bald darauf ein. Als beide nach Sonnenaufgang erwachten, hatten sie von einander geträumt und begrüßten freudig den Tag.

Wie war Orion außer sich geraten, da sich die Kerkerthür hinter ihm geschlossen. Er hätte die Eisenstäbe aus dem Mauerwerk reißen und die Thür eintreten oder sprengen mögen, und es gibt auch kein schmählicheres, empörenderes Gefühl für den Mann, als sich wie eine schädliche Bestie ausgeschlossen zu sehen von der Welt, zu der er gehört und deren er bedarf, um zu empfangen, was ihm

das Leben lebenswert macht, um Aufnahme für das Gute zu finden, das er leisten und geben kann.

Der Kerker war ihnen gestern wie ein Vorgemach der Hölle erschienen, sie hatten sich beide der Verzweiflung nahe gefühlt, und wie andere Empfindungen beseelten sie heute! Von einem Schicksalsschlag nach dem andern war Orion heimgesucht worden, wie bangen und bekümmerten Herzens hatte Paula seiner Heimkehr entgegen gesehen, und wie ruhig war heute ihre Seele, trotz der Todesgefahr, in der sie schwebte.

Die Legende erzählt von der heiligen Cäcilie, die mitten aus dem Hochzeitsreigen zur Folter geführt ward, daß sie, während sie die Qualen des Martyriums erlitt, vor ihrem innern Ohr tief beseligt himmlische Musik und süßen Orgelklang vernommen habe; und wie Unzähligen ergeht es doch ähnlich! In äußerster Not und Gefahr finden sie höheres Glück als mitten im Glanz, der Pracht und den Freuden des rauschenden Lebens; denn das, was wir Glückseligkeit nennen, kehrt, unbekümmert um ihren Aufenthaltsort und ihre äußere Lage, bei denen ein, für die sich das als erreichbar darstellt, wonach ihre Seele die tiefste Sehnsucht hegt.

Was diese beiden lange nicht gewesen: tief innerlich beglückt, sie wurden es im Kerker. Paula mit seinem Briefe vor Augen, den er schon im Hause des Kadhi zu schreiben begonnen und in dem er ihr sein ganzes Herz erschloß. Orion, im Besitz ihrer Rosen, an denen er Blick und Herz weidete, und die vor ihm lagen, während er die folgenden Verse dichtete, die ihr der gefällige Kerkermeister gern überbrachte.

Sie lauteten also:

„Sieh, da die schaurige Nacht des Kerkers dumpf mich umfangen
Und mir die Sonne versank schwarz in ein ewiges Grab,

Zog ich die Rose empor, und aus ihrem purpurnen Kelche
Strahlte ein köstliches Licht, hell wie der sonnigste Tag!

Liebe, so heißt das Gestirn, das hell aus den duftigen Blättern
Aufging, wie Phöbus' Gespann vortritt aus wogendem Meer.

Gleicht nicht der sonnige Glanz des liebeglühenden Herzens
Auch jenem leuchtenden Wurm, der sich in Rosen versteckt?

Als uns der Tag noch umfing, da frei wir geatmet im Lichte,
Strahlte die Sonne so hell, schien uns sein Glanz zu gering;

Aber seitdem uns die Nacht, die bedrohliche, finster umschattet,
Hebt uns sein freundliches Licht, stärkend den sinkenden Mut.

Und wie dem nächtigen Schoß der Erde Saaten entkeimen,
Oder die Seele sich schwingt aufwärts aus finsterem Grab,

Also seh' ich entzückt aus des Kerkers düsterem Schachte,
Schöner als Rosen am Hag, Rosen der Liebe erblühn."

Und wann war Paula wohl tiefer beglückt gewesen als in der Stunde, da sie diesen Gruß des Geliebten, diese schlichte Kerkerblume zum erstenmale genoß?

Die alte Betta konnte sich nicht satt hören an diesem Gedicht, und sie weinte vor Freude, nicht über seinen Inhalt, sondern über die wundervolle Veränderung ihres Lieblings, die es bewirkte.

Ein glückstrahlendes Mädchen, wie damals am Libanon, war sie nun wieder, und als Paula vor die im Gerichtssaal versammelten Richter trat, blickten diese sie verwundert an; denn mit so freudig glänzenden Augen hatte sich noch kein auf Tod und Leben angeklagtes Weib den Schranken genähert.

Und doch stand es schlimm um ihre Sache, und dem gerechten und milden Kadhi, der selbst liebe Töchter

besaß, zog sich das Herz zusammen gegenüber der falschen Zuversicht, welche die Seele dieser herrlichen Jungfrau so augenscheinlich erfüllte.

Ja, es stand schlimm um ihre Sache; denn es lag ein vernichtendes Beweisstück gegen sie vor, und die Zusammensetzung des Gerichtshofes, welche streng nach dem Gesetz erfolgt war, mußte ungünstig für sie erscheinen.

Ihre Sache wurde vor ebensovielen Aegyptern wie Arabern verhandelt. Die letzteren waren zugezogen worden, weil unter ihrer Mitwirkung Muslimen ums Leben gekommen, und als Bewohnerin von Memphis und Christin gehörte sie zur Gerichtsbarkeit der ersteren.

Der Kadhi leitete die Verhandlung, und die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die jakobitischen Beisitzer den Gerichtssaal mit dem Todesurteil in den Falten des Gewandes betraten, sobald der Angeklagte dem melchitischen Bekenntnis angehörte.

Was sie gegen dies schöne Geschöpf besonders einnahm, wußte er nicht, doch es war leicht zu erkennen, daß sie der Damascenerin feindlich gesinnt waren, und wenn sie das „Schuldig“ über sie aussprachen und auch nur zwei Araber ihnen beipflichteten, war es um die Jungfrau geschehen.

Und was wollte der weißgekleidete Greis auf der Zeugenbank, der alte, gelehrte Horus Apollon, mit der Aussage, die er zu machen wünschte? Die Blicke, mit denen er die Damascenerin maß, ließen nichts Gutes für sie erwarten.

Und es war so drückend, so unerträglich heiß in dem Saale! Jeder fühlte sich belastet, und trotz der Wichtigkeit dieser Verhandlung, geriet sie doch manchmal

ins Stocken und wurde darauf öfter mit unziemlicher Hast fortgesetzt.

Die Angeklagte selbst erschien zum Glück völlig frisch und unbeeinträchtigt von der Glut dieses Tages. So wenig es sie gekostet hatte, bei dem Verhör durch den rohen Schwarzen auf ihrer Behauptung zu bestehen, an der Flucht der Nonnen keinen Teil zu haben, so schwer wurde es ihr, den wohlwollenden Fragen des Kadhi Othman gegenüber; doch es blieb ihr keine Wahl, und es gelang ihr, zu beweisen, daß sie, während die arabischen Krieger zwischen Athribis und Dumiat ums Leben gekommen waren, Memphis und das Haus des Rufinus nicht verlassen.

Der Kadhi suchte diesen Umstand sogleich zu ihren Gunsten zu verwerten, und der Wekil Obada, der viel mit seinem greisen Nachbar auf der Zeugenbank zu flüstern hatte, ließ ihn gelassen reden; doch sobald er geschlossen, erhob er sich und legte den Brief, welchen er in Orions Zimmer gefunden, vor den Richtern nieder.

Er war unleugbar von der Hand des Statthaltersohnes, richtete sich an Paula, und der Schlußsatz: „Verdamme mich darum nicht; Dein schöner und nur zu gerechtfertigter Wunsch, Deinen Glaubensgenossen Hilfe zu bringen, hätte genügt," verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf die Richter zu machen; Paula aber entgegnete auf die Frage des Kadhi, wie sie sich zu diesem Schreiben verhalte, der Wahrheit gemäß, es sei ihr völlig fremd, doch wolle sie nicht leugnen, den Schwestern im Cäcilienkloster, ihren Glaubensgenossinnen, stets das Beste gewünscht und gehofft zu haben, es möge ihnen gelingen, ihr gutes Recht gegen die Anfeindungen des Patriarchen zu behaupten.

Auch der verstorbene Mukaukas und der jakobitische Rat der Stadt hätten diese ihre Gesinnung geteilt und die Araber den Frieden der frommen Krankenpflegerinnen niemals gestört.

Die Ruhe und Kürze, mit denen sie diese Aussagen machte, wirkten günstig, besonders auf die muslimischen Richter, und der Kadhi begann für Paula zu hoffen und befahl, Orion zu rufen, der am besten in der Lage sei, über die Bedeutung des von ihm geschriebenen, doch nicht abgesandten Briefes Auskunft zu erteilen.

Da erschien der Jüngling, und obgleich er und Paula sich Gewalt anthaten, an dieser Stätte die schickliche Ruhe zu bewahren, sah ihnen doch jeder die lebhafte Erregung an, welche dies Wiedersehen in ihnen hervorrief.

Horus Apollon verwandte kein Auge von Orion, den er hier zum erstenmal sah, und seine Züge gewannen dabei ein immer finstereres, bedrohlicheres Ansehen.

Der Jüngling bekannte, den Brief geschrieben zu haben, doch bezog er ihn wie Paula nur auf die Gefahr, welche den Nonnen von seiten des Patriarchen schon lange gedroht hatte. Den Beistand, den er in diesem Schreiben der Tochter des Thomas versage, würde er ihr zu Gunsten der Schwestern später und zu gelegener Zeit gern und eifrig geleistet haben, und zwar mit Hilfe des Statthalters Amr, der, wie er selbst bestätigen werde, seines Vaters Ansichten über das gute Recht der Nonnen teile.

Da murmelte der Alte auf der Zeugenbank laut genug, um von den Richtern verstanden zu werden: „Geschickt, sehr geschickt!“ und der Schwarze neben ihm lachte laut auf und rief:

„Das heiß' ich sein Leben schlau verlängern! Laßt euch warnen, ihr Herren! Diese beiden spielen gemeinsames Spiel und sind eng mit einander verbunden. Den Beweis dafür hab' ich in Händen: das Vermögen der Tochter des Thomas legte dieser da an, als wär's schon sein eigen, und ferner . . ."

Hier unterbrach ihn Paula. Sie wußte nicht, was der übelgesinnte Mann vorbringen werde, doch etwas Verletzendes war es gewiß. Und da stand Orion ihr gegenüber, gerade so, wie sie ihn in Stunden zärtlicher Rückerinnerung vor dem inneren Auge zu sehen pflegte, und sie fühlte, wie sein Blick entzückt auf ihr ruhte.

Hier sich ihm offen nähern, ihm sagen, was sie mitten in diesem Kampfe um Leben und Tod empfand, das schien unmöglich, und wie nun der Wekil vor den Richtern zu entschleiern begann, was sie und den Geliebten allein anging, da drängte sie alles, was in ihr war, ihm zuvorzukommen und dem Freunde in dieser verhängnisvollen Stunde das zu gewähren, was sie ihm einmal kleinmütig versagt.

So unterbrach sie denn froh bewegt und mit glänzenden Augen den Schwarzen, und rief: „Halt ein! Du verschwendest Worte und Mühe. Was Du arglistig zu beweisen suchst, das bekenne ich selbst stolz und freudig. Hört es denn alle: der Sohn des Mukaukas Georg ist mein Verlobter."

Dabei suchte ihr Blick den des Orion, und sie fand ihn, und wieder feierten beide mitten in der höchsten Gefahr einen Augenblick des reinsten, tiefsten Glücks, und Paulas Augen schimmerten feucht vor dankbarer Rührung, als Orion ausrief:

„Was die höchste Seligkeit meines Lebens ausmacht, habt ihr aus ihrem eigenen Munde vernommen. Die edle Tochter des Thomas ist meine Braut!“

Da ging ein Murmeln durch die Reihen der jakobitischen Richter. Mancher hatte bis dahin, niedergedrückt von der Hitze, vor sich hingeträumt und den Kopf auf die Brust sinken lassen; nun aber waren sie plötzlich alle so wach und lebendig, als habe ein kalter Wasserstrahl sie getroffen, und einer rief:

„Dein Vater, junger Mann, Du hast ihn hurtig vergessen! Was hätte er wohl gesagt über dies Dein blutschänderisches Bündnis mit der Melchitin, der Tochter derer, die zwei Deiner Brüder zu Märtyrern machten? O, wenn der Verstorbene . . .“

„Er hat unsern Bund auf dem Sterbebette gesegnet,“ fiel ihm Orion ins Wort.

„Hat er?“ fragte ein anderer Jakobit mit schneidendem Hohn. „So ist der Patriarch im Rechte gewesen, da er seiner Leiche die Begleitung des Klerus versagte. Wird man alt, um Zeuge solchen Frevels zu werden?“

Wie Heimchengezirp verklangen diese Worte vor den Ohren der tief beglückten Beiden; sie fühlten, sie bedachten nur, was diese seligen Augenblicke ihnen gewährt, und ahnten nicht, daß Paulas frohe Zusage ihr das Todesurteil sprach.

Der Zorn der Jakobiten beschleunigte von nun an den Gang der Verhandlung.

Beredt hob der Ankläger unter den Arabern hervor, wie vielen Muslimen die Rettung der Nonnen das Leben gekostet, und er verlas nochmals den Brief Orions. Sein christlicher Amtsbruder suchte zu beweisen, daß sich dies

Schreiben nur auf die so listig ins Werk gesetzte Flucht der Schwestern beziehen könne, und nun trat etwas Neues, Unerwartetes ein, das tief einschnitt in die Verhandlung: der Greis fiel dem Kadhi ins Wort, um eine Aussage zu machen.

Da erhob sich Paulas Zuversicht, welche die letzten Reden zu erschüttern begonnen; denn sie durfte ja sicher sein, daß der bewährte Freund und Pflegevater ihres treuen Philipp für sie eintreten werde.

Doch was war das?

Mit einem Blick, dessen wilde Feindseligkeit ihr ins innerste Herz drang, maß der Alte ihre hohe Gestalt und sagte dann langsam:

„Am Morgen, welcher der Flucht der Nonnen folgte, ist die Angeklagte im Cäcilienkloster gewesen und hat dort die Glocke geschlagen. Wenn Du kannst, stolze Tochter eines Präfekten, so widersprich mir; doch laß Dir im voraus sagen, daß Du in diesem Falle mich zwingst, zu neuen Anklagen zu schreiten."

Da sah das Mädchen, von Entsetzen ergriffen, die Witwe des Rufinus und Pulcheria im Geiste neben sich auf der Armsünderbank vor den Richtern, und sie fühlte, daß sie durch Widerspruch die Freunde mit sich ins Verderben stürzen werde, und so bestätigte sie denn mit bebenden Lippen die Aussage des Greises.

„Und aus welchem Grunde schlugst Du die Glocke?" fragte der Kadhi.

„Um denen zu nützen," entgegnete Paula, „die meine Glaubensgenossen sind, und die ich liebe."

„Als Urheberin eines hochverräterischen, von Blut triefenden Unternehmens," rief der Wekil, „und zu keinem

andern Zweck, als um uns, die Beherrscher dieses Landes, zu täuschen."

Doch der Kadhi verwies ihn zur Ruhe und gab ihrem jakobitischen Sachwalter das Wort. Dieser hatte in der Frühe mit ihr gesprochen und trat in ägyptischer Weise mit einer Verteidigungsschrift für sie ein; doch dies matte Machwerk übte keinerlei Wirkung, und so sehr der Kadhi sich auch bemühte, alles hervorzuheben, was zu ihrer Rechtfertigung dienen konnte, wurde dennoch das Schuldig über sie gesprochen.

Aber konnte ihr Vergehen mit dem Tode bestraft werden?

Es stand fest, daß sie bei der Rettung der Nonnen die Hand mit im Spiel gehabt, doch nicht weniger sicher ließ sich erweisen, daß sie während des Kampfes auf dem Nilarm fern von den Schwestern und ihren Verteidigern gewesen. Und sie war ja ein Weib, und wie verzeihlich erschien es, daß ein frommes Mädchen geliebten Glaubensgenossinnen half, der Verfolgung zu entgehen.

Der Kadhi Othman hob dies alles mit beredten Worten hervor, und wies den Wekil streng und ernst zur Ruhe, wenn er von der Zeugenbank aus für die Todesstrafe zu sprechen versuchte, und des milden Richters menschenfreundliche Beredsamkeit gewann die Herzen der meisten Muslimen.

Paulas Persönlichkeit wirkte mächtig auf sie ein und nicht weniger der Umstand, daß ihr tapferster und edelster Feind der Vater der Angeklagten gewesen.

Als es endlich zur Abstimmung kam, geschah das Unerhörte, daß alle Glaubensgenossen der Angeklagten,

daß sämtliche jakobitische Christen ihren Tod forderten, während von den Ungläubigen auf dem Richterstuhl nur einer diesem strengen Strafmaße beipflichtete.

Das Urteil war gesprochen, und als der Wekil Obada an Orion, der bleich und seiner selbst kaum mächtig in seine Zelle zurückgeführt wurde, vorbeikam, rief er ihm spöttisch in gebrochenem Griechisch zu: „Morgen kommt die Reihe an Dich, Sohn des Mukaukas!“

Da schwebte Orion die Antwort auf den Lippen: „Auch an Dich kommt sie, Sohn eines Sklaven!“

Doch Paula stand ihm gegenüber, und um ihren Feind nicht noch mehr zu reizen, gelang ihm jetzt, was ihm vorher nie geglückt sein würde: ohne ihm ein Wort zu entgegnen, ließ er den Wekil und Horus Apollon an sich vorüber.

Sobald sich die Thür hinter den beiden geschlossen, nickte der Kadhi Orion beifällig zu und sagte: „Recht und weise gehandelt, mein Freund! Der Adler soll nicht vergessen, daß es frommt, die Schwingen im Käfig anders zu regen als zwischen Wüste und Himmel.“

Dabei winkte er den Wärtern, ihn fortzuführen, und hielt sich zurück, als der Jüngling seiner Braut mit Auge und Hand den Abschiedsgruß zuwinkte.

Endlich schritt der Kadhi auf Paula zu, deren heldenmütige Ruhe bei der Verkündigung des Todesurteils seine Bewunderung erregt hatte, und sagte: „Das Gericht hat gegen Dich entschieden, edle Jungfrau, aber über seinem Spruche steht die Gnade unseres Herrn, des Chalifen, und die des barmherzigen Gottes. Richte Du Dein Gebet an ihn, an jenen will ich mit einigen Freunden mich wenden.“

Bescheiden wehrte er ihren Dank ab, und als man auch sie abgeführt hatte, rief er den Freunden, die seiner warteten, in der bilderreichen Sprache seines Volkes zu: „Das Herz thut mir weh! Solches Urteil aussprechen drückt nieder wie Zentnergewichte; doch einen Obada zum Glaubensgenossen haben und ihm gehorchen — der Erdball trägt sich nicht schwerer!“

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Kaum hatte der rätselhafte Alte den Gerichtssaal mit dem Wekil verlassen, als er jenen um eine Unterredung ersuchte. Rücksichtslos vertrieb nun Obada den Gefängniswärter mit seinem Weib und dessen Säugling aus seinem Gemach, und hier ließ er sich von dem Greise eröffnen, welches Ende er der zum Tode Verurteilten zugedacht habe, und der Anschlag des Alten gefiel zwar dem Schwarzen, doch erschien er ihm in mancher Hinsicht so gewagt, daß es dem Greise ohne eine wichtige Gegenleistung, die er Obada in Aussicht stellen konnte, kaum gelungen wäre, ihn gefügig zu machen.

Dem Wekil mußte alles darauf ankommen, sicher zu erhärten, daß Orion die Hand bei der Flucht der Nonnen mit im Spiel gehabt habe, und der Zufall hatte dem Alten ein Schriftstück in die Hände gespielt, das dies außer Frage zu stellen schien.

In der kühlen Morgenfrühe war seine Uebersiedlung in das Haus des Rufinus in Angriff genommen worden. Nur die wertvollsten und wichtigsten seiner Schriftrollen hatten ihn sogleich begleitet, und während er diese in

einem kleinen Pulte unterbrachte, dem nämlichen, das Rufinus Paula zur Benützung überlassen, hatte Horus Apollon darin das Briefchen gefunden, welches der Jüngling flüchtig hingeworfen, als er nach langem vergeblichem Warten auf die mit der kleinen Maria beschäftigte Geliebte endlich genötigt gewesen war, aufzubrechen, um Abschied von dem Feldherrn Amr zu nehmen.

Dies Wachstäfelchen, auf dem die Schrift stark verwischt und zum Teil völlig unlesbar geworden war, mußte die Richter von der Schuld Orions überzeugen, und so trug die Auslieferung dieses Beweisstückes dem Greise die Erlaubnis Obadas ein, die Todesart der verurteilten Damascenerin zu bestimmen.

Als beide endlich das Wächterzimmer verließen, wandte sich der Schwarze noch einmal an den Kerkermeister und schnob ihn, indem er auf seine hübsche Frau und das Kind an ihrer Brust wies, grimmig an, sie alle drei seien des Todes, wenn er Orion gestatte, seine Zelle auch nur für einen Augenblick zu verlassen.

Damit schwang er sich auf das Roß, während der Alte zunächst nach der Kurie ritt, um das Stadthaupt zu veranlassen, eine Sitzung für diesen Abend anzuberaumen, und dann sein neues Quartier aufsuchte.

Dort fand er sein Zimmer sorglich beschattet und so kühl, wie es bei solcher Hitze nur immer möglich war. Den Estrich hatte man mit Wasser besprengt, Blumen standen, wo es nur anging, und was von Schriftrollen und anderen Dingen für ihn angekommen war, hatte schon Platz in Truhen und auf Repositorien gefunden. Nirgends ein Stäubchen, überall ein leiser Wohlgeruch, der seiner feinen Nase behagte.

Welch guten Tausch hatt' er gemacht!

Auf seinem alten, gewohnten Lehnstuhl rieb er sich behaglich die dürren Hände, und als die kleine Maria erschien, um ihn zu Tisch zu rufen, freute es ihn, mit ihr zu spassen.

Aus dem Viridarium mußte Pulcheria ihn in den Speiseraum führen, und bei der Mahlzeit ließ er sich's schmecken, und sein faltiges, mürrisches Gesicht verschönte sich, wie er seine weiblichen Hausgenossen überschaute, unter denen nur die Griechin Eudoxia fehlte, welche leichtes Unwohlsein auf ihrem Zimmer zurückhielt.

Jeder einzelnen sagte er freundliche Dinge, und aufgeräumt und ohne mit der Dankbarkeit, die ihn beseelte, zurückzuhalten, verglich er seinen früheren und jetzigen Zustand, schilderte er mit einem neckischen Blick auf Pulcheria, wie schön es sein werde, wenn Philipp zurückkehre, um sie alle zusammen zu einem echten und rechten Gestirn zu machen; denn jeder ägyptische Stern habe fünf Strahlen; die Alten hätten nie einen andern gemalt oder in den Stein gegraben, ja sich sogar eines solchen bedient, um die Zahl fünf zu schreiben.

Da rief Maria:

„Aber dann, dann sind wir hoffentlich ein sechsstrahliger Stern; denn bis dahin ist die arme Paula doch auch wieder bei uns!"

„Gott geb' es!" seufzte Frau Johanna. Pulcheria aber fragte den Alten besorgt, was ihm fehle; denn sein Antlitz hatte sich plötzlich verändert. Die Heiterkeit war darauf erloschen, die Haarbüschel über den Augen hatten sich in die Höhe gehoben, und die eingezogenen Lippen lösten sich schwer, als er endlich unwillig hervorstieß:

„Nichts hab' ich . . . Indessen, ein für allemal soll es gesagt sein: dieser Name ist mir zuwider."

„Paula?" fragte Maria erstaunt. „O, wenn Du wüßtest . . ."

„Ich weiß mehr als genug," unterbrach sie der Greis. „Ihr seid mir lieb, ihr alle, alle; das alte Herz geht mir auf in eurer Mitte; es behagt mir bei euch, ich bin euch gut, bin euch dankbar, jede Gefälligkeit, die ihr mir erweist, thut mir wohl; denn sie kommt von Herzen; könnt' ich sie nur recht bald und reichlich vergelten, es sollte mich jung machen vor Freude. Ihr dürft es glauben, und ich seh' es euch an, daß ihr's thut. Doch," und nun zogen sich die Brauenbüschel wieder in die Höhe, „doch wenn ich diesen Namen nennen höre, und wenn ihr versucht, mich für dies Weib zu gewinnen, oder sollt' es euch gar beikommen, mir mit ihrem Lob in den Ohren zu liegen, so, wie weh ich mir auch selbst damit thäte, so zög' ich zurück, woher ich gekommen."

„Aber, Horus, Horus, was ist das!?" rief Frau Johanna bekümmert.

„Das ist," fuhr der Alte auf, „das ist, daß sich alles in ihr verkörpert, was ich an ihrem Stande verachte und hasse. Das ist, daß sie ein kaltes, verräterisches Herz in der Brust trägt, daß sie mir Tage und Nächte verdorben, kurz, daß ich lieber verdammt sein möchte, mit feuchten Molchen und kalten Schlangen unter einem Dache zu leben..."

„Als mit ihr, als mit Paula?" fiel ihm Maria ins Wort, und dabei sprang das lebhafte Kind auf und seine Augen blitzten, seine Stimme bebte vor Entrüstung, da es fortfuhr: „Und das sagst Du nicht nur, das meinst Du im Ernst? Ist es denn möglich?"

„Nicht nur möglich, sondern gewiß, kleines Herzblatt," versetzte der Alte und streckte die Hand nach ihr aus, sie aber trat von ihm zurück und rief heftig:

„Ich will Dein Herzblatt nicht sein, wenn Du so von ihr redest! Wer so alt ist wie Du, der sollte gerecht sein! Du kennst sie ja gar nicht, und was Du von ihrem Herzen gesagt hast . . ."

„Mäßige Dich, Mädchen," unterbrach sie die Witwe, und der Alte antwortete der Kleinen mit eigentümlichem Nachdruck:

„Dies Herz, junger Sausewind, es wird gut und nützlich sein für uns alle, wenn wir es vergessen, vergessen in Bösem und Gutem. Man hat heute Gericht über sie gehalten, und dies Herz zum Stillstand verurteilt."

„Verurteilt? Barmherziger Himmel!" schrie Pulcheria auf, und wie sie sich dabei erhob, rief ihre Mutter:

„Um Gottes willen! Es ist Sünde, mit solchen Dingen zu scherzen. Ist es wahr, ist es möglich? Diese Elenden, diese . . . Ich seh' es Dir an, es ist richtig, sie haben Paula verurteilt."

„Du sagst es," entgegnete Horus kühl. „Die Damascenerin wird hingerichtet werden."

„Und das, das sagst Du erst jetzt?" weinte Pulcheria, und Maria fuhr auf:

„Und dabei hast Du scherzen und lachen können, hast Du . . . Pfui über Dich! Und wenn Du nicht solch ein schwacher, steinalter Greis wärest . . ."

Hier verwies Frau Johanna das Kind abermals zur Ruhe und fragte schluchzend:

„Hinrichten, enthaupten will man sie? Gibt es denn für sie, die doch dem unseligen Kampf so fern

geblieben wie wir, für sie, die Tochter des Thomas, die Jungfrau, keine Gnade?“

Da entgegnete der Greis:

„Wartet nur, wartet! Vielleicht hat sie der Himmel zu großen Dingen erlesen. Es kann ihr bestimmt sein, durch ihren Tod ein ganzes Land und Volk vom Verderben zu retten. Es wäre ja möglich . . .“

„Sprich Dich klar aus; mir graut vor diesen Orakeln,“ fiel ihm die Witwe ins Wort; er aber zuckte wieder die Achseln und sagte gelassen:

„Was uns ahnt, das ist noch kein Wissen. Der Himmel hat hier zu entscheiden. Wohl uns allen: mir, ihr, Dir, der Pulcheria und auch dem abwesenden Philipp, wenn die Gottheit sie zum Werkzeuge erwählt! Aber wer vermag im Finstern zu sehen? Thut es Dir wohl, Johanna, so sei Dir gesagt, daß der weichmütige Kadhi und mit ihm seine arabischen Genossen schon aus Haß gegen den Wekil, der sie alle an Geist und Willenskraft überragt, nichts unterlassen werden . . .“

„Um sie zu retten?“ unterbrach ihn die Witwe.

„Morgen halten sie Rat, ob ein Bote mit dem Gnadengesuch nach Medina geschickt wird,“ fuhr Horus Apollon mit einem häßlichen Lächeln fort. „Uebermorgen streiten sie sich, wer dieser Bote sein soll, und bevor er Arabien betritt, erfüllt sich der Verurteilten Schicksal. Der Wekil Obada reitet schneller als sie, und sein ist die Macht, so lange Amr fern bleibt von Aegypten. Man sagt, der habe einen Narren an dem Statthaltersohn gefressen, und um seinetwillen — wer weiß? — könnte die Damascenerin als seine Braut . . .“

„Seine Braut?“

„Vor den Richtern hat er sie selbst so genannt und sich Glück gewünscht zu seiner Verlobten.“

„Paula und Orion?“ jubelte Pulcheria unter Thränen auf und klatschte glückselig in die Hände.

„Sie beide,“ versetzte der Alte. „Du hast recht, Dich zu freuen, mein Mädchen! Weichmütige Herzen, die ihr habt! Achtet die Erfahrung des Alten und segnet das Schicksal, wenn es dem Boten des Kadhi das Roß lähmt! Doch ihr wollt ja nichts hören, was orakelhaft klingt, und es ist auch besser, von etwas anderem zu reden . . .“

„Nein, nein,“ bat Johanna. „Woran könnten wir denken als an sie und ihr Schicksal! O, Horus, ich erkenn' Dich nicht wieder. Was hat Dir dies arme, vom schwersten Unglück verfolgte, uns so teure, herrliche Wesen gethan? Und bedenkst Du denn gar nicht, daß die Richter, die sie verurteilt, nun auch nachforschen werden, wie Rufinus, und was wir alle . . .“

„Was ihr mit dem wahnsinnigen Rettungsstreiche zu thun habt?“ unterbrach sie der Greis. „Das zu verhindern ist meine Sache. So lang dies alte Gehirn zu denken und dieser Mund zu reden vermag, wird euch kein Härchen gekrümmt.“

„Unsern Dank!“ versetzte Johanna. „Aber Du, wenn Du solche Macht hast, so setze sie ein — Du weißt, wie lieb Paula uns allen ist, wie hoch Dein Philipp sie schätzt — so gebrauche sie, um sie zu retten.“

„Ich besitze keinerlei Macht und will sie nicht haben,“ entgegnete der Alte streng.

„Aber, Horus, Horus! Kommt, Kinder! Einen zweiten Vater sollten wir in Dir finden, hast Du

versprochen. So zeige denn, daß dies kein leeres Wort war, und laß Dich von uns beschwören . . ."

Da erhob sich der Alte tief atmend, so schnell er vermochte, zwei scharf umgrenzte rote Flecke färbten seine fahlen Wangen, und mit heiserer Stimme rief er:

„Kein Wort mehr! Kein Versuch, mich zu rühren, kein kläglicher Auftritt! Genug, tausendmal genug von dem allem. Ihr habt es gehört, und hört es nun wieder: die Damascenerin oder ich, ich oder sie. Könnt ihr, was die Zukunft auch bringe, es nicht über euch bringen, vor mir über sie zu schweigen, so — so — ich schwöre nicht, aber was ich verheiße, das halt' ich, so kehr' ich in meine alte Höhle zurück, und betrübt und an einer Enttäuschung reicher schlepp' ich dort das Dasein fort oder sterbe, wie meine Göttin es fügt."

Damit verließ er das Zimmer, und die kleine Maria erhob die zur Faust geballte Rechte, drohte ihm nach und rief:

„O, daß er doch ginge, das alte, harte, ungerechte Scheusal! Ach, daß ich ein Mann wär'!" Dabei brach sie in lautes Weinen aus, und ohne auf die Zurechtweisung der Witwe zu hören, fuhr sie außer sich fort: „O, es gibt gar nichts Schlechteres als ihn, Mutter Johanna! Sterben möcht' er sie sehen, er wünscht ihr den Tod; ich fühl' es, er kann es wünschen! Hast Du gehört, Pul, es würde ihn freuen, wenn dem Boten, der sie retten soll, das Pferd erlahmte? Und sie ist nun die Braut meines Orion — ich habe sie ja längst für einander bestimmt — doch auch ihn werden sie töten, aber sie sollen es nicht, wenn es noch einen gerechten Gott gibt im Himmel. O, daß ich . . . daß ich . . ." Dabei

ward ihre Stimme von heftigem Schluchzen erstickt, und als sie sich einigermaßen beruhigt, flehte sie Pulcheria und ihre Mutter an, sie zu Paula zu begleiten, und da diese ihren Wunsch teilten, machten sie sich, bevor es dunkelte, mit ihr auf den Weg ins Gefängnis.

Je mehr sie sich dem Markt näherten, den sie zu kreuzen hatten, desto voller fanden sie die Straßen.

Alles zog des gleichen Weges, die Menge trug sie gleichsam mit sich fort, doch von dem Platze her brauste und schallte ihnen wie ein Gegenstrom vieltausendstimmiges Geschrei und Getön aus Menschenkehlen entgegen. Frau Johanna wurde es in dem Gedränge angst vor dem lärmenden Treiben auf dem Markt, und gern wäre sie mit ihren Schützlingen umgekehrt oder hätte den Platz umgangen, aber alles strebte ihm zu, und es wäre leichter gewesen, von hier aus einem hochangeschwollenen Gebirgswasser entgegenzuschwimmen als nach Haus zu gelangen. So kamen sie denn bald auf den Markt und wurden dort, rings umdrängt, zum Stillstand gezwungen.

Die Bangigkeit der Witwe steigerte sich.

Wie peinlich war es, mit den Mädchen in solchem Auflauf festgehalten zu werden. Pulcheria schmiegte sich an sie, und wie sie Maria gebot, ihr die Hand zu reichen, rief die Kleine, der das Abenteuer ganz nach dem Sinne war:

„Sieh nur, Mutter Johanna, da steht unser Rustem. Er ist doch der größte von allen!“

„Hätten wir ihn bei uns!“ seufzte die Witwe.

Da riß sich das Kind von ihr los, schlüpfte behend wie ein Eichhorn durch den Menschenknäuel und erreichte sehr bald den Masdakiten.

Dieser hatte Memphis noch nicht verlassen; denn die erste Karawane, der er sich mit seinem Weibchen anschließen wollte, brach erst in einigen Tagen auf.

Der brave Perser und Maria waren gute Freunde, und sobald er gehört, daß seine Wohlthäterin sich fürchte, brach er sich mit dem Kinde Bahn zu ihr, und die Witwe atmete auf, wie er ihr anbot, bei ihr auszuharren und sie zu beschützen.

Indessen hatte sich das Lärmen und Schreien gesteigert. Jeder Kopf, jedes Auge war der Kurie zugewandt; denn man mußte erwarten, daß dort etwas Großes, Besonderes vor sich gehen werde.

„Was es nur gibt?“ fragte Maria den Perser und zupfte ihn am Rocke. Da bückte sich der Riese schweigend zu ihr nieder, und zu ihrer Freude stand sie einen Augenblick später auf seinen über der Brust gekreuzten Armen und überblickte, nachdem sie sich einen Sitzplatz auf seiner breiten Schulter zurecht gemacht, wie von einer hohen Warte, Menschen und Dinge.

Frau Johannas Hand legte sich ängstlich auf ihre Füßchen, sie aber rief zu ihr nieder:

„Mutter, Pul, ich irre mich nicht! Vor der Kurie steht der weiße Esel unseres Alten, und da thun sie dem Tier einen Kranz, einen Oelbaumkranz um den Hals.“

Jetzt klangen vom Rathause her über den Markt hin Tubarufe durch die erstickend heiße, qualmige Luft, und plötzlich wurde es still und immer stiller rings umher, und wo einer den Mund aufthat, um zu schreien oder zu reden, stieß ihn der Nachbar oder verwies ihn zur Ruhe.

Da legte die Witwe die Hand fester um den Knöchel

Marias und fragte, indem sie sich die perlende Stirn wischte:

„Was gibt es?“ und die Kleine antwortete hastig und ohne sich im Schauen stören zu lassen:

„Sieh nur zum Altan der Kurie hinauf; da steht das Stadthaupt, der Purpurfärber Alexander; er ist oft zum Großvater gekommen, und die Großmutter konnte seine Frau gar nicht leiden — und neben ihm, der da neben ihm — kannst Du ihn nicht erkennen? — das ist der alte Horus Apollon; eben nimmt er sich die Lorbeer=krone von der Perücke. Alexander will reden.“

Neuer Tubaruf unterbrach sie, und gleich darauf ließ sich eine laute Männerstimme von der Kurie her ver=nehmen, und nun ward es so still, daß auch der Witwe und ihrer Tochter nur wenig von der Anrede entging, die nun folgte:

„Mitbürger, Memphiten, Unglücksgenossen!“ begann das Stadthaupt langsam und mit weithin hallender Stimme. „Ihr kennt unsere gemeinsamen Leiden. Es gibt keines, das nicht über uns verhängt worden wäre, und noch grausamere scheinen uns zu drohen.“

Ein furchtbares Geschrei der Menge stimmte ihm bei, doch neue Tubarufe wiesen es zur Ruhe, und das Stadthaupt fuhr fort:

„Wir, der Senat, die Buleuten dieser Stadt, denen ihr aufgetragen habt, für euch und euer Wohl zu sorgen . . .“

Da unterbrach ein wildes Geheul den Redner, und es ließen sich die Rufe unterscheiden:

„Sorget, thut eure Pflicht!“

„Geldsäcke!“

„Wort halten!“

„Rettet uns vom Verderben!“

Doch die Trompete brachte die Unzufriedenen abermals zur Ruhe, und das Stadthaupt fuhr fort, und diesmal wie außer sich und in gewaltiger Erregung:

„Höret mich! Unterbrecht mich nicht! Die Not, der Jammer trifft unsere Häupter so gut wie die euren. Mein Weib und mein Sohn sind in dieser Nacht an der Seuche gestorben!“

Diesmal ging nur ein leises Gemurmel durch die Menge, und es legte sich von selbst, als der stattliche Graubart auf dem Altan sich die Augen trocknete und fortfuhr:

„Ist einer unter euch, der uns zeihen kann einer Versäumnis — sei es Mann, Weib oder Kind — der erhebe Klage gegen uns vor Gott, vor unserem neuen Herrn, dem Chalifen, und vor euch selbst, den Bürgern von Memphis; aber nicht jetzt, Leidensgefährten, jetzt nicht! Jetzt laßt euer Schreien und Rufen, jetzt, da die Rettung winkt, höret mich, gebet zu erkennen, wie ihr euch verhaltet zu dem letzten, äußersten Rettungsmittel, das ich euch anzuempfehlen komme!“

„Höret ihn! Still! Nieder mit den Schreiern!“ ertönte es von allen Seiten, und der Redner fuhr fort:

„Unserem Vater im Himmel, unserem einigen göttlichen Heiland und seiner heiligen Kirche legten wir es als Christen zunächst ans Herz, uns zu helfen, und ich frage euch: hat es an Gebeten, an Kirchgängen, an Prozessionen, an Weihgeschenken gefehlt? Nein, nein, meine lieben Mitbürger und -Bürgerinnen! Jeder von euch ist mein Zeuge — gewiß nicht! Aber der Himmel, er hat sich blind und taub und stumm gezeigt unserer

Not gegenüber, ja wie gelähmt . . . Nein, nicht wie gelähmt; denn er rührt kräftig und rasch genug die Hände, um neues Leid auf das alte zu häufen. Was menschliche Vorsicht und Klugheit ersinnen und ins Werk setzen kann, auch davon blieb nichts unversucht.

„Die alten Künste der Zauberer und Magier und Scheidekünstler, die schon manchesmal frommten, die Macht böser Geister zu brechen, auch sie haben sich als trügerisch und ohnmächtig erwiesen.

„Da dachten wir an unsere großen, berühmten Väter und Ahnherren, und wir erinnerten uns, daß in unserer Mitte ein Mann lebt, der vieles kennt, was für uns andere verloren gegangen ist im Laufe der Zeiten. Die Weisheit der Vorfahren hat er während eines langen Lebens in arbeitsvollen Tagen und Nächten sich zu eigen gemacht. Zu der Schrift, wie zu den Geheimnissen der Alten besitzt er den Schlüssel, und er hat uns mitgeteilt, welches Rettungsmittel die Vorfahren benützten, wenn ähnliches Unheil sie heimsuchte wie uns in diesen grausamen Tagen, und der Greis hier an meiner Seite, der weise und redliche Horus Apollon, machte uns damit vertraut. Sehet die ehrwürdigen Rollen in seiner Hand! Sie lehren, welche Wunder es in früheren Tagen gewirkt hat."

Hier unterbrach ein Memphit den Redner mit dem Rufe: „Heil Horus Apollon, dem Retter!" und Tausende folgten ihm nach und gaben dem Alten Beifall und Dank durch lautes Geschrei zu erkennen. Dieser verbeugte sich bescheiden, zeigte auf seine schmale Brust und eingefallenen Lippen und wies dann auf das Stadthaupt als denjenigen, der es übernommen, das Volk von seinem Rat in Kenntnis zu setzen, und Alexander fuhr fort:

„Große Gunst, Mitbürger und Freunde, läßt sich nur durch große Gaben erkaufen. Das wußten die Alten, und wenn der Strom, von dem ja, wie wir nur zu gut wissen, das gesamte Wohl und Weh dieses Landes abhängt, zu steigen versagte und das Ausbleiben seiner Schwelle Unheil mancherlei Art nach sich zog, so brachten sie ihm ein Opfer dar, das sie für das edelste hielten von allem, was die Erde trägt: eine reine und schöne Jungfrau.

„Was wir erwartet, tritt ein: das erschreckt euch! Ich höre euch murren, sehe eure entsetzten Gesichter, und wie sollte die Seele eines Christen nicht Abscheu vor solchem Opfer empfinden? Aber ist es uns denn so fremd? Haben wir je ganz davon gelassen? Wer von uns richtet nicht sein Gebet an den heiligen Orion, sei es zu Haus, sei es unter Beistand der Priesterschaft in der Kirche, wenn er von unserem herrlichen Strom eine Gabe erwartet, und in diesem Jahr haben wir, wie immer in der Nacht des Tropfens, mit Gebeten an ihn ein Kästchen mit einem menschlichen Finger in die Wogen geschleudert.*) Dies kleinere Opfer, es sollte das kostbarere, größere der Heiden vertreten; es wurde gebracht, und seine Notwendigkeit ist nie und nie in Frage gekommen, und auch die strengsten und heiligsten Lichter der Kirche, wie Antonius und Athanasius, Theophilus und Cyrillus, haben nichts dagegen einzuwenden gewußt; unter ihren Augen ward es Jahr für Jahr in die Wogen geschleudert.

---

*) Noch im vierzehnten Jahrhundert nach Christus ward von den ägyptischen Christen ein Kästchen mit einem menschlichen Finger in den Nil geworfen, um ihn zum Anschwellen zu veranlassen. Dies wird durch eine Nachricht des zuverlässigen Makrisi bestätigt.

„Ein Finger in einem Kästchen! Kläglicher Stellvertreter für das Schönste und Reinste, das Gott werden läßt unter den Menschen. Dürfen wir uns wundern, wenn der Heilige endlich den jammervollen Ersatz verschmäht, zurückweist und für seinen Nil einmal wieder begehrt, was ihm früher zu teil ward?

„Aber welche Mutter, welcher Vater, fragt ihr, ist in unserer Zeit des Eigennutzes von Liebe für sein Heimatland, seinen Gau, seine Stadt so ganz durchdrungen, daß er die jungfräuliche Tochter dem allgemeinen Wohl zu Gefallen dem Tod in den Wogen preisgeben möchte? Welche Tochter unseres Volkes wäre bereit, für andere und ihr Heil widerstandslos aus dem Leben zu scheiden?

„Doch ängstigt euch nicht! Fürchtet nichts für eure heranwachsenden Töchter im Frauengemach, die Augäpfel eures Herzens! Fürchtet nichts für eure Enkelinnen, Schwestern, Gespielinnen, Bräute! Schon in frühester Zeit verbot ein strenges Gesetz den Alten, Menschen von ägyptischem Blut zu opfern, doch Fremde oder solche darzubringen, welche anderen Göttern dienten als den ihren, das war ihnen gestattet.

„Das Gleiche, Mitbürger und Glaubensgenossen, auch uns steht es zu. Und nun merket auf, alle, alle: Scheinet es nicht, als wünsche das Schicksal uns zu helfen, unserem gesegneten Nil das Opfer endlich darzubringen, das ihm so viele Jahrzehente und Jahrhunderte vorenthalten ward? Er verlangt es, und es ist uns zugeführt worden wie durch ein Wunder; denn um eines Vergehens willen, das ihre Reinheit nicht trübte, haben heute die Richter eine schöne, untadelige Jungfrau zum Tode verurteilt, eine Fremde, und noch dazu eine Griechin und ketzerische Melchitin.

„Das ergreift euch, das erregt eure Seelen mit dankbarer Freude, ich seh' es! So rüste Dich denn zur Vermählung, edler Strom, Wohlthäter dieses Landes und Volkes! Die Jungfrau, die Braut, nach der Dich verlangt, wir schmücken sie für Dich, wir führen sie Dir zu, sie sei die Deine!

„Und ihr, ihr Memphiten, Mitbürger, Leidensgenossen," und dabei neigte das Stadthaupt sich weit vor über den Altan und der Menge entgegen, „wenn ich euch nun um eure Zustimmung bitte, wenn ich in des versammelten Senats und dieses Greises Namen euch frage . . ."

Da unterbrach ihn das gewaltige, zum Himmel aufbrausende Jubelgeschrei der versammelten Menge und tausend Stimmen riefen:

„In den Nil mit der Jungfrau!"

„Die Melchitin wird mit dem Strome vermählt! Kränze für die Nilbraut, Blumen für ihre Hochzeit!"

„Achten wir auf die Lehre der Väter!"

„Heil dem Berater! Heil dem weisen Horus Apollon! Heil unserem Stadthaupt!"

So schrie und rief es froh und begeistert durcheinander, nur von der Nordseite des Marktes her, wo die leeren Tische der Wechsler standen, die ihr Gold und Silber längst in Sicherheit gebracht hatten, erhob sich ein mißfälliges, drohendes Gemurmel.

Die Brust des Kindes auf den Armen des Persers hatte längst schwer und tief zu atmen begonnen. Es meinte zu wissen, wen die Teufel da oben zu dem verruchten heidnischen Opfer ausersehen hatten, und wie Maria sich zu Frau Johanna niederbeugte, um sich zu

überzeugen, ob sie ihre gräßliche Ahnung teile, sah sie die Augen der Witwe und ihrer Tochter in Thränen schwimmen, und sie wußte genug und fragte nicht weiter; denn ein neuer Vorgang nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Bei den Wechslertischen hatte sich eine Hand mit einem Kruzifix hoch erhoben, und das Kind sah, wie sie sich stetig und unaufhaltsam der Kurie entgegenbewegte. Die Menge machte dem Manne, dem sie angehörte, und dem Heiligtum, das sie trug, Platz, und es war Maria, als weiche der Auflauf vor dem vorwärtsschreitenden Bild des Gekreuzigten auf beiden Seiten zurück, wie die Wogen des Schilfmeeres vor dem fliehenden Volke Gottes.

Das Gemurmel an der Nordseite des Marktes wurde stärker, der Jubel der Menge verlor an Kraft, jede Stimme schien sich zu dämpfen, und nun erstieg eine kleine, schmächtige, aber stolz und straff aufgerichtete Gestalt in bischöflichem Gewande Stufe auf Stufe und verschwand endlich in der Kurie.

Zurückebbend verwandelte sich das Geschrei in ein unwilliges, fragendes Gemurmel, und auch dies verstummte, da der kleine Mann, der doch groß erschien durch das Kruzifix, das er hoch hielt, auf dem Altan erschien, sich der Brüstung näherte und den Arm mit dem Bilde des Gekreuzigten weit vor und über die vordersten Reihen des Volkes streckte.

Da trat der alte Horus Apollon mit zornig funkelnden Augen auf das Stadthaupt zu und forderte es auf, dem Eindringling das Wort zu entziehen, doch den Purpurfärber hatte das gewaltige Auge des kleinen Mannes getroffen, und er ließ ihn gesenkten Hauptes gewähren. Auch keiner der Buleuten wagte ihm den Weg zu

verlegen; denn jeder kannte den eifrigen, willensstarken, gelehrten Presbyter, der seit gestern an die Stelle des verstorbenen Bischofs Plotinus getreten.

Und jetzt rief der neue Seelenhirt, so laut er vermochte, in seine widerspenstige Herde hinein:

„Sehet diesen am Kreuze und hört seinen Diener! Nach dem Segen Christi schmachtet ihr und treibet dennoch heidnische Gräuel. Der abgöttische Jubel, durch den ich mir den Weg bahnte zu euren Ohren, in Jammergeheul wird er sich wandeln, wenn ihr sie verstopft und sie taub macht für die Worte des Heils.

„Ja, murrt nur!

„Mich bringt ihr doch nicht zum Schweigen; denn aus mir redet die Wahrheit, die niemals verstummt! Für jeden, der es noch nicht weiß, sei hier gesagt: der Krummstab des verstorbenen Plotinus ward auf mich übertragen. Mit Sanftmut und Güte möcht' ich ihn brauchen, doch muß es sein, schwing' ich ihn wie ein Schwert und eine Geißel, bis ihr aus Wunden blutet und die Beulen euch reibt!

„Sehet hier das Bild eures Erlösers in meiner Rechten. Ich pflanze es auf wie eine Mauer zwischen euch und die heidnische Gräuelthat, der ihr zugejauchzt in eurer Verblendung.

„Ihr Verruchten, ihr Abtrünnigen! Aufwärts die Herzen, und hinaufgeschaut zu ihm, der am Kreuze gestorben, um euch zu erretten. Wahrlich, er läßt den nicht untergehen, der an ihn glaubt; aber ihr, wo ist euer Glaube? Weil es Nacht ward, heulet ihr: ‚Das Licht ist erloschen!' Weil ihr krank seid, meinet ihr: ‚Der Arzt kann nicht helfen!' Welche Lästerungen sind hier erklungen: ‚Ohnmächtig,' hieß es, ‚ist der Herr, ist seine Kirche!

Zauberei, Magie, heidnische Missethat soll uns retten.' Aber gerade weil ihr nicht auf den wahren Retter und Erlöser hofft, sondern auf heidnische Missethat, Magie und Zauberei, wird Strafe auf Strafe über euch gehäuft, und so geht es fort — ich seh' es kommen — bis ihr völlig im Schlamm erstickt und ächzend nach der einzigen Hand suchet, die euch aufrichten könnte.

„Womit verblendete Menschenkinder euch zu retten verheißen vom Unglück, das — das — gerade das ist der Urquell eurer Leiden, und hier steh' ich, um diesen Quell zu verstopfen und ihm das Bett abzugraben.

„Molochsdiener wollt ihr werden, und zu Christen hoff' ich euch wieder zu machen. Die Jungfrau, die eure Wut in den Abgrund des Stromes stürzen will, die Milde der erhabenen Kirche erhebt sie zu ihrem Schütz-ling; denn mit ihrem leiblichen Tod bringt ihr über euch den Tod eurer Seelen. Der heilige Orion, mit Abscheu wendet er sich von euch. Weg, fort von dem unglückseligen Opfer, weg, ruf' ich, die verruchten Wünsche und tempelschänderischen Hände!" — —

„Und legt sie in den Schoß, und ringt sie wund im Gebete, bis Elend und Seuche den letzten von euch hingerafft haben!" unterbrach ihn des Greises dünne und kreischende, doch weithin verständliche Stimme, und vom Markt her gaben ihm Tausende ihren Beifall durch lautes Geschrei zu erkennen.

Das Stadthaupt, welches bis dahin dem Bischof reumütig und gesenkten Hauptes zugehört hatte, fand nun auch die verlorene Fassung wieder und rief außer sich:

„Das Volk stirbt, Stadt und Land gehen zu Grunde, aus dem Strom steigt Pest und Verderben. Zeig uns

einen andern Rettungsweg oder laß uns auf die Vorfahren sehen und das letzte Mittel versuchen."

Aber der kleine Mann richtete sich straffer auf, wies mit der Linken auf das Kruzifix und rief mit unerschütterlicher Ruhe:

„Glaubet, hoffet, betet!"

„Ist es etwa nicht geschehen?" schrie das Stadthaupt. „Dir freilich hat kein sterbendes Weib mit gläsernen Augen, Dir hat kein verröchelndes Kind . . ."

Da erhob sich von unten her neues Gebrüll, so wild und mächtig wie nie vorher, und jeder, dem der Tod in das Haus und ans Herz gegriffen, dem Garten und Acker verdorrt war, dem Dattel auf Dattel von den Bäumen gefallen, erhob die Stimme und schrie:

„Das Opfer, das Opfer!"

„In den Strom mit der Jungfrau!"

„Heil den Rettern, Heil dem weisen Horus Apollon!"

Aber andere riefen dazwischen:

„Lasset uns Christen bleiben!"

„Heil dem Bischof Johannes!"

„Unsere Seelen!"

Indessen suchte der Prälat die Aufmerksamkeit des Volkes von neuem auf sich zu ziehen, und da ihm dies nicht gelang, wandte er sich abermals an das Stadthaupt, die Buleuten, den Tubabläser, und endlich gelang es ihm, diesen zu bewegen, wiederum und noch einmal und öfter und stärker in das Erz zu stoßen, doch sein Schall blieb ohne Wirkung; denn auf dem Markte waren einzelne Gruppen aneinander geraten, und Balgerei und Handgemenge drohten in einen blutigen Straßenkampf auszuarten.

Von dem Masdakiten gedeckt, war es den Frauen gelungen, den Markt zu verlassen, bevor arabische Reiter heransprengten, um die Streitenden auseinander zu treiben; auf der Kurie aber erklärte der Bischof Johannes den Vätern der Stadt, daß er alles aufbieten werde, um das unmenschliche und unchristliche Opfer einer Jungfrau zu verhindern, wenngleich sie eine Melchitin sei und zum Tode verurteilt. Heute noch werde er eine Brieftaube an den Patriarchen nach Oberägypten senden und seine Entscheidung einholen.

Als Horus Apollon ihm sodann entgegnete, der Vertreter des Chalifen habe seine Einwilligung zu dem Opfer erteilt, und auch gegen den Willen der Geistlichkeit werde man dem Verderben des Volkes ein Ende machen, brauste der Bischof heftig auf und bedrohte diejenigen, welche den gräßlichen Anschlag ersonnen, mit dem Fluche der Kirche.

Da trat ihm der Greis mit flammender Beredsamkeit abermals entgegen, die verzweifelten Buleuten hielten zu ihm, und tief aufgebracht verließ der Bischof die Kurie.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Für die stille, in sich zurückgezogene Witwe des Rufinus gab es wenig Unerträglicheres als eine Zusammenrottung des Pöbels.

Die entfesselte Leidenschaft, der Tumult und all das Gemeine, womit man dabei in Berührung kam, verletzte ihr zartes Wesen, und während der Rede des Greises hatte sie nur der eine Wunsch beseelt, dem Gedränge zu entrinnen, doch sobald es ihr zur Gewißheit geworden, daß Paula die Unglückliche sei, welche ihr furchtbarer Hausgenosse dem Aberglauben der Menge auszuliefern wünschte, dachte sie nicht mehr an Heimkehr, sondern harrte aus unter dem Volke und ließ sich endlich mit den beiden Mädchen von Rustem in das Gefängnis geleiten, obgleich der Weg dahin durch die belebtesten Straßen führte.

Hatte das unsagbar Schreckliche, das Paula drohte, schon durch die Mauern des Kerkers den Weg zu ihr gefunden, oder war es ihr, Johanna, noch vergönnt, sie vorzubereiten, und sie, die das über sie verhängte Todesurteil ohnehin an den Rand der Verzweiflung getrieben haben mußte, zu trösten?!

Gestern wäre der Kerkermeister ihrem Wunsche, Paula zu sehen, willig und ohne Widerspruch entgegengekommen; denn der Kadhi hatte ihm befohlen, ihr wie Orion jede Rücksicht angedeihen zu lassen, doch die Drohungen des Wekil veranlaßten ihn, Frau Johanna zurückzuweisen; aber während diese mit ihm verhandelte, streckte sein kleines Söhnchen, mit dem Pulcheria schon gestern in ihrer lieben Weise gespielt, ihr wieder die Aermchen entgegen, und sie hob es auf und küßte es, und erwies damit drei Herzen zugleich etwas Gutes, das Beste aber der jungen Mutter des Kindes, und diese nahm sich der Frauen wiederum an und veranlaßte ihren Mann, ihnen auch jetzt noch gefällig zu sein.

Die hübsche Emau hatte unter den Palmen bei der Herberge ihrer Eltern den fröhlichen Orion weit lieber als manchen andern Gast bedient, und ihr Mann, ein seiner Ehehälfte in echt ägyptischer Weise gehorsamer Gatte, der bis dahin nicht frei von Eifersucht gewesen war, zeigte sich noch freudiger gefällig gegen den Sohn seines Wohlthäters, seitdem er erfahren, daß die schöne Damascenerin dessen Braut sei.

In den großen Verbrechersälen ging es heute wie immer, wenn die Richter ein Todesurteil gefällt hatten, besonders stürmisch her, und die Frauen schauderten, wenn diese Unglücklichen laut aufjauchzten und brüllten. Von manchem schrillen Schrei konnte niemand sagen, ob er wildem Uebermut oder grausamem Schmerz den Ursprung verdanke, und eine passendere Begleitung für dies entsetzliche Getöse als Kettengerassel ließ sich nicht denken.

Wie die Frauen endlich zu Paulas Zelle gelangten, schlug ihnen das Herz gar bang; denn hinter der Thür,

die der Wärter da öffnete, mußte Todesangst und Verzweiflung hausen.

Die Gefangene stand am Fenster, drückte die Stirn an das eiserne Gitter und lauschte in das Dunkel hinaus auf das Lautenspiel des Geliebten, welches in das Gebrüll der Verbrecher hineinklang wie Glockengeläut in Donnerwetter und Sturm.

Neben ihrer schlichten Bettstatt saß die Amme auf einem Schemel und schlief mit der Spindel im Schoß, und weder sie noch ihre Herrin wurde der Eintretenden gewahr. Ein elendes Lämpchen erleuchtete das enge Gemach.

Maria wollte auf die Freundin zustürzen, doch Frau Johanna hielt sie zurück und rief Paula zärtlich, aber leise bei Namen. Doch sie ward nicht vernommen, Schmerz und Todesangst hielten wohl die Seele der Verurteilten gefangen.

Nun erhob die Witwe die Stimme lauter, und diesmal wandte die Unglückliche sich um und stieß gleich darauf einen leisen, freudigen Schrei aus, eilte auf die treuen Menschen zu, die sie auch im Kerker zu finden wußten, und zog erst die Witwe, dann Pulcheria, dann das Kind mit lebhafter Zärtlichkeit an sich, und als Frau Johanna ihr Gesicht in die zarten Hände nahm, um sie zu küssen und zu sehen, wie Gram und Todesfurcht ihre schönen Züge verändert, drängte sich ihr ein leiser Ruf der Verwunderung auf die Lippen; denn sie hatte keineswegs in ein verhärmtes und geängstigtes, sondern in ein frohes, ruhiges Antlitz geschaut, und es blickten ihr daraus zwei große Augen hell und dankbar entgegen.

Hatte man ihr noch verschwiegen, was sie bedrohte? Aber nein; begann sie doch gleich mit der Frage,

ob sie schon von ihrer Verurteilung gehört? Und nun erzählte sie, wie es ihr vor den Richtern ergangen, und wie ihr der Freund und Pflegevater ihres guten Philipp plötzlich und unbegreiflicherweise als erbittertster Feind entgegengetreten.

Da konnten die anderen den Thränen nicht mehr gebieten, und nun tröstete und beruhigte sie Paula und teilte ihnen mit, daß sie in dem Kadhi einen väterlichen Freund gewonnen, der ihr verheißen, den Chalifen um Gnade für sie zu bitten.

Frau Johanna wußte sich bei alledem kaum zu fassen. Wie ein Wunder erschien ihr dies Mädchen und seine Heldengröße gegenüber dem Unglück.

Schönes Zutrauen! Doch wie leicht konnte es betrogen werden, wie unsicher war der Grund, in den sie den Anker der Hoffnung geworfen.

Selbst Maria erschien besorgter als die Freundin und warf sich ihr weinend an die Brust.

Und Paula erwiderte ihre Zärtlichkeit und suchte Pulcheria über die Schändlichkeit ihres alten neuen Hausgenossen zu beruhigen und lächelte die Witwe freundlich an, als sie fragte, woher sie die Fassung bei so schwerem Mißgeschick nehme, und sagte, ihr Beispiel habe sie gelehrt, das Schwerste ergeben zu tragen. Selbst in diesen dunklen Stunden finde sie weit mehr zu danken als zu klagen, ja, aus ihnen sei helles Glück für sie aufgegangen.

Jetzt erst erinnerten sich Johanna und die Mädchen, daß sie Braut sei, und nun wurde sie wieder von geliebten Armen umschlungen.

Da klopfte der Wärter, und nun richtete Paula sich sinnend auf und rief leise:

„Ich habe Orion etwas zuzustellen, das ich keinem Fremden anvertrauen darf, und jetzt, jetzt hab' ich Dich, Maria, und Du sollst es ihm überbringen."

Dabei zog sie den Smaragd hervor, gab ihn der Kleinen und trug ihr auf, ihn ihrem Oheim zuzustellen, sobald sie mit ihm allein sei. In dem Briefchen, welches das Juwel umgab, bat sie den Verlobten, es als sein Eigentum zu betrachten und die Forderung der Kirche damit zu befriedigen.

Der Wärter war leicht zu bestimmen, das Kind zu seinem Oheim zu führen, und wie froh und glücklich flog Maria ihm voran, zu Orion hinauf, wie groß war dessen Freude, sie wiederzusehen, wie dankbar zog er den Smaragd an die Lippen; doch als sie dem Oheim zurief, daß ihre Voraussagung nun doch eintreffe und Paula die Seine werde, faltete sich ihm die Stirn, und voll schweren Ernstes klagte er dem Kinde, daß er sein Liebstes doch wohl nur gewonnen, um es zu verlieren.

„Doch der Kadhi ist euer Freund und erwirkt euch die Gnade des Chalifen!" rief die Kleine.

„Aber dafür tritt plötzlich ein neuer Feind gegen uns auf — Horus Apollon."

„O, unser Alter!" knirschte das Kind. „Wenn Du wüßtest, Orion! Und dabei unter einem Dach mit ihm wohnen!"

„Du?" fuhr der Jüngling auf.

„Ja, ich und die Pul und Mutter Johanna!" Und nun erzählte Maria, wie der Alte in ihr Haus gekommen, und durch mancherlei Andeutungen erriet Orion, daß sie ihm etwas Wichtiges vorenthalte, und so drang er in sie, ihm nichts zu verschweigen, und das Kind konnte

endlich nicht umhin, ihm alles zu eröffnen, was es gesehen und gehört.

Da verließen ihn Zuversicht und Ruhe. Außer sich rief er den Namen der Geliebten und sehnte dabei in leidenschaftlichen Worten den Feldherrn zurück, Amr, den einzigen Mann, der helfen konnte in dieser Not. Auf ihn setzte er seine ganze Hoffnung. Wie ein zweiter Vater habe er sich gegen ihn erwiesen und ihm eine schwierige, aber schöne Aufgabe gestellt.

„In die Du Dich kopfüber gestürzt hast!“ rief das Kind.

„Erwogen hab' ich alles schon auf der Reise,“ versetzte Orion. „Gestern versuchte ich auch, das Erste niederzuschreiben, doch mir fehlte dazu gerade das Beste: die Karten und Listen! Nilus hatte das alles zusammengethan, es sollte mich auf der Fahrt mit den Nonnen begleiten, und ich hatte den Befehl erteilt, es in das Haus des Rufinus . . .“

„Es zu uns zu bringen?“ unterbrach ihn das Kind mit leuchtenden Augen. „O, es ist da! Ich habe die Schriften selbst gesehen, wie die Truhe für den Alten ausgeräumt ward, und morgen, morgen in der Frühe hast Du sie alle!“

Da küßte Orion dem Kinde froh und hastig die Stirn, schlug dann mit der Faust an eine Wand seiner Zelle und rief, nachdem sich an der Rückseite derselben ein knarrendes Etwas verschoben:

„Gute Kunde, Nilus! Die Pläne und Listen sind wieder da; ich habe sie morgen!“

„Vortrefflich!“ antwortete des Rentmeisters trockene Stimme aus dem Nebenraum. „Wir können Tröstliches

brauchen! Vorhin bekam ich einen Genossen, der sich bei einem Aufstand auf dem Markt an einem arabischen Reiter vergriffen. Der erzählt entsetzliche Dinge."

„Die meine Verlobte betreffen?"

„Leider, Herr!"

„So bin ich schon unterrichtet," entgegnete der Jüngling, und nachdem er mit dem Rentmeister noch einige Worte über den verruchten Anschlag des Alten gewechselt, fuhr Nilus fort:

„Mein Zellengefährte erzählt auch, die Araber hätten, während er auf ihrer Wache zurückgehalten ward, von einem Boten des Feldherrn gesprochen, der dessen Ankunft in Medina melde, und außerdem, daß er dort nur kurze Zeit zu verweilen gedenke. Seine Rückkehr läßt also nicht lange mehr auf sich warten."

„Und so ist er längst fort, bevor die Boten des Kadhi dahin gelangen und dem Chalifen sein Gnadengesuch überreichen. Auf Amr, nur auf ihn dürfen wir hoffen, und wenn er unterwegs zu benachrichtigen wäre ..."

„So hält er sich gewiß nicht in Oberägypten auf, so beschleunigt er die Reise oder sendet einen Bevollmächtigten voraus," ließ es sich durch die Wand vernehmen. „Hätten wir nur einen sichern Mann ihm entgegenzuschicken. Unsere Leute sind in alle Winde zerstreut, und jetzt nach ihnen suchen . . ."

Da fiel ihm Marias helle Kinderstimme ins Wort: „Ich schaffe den Boten."

„Du? Bedenke doch, Mädchen!" unterbrach sie Orion.

Sie aber achtete seiner Einwände nicht, sondern fuhr, ihrer Sache gewiß, eifrig fort:

„Es soll ihm alles, alles berichtet werden! Darf

man ihm auch anvertrauen, was ich von eurer Teilnahme an der Flucht der Nonnen erfahren?“

„Nein, in keinem Falle!“ riefen der Rentmeister und der Jüngling zugleich, und Maria entnahm aus diesem Ausruf, daß ihr Vorschlag angenommen werde und schlug in die Hände und rief, ganz Eifer und mit glühenden Wangen:

„Morgen bricht der Bote auf, verlaßt euch auf mich. Ich mach' es so gut wie der Größte. Und nun gib mir den Weg genau an, den er nimmt. Zur Sicherheit ritze die Namen der Stationen hier in mein Täfelchen ein . . . Aber wart', ich muß es erst glätten!“

„Was steht denn da auf dem Wachse?“ fragte Orion. „Ein großes Herz mit lauter Rechtecken darin. Das bedeutet?“

„Dummheiten!“ machte das Kind, ein wenig beschämt. „Ich gab nur an, wie ich mein Herz unter denen, die ich liebe, verteile. Die eine ganze Hälfte gehört unserer Paula, dies Quadrat ist das Deine, aber da, da, da“ — und damit stieß sie mit dem Stift ins Wachs — „hier hatte ich auch dem Alten ein Plätzchen gegönnt. Komm Du mir nur wieder!“

Dabei glätteten ihre geschickten Finger das Wachs, und Orion zeichnete über das vernichtete Herz, die Spielerei eines Kindes, Dinge auf, von denen Leben und Tod zweier Menschen abhing. Er that es in gutem Zutrauen auf das Geschick und die Gewissenhaftigkeit seiner kleinen Bundesgenossin. Morgen in aller Frühe sollte sie noch für den Boten einen Brief an den Feldherrn erhalten.

„Aber ein rascher Ritt — und Amr wählt immer den Weg über die Berge und Berenike — ist teuer,“

bemerkte der Rentmeister, „und wenn wir auch unsere letzten Goldstücke zusammenthun, reichen sie schwerlich.“

„Behaltet sie, ihr habt sie hier nötig,“ unterbrach ihn das Kind. „Aber nein . . . da wären zwar meine Perlen und der Schmuck meiner Mutter . . . indessen . . .“

„Von dergleichen soll man sich nicht trennen, Du goldenes Herzchen,“ fügte Orion hinzu.

„O doch, doch. Was thu' ich damit? Aber das von der Mutter hat Frau Johanna in Verwahrung.“

„Und Du scheust Dich, sie darum zu bitten?“ fragte der Jüngling.

Dann wandte er sich an den Rentmeister, und als der die erforderliche Summe überschlagen, zog er einen kostbaren Sapphir vom Finger, gab ihn Maria und trug ihr auf, ihn ihrer Pflegemutter zu übergeben. Der Jude Gamaliel werde ihr auf dies Pfand hin so viel anvertrauen, wie sie bedürfe.

Fröhlich steckte Maria das Kleinod zu sich, doch als der Wächter bald darauf erschien, schlug ihre Glückseligkeit plötzlich in ebenso lebhafte Kümmernis um, und sie nahm von Orion Abschied, als stehe ihnen eine Trennung fürs Leben bevor.

In dem zu Paulas Zelle führenden Gange blieb der Wärter plötzlich stehen; denn die Treppe herauf kamen Leute.

Wenn es der schwarze Wekil war und zu dieser Stunde noch Besuch im Gefängnis fand!

Aber nein!

Zwei Lampen wurden dem Gast vorangetragen, und in ihrem Schein erkannte ihr Begleiter den Presbyter Johannes, den neuen Bischof von Memphis, der schon früher oft hieher gekommen, um Gefangene zu trösten.

Heute führte ihn der Wunsch, die bedrohte Melchitin zu sehen, so spät in den Kerker. Marias Haltung und Kleidung verrieten ihm, daß sie keinem Beamten des Hauses angehöre, und sobald er erfahren, wer sie sei, raunte er seinem Begleiter, einem alten Diakonen, den er stets mit sich nahm, wenn er weibliche Gefangene besuchte, zu: „Hier findet man sie!“ Nachdem er sich darauf unterrichtet, mit wem das Kind zu so später Stunde hieher gekommen, wandte er sich wiederum an seinen Amtsbruder und sagte leise: „Des Rufinus Gattin und Tochter. Also doch! Hab' die Griechen schon lange im Auge. Alljährlich ein- oder zweimal in der Kirche! Verkappte Melchiten! Eins mit der Damascenerin! Und in solcher Umgebung wächst die Enkelin des Mukaukas heran! Ein verruchtes Spiel! Benjamin hat wieder richtig gesehen, jetzt wie immer!“ Dann dämpfte er die Stimme noch tiefer und fragte: „Ob wir sie gleich mit uns nehmen?“ Und als der Diakonus Einwand dagegen erhob, versetzte er rasch: „Du hast recht; es genügt einstweilen, ihren Aufenthalt zu kennen.“

Inzwischen hatte der Wärter Paulas Zelle geöffnet, und bevor der Bischof sie betrat, richtete er einige freundliche Worte an das Kind und fragte es, ob es sich nicht nach seiner Mutter sehne, und auf Marias: „Recht oft!“, fuhr er ihr mit der knochigen Hand über die Locken und sagte:

„Das dacht' ich. Du trägst einen schönen Namen, Kind, und wie Deine Mutter, so weihst auch Du vielleicht bald Dein Leben der Frau der Frauen, nach der Du getauft bist.“

Darauf betrat er mit der Kleinen an der Hand die

Zelle, und während Paula den Geistlichen, der sie zu so später Stunde besuchte, betroffen anschaute, erkannten Frau Johanna und Pulcheria in ihm den mutigen Priester, welcher dem Greise und dem irregeführten Volke so kräftig entgegengetreten war, und verneigten sich ehrerbietig und tief.

Der Bischof bemerkte es und zog daraus den Schluß, daß diese Griechinnen vielleicht dennoch seiner Kirche angehörten. Jedenfalls konnte man ihnen das Kind unbedenklich noch auf einige Tage überlassen.

Nachdem er freundliche Worte mit den Frauen gewechselt, schickte sich die Witwe an, ihm das Feld zu räumen und Abschied zu nehmen. Da trat der Bischof ihr näher und kündigte ihr auf morgen oder übermorgen seinen Besuch an; es handle sich um das Glück eines ihnen beiden teuren Wesens, und Frau Johanna, welche glaubte, er habe Paula im Sinne, flüsterte ihm zu:

„Sie ahnt noch nichts von dem Gräßlichen, womit das Volk sie bedroht. Kann es sein, so verschone sie, bevor sie den Schlaf sucht, mit dieser schrecklichen Kunde.“

„Wenn es sein kann!“ wiederholte der Geistliche, und als Maria ihm beim Abschied die Hand küßte, zog er sie zu sich heran und sagte: „Das Christuskind und jedes Christenkind gehört zu der Mutter. Vor Tausenden bist Du bevorzugt, Maria! Deinen Vater hat der Himmel als Märtyrer zu sich genommen, die Mutter weihte sich selbst dem Himmel. Dein Weg ist Dir vorgezeichnet, Kind; denke darüber nach! Morgen, nein, übermorgen, komm' ich und führe Dich dem neuen Pfade entgegen.“

Frau Johanna erblaßte bei diesen Worten; denn nun erst verstand sie, was der Bischof mit seinem Besuche

bei ihr bezweckte, und am Fuß der Treppe schlang sie den Arm um das Kind und fragte es leise:

„Sehnst Du Dich nach dem Kloster, möchtest Du fern von uns wie Deine Mutter, nur auf das Heil Deiner Seele bedacht, als Nonne leben, in jener stillen Seligkeit, die Dir Pul wohl mehr als einmal beschrieben?“

Doch das Kind verneinte diese Frage entschieden, und als Frau Johanna dabei sorgenvoll und bekümmert den Kopf sinken ließ, zeigte Maria wieder ein heiteres Gesicht und rief ihr zu:

„Nur keine Furcht, liebe Mutter! Bis übermorgen ändert sich noch manches. Laß den Herrn Bischof nur kommen, ich werde schon mit ihm fertig. O, Du kennst mich noch gar nicht! Wie ein Lämmchen bin ich unter euch gewesen bei all dem Unglück und schweren Ernst, doch es steckt noch was ganz anderes in mir; Du wirst Dich wundern!“

„Bleibe lieber, wie Du bist!“ bat die Witwe.

„Immer, immer voller Liebe für Dich und die Pul; aber ich bin eine große Vertrauensperson geworden: morgen früh hab' ich etwas Wichtiges für Orion zu thun. Etwas . . . Rustem wird mich begleiten. Wichtig, wichtig, Mütterchen! Aber was es ist, das darf ich keiner Seele verraten, nicht einmal Dir!“

Hier wurde sie unterbrochen; denn das schwere Thor des Gefängnisses ging knarrend vor ihnen auf.

Für den Bischof wurde es erst mehrere Stunden später wieder erschlossen, so lange hielt ihn das Gespräch mit Paula in ihrer Zelle zurück.

Auf die Frage, ob sie eine orthodoxe Griechin sei, wie das Volk sich ausdrücke, eine Melchitin, erteilte sie

eine bejahende Antwort und fügte hinzu, daß wenn er sie aufgesucht habe, um sie von dem Glauben ihrer Eltern abwendig zu machen, sein Gang vergeblich gewesen sei; doch achte sie in ihm den Christen, den Priester, den Gelehrten, den Mann, welchen ihr verstorbener Oheim unter allen Geistlichen seiner Konfession am höchsten gehalten, und sie wolle ihm gern eröffnen, was ihr im Angesicht des nahenden Todes die Seele bewege.

Da schaute er ihr in die reinen, ruhigen Züge, und wenn er nach ihrer ersten Antwort willens gewesen war, ihr mit dem furchtbaren Schicksal zu drohen, das er auf dem Markte bemüht gewesen war von ihr abzuwenden, dachte er nun an die Bitte der freundlichen griechischen Frau und legte sich Stillschweigen auf.

Bis gegen Mitternacht ließ er sich berichten, was sie in ihrem jungen Leben an Glück und Unglück erfahren, erforschte sein scharfer Geist ihre Seele, erhob sich sein frommes Herz an der Kraft und dem Mut des ihren, und als er sie verlassen und er mit dem Diakonus heimwärts wandelte, war das erste Wort, womit er das Schweigen brach, das er lange Zeit inne gehalten:

„Während Du schliefest, schenkte mir Gott durch dies ketzerische Weltkind eine erhebende Stunde.“

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Nachdem sich das Thor der hohen Gefängnismauer hinter den Frauen geschlossen, ging Frau Johanna am Arm ihrer Tochter durch die immer noch heißen nächtlich stillen Straßen, und ihnen folgten Rustem und das Kind.

Des Riesen gutes Herz hing an Maria, und oft fuhr er sich mit der großen Hand über die Augen, während sie ihm erklärte, was das Schauspiel, dem er auf dem Markte mit beigewohnt, bedeutet habe und welch ein furchtbares Ende Paula bedrohe.

Bisweilen unterbrach er sie mit wunderlichen Naturlauten, die seinem Kummer und Zorn Ausdruck gaben; denn er blickte zu seiner schönen Pflegerin auf wie zu einem höheren Wesen, und Mandane hatte oft bemerkt, daß sie nie vergessen dürften, was die vornehme Jungfrau für sie gethan.

„Wenn ich," brach Rustem endlich los und erhob die gewaltige Faust, „wenn ich so könnte, sie sollten . . ." und die Kleine schaute dabei klug und bittend zu ihm auf und rief eifrig:

„Du könntest, Rustem, Du könntest!“

„Ich?“ fragte der Perser verwundert und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ja, Du, Rustem; gerade Du; ’s ist da im Gefängnis etwas verabredet worden, und wenn Du nur ein wenig guten Willen hättest, uns dabei zu helfen . . .“

„Guten Willen,“ lachte der wackere Gesell und schlug sich auf die Brust. Dann fuhr er in dem ihm eigenen, sonderbaren gebrochenen Griechisch, das aber recht wohl verständlich war, fort: „Haut und Haar setz’ ich ein für die Jungfrau. Nur ’raus mit der Sprache!“

Da umklammerte das Kind den Arm des großen Menschen mit beiden Händen, zog ihn an sich und sagte: „Wir wußten ja, daß Du ein dankbares Herz hast. Aber siehst Du,“ hier unterbrach sie sich selbst und fragte in völlig verändertem Ton: „Glaubst Du an einen Gott? Oder warte . . . Weißt Du, was ein heiliger Eid ist? Kannst Du auf etwas schwören? Ja, ja,“ und nun richtete sie sich so hoch auf, wie es anging, und fuhr feierlich fort: „Schwöre mir bei Deiner Braut Mandane, und so wahr Du glaubst, daß sie Dich lieb hat . . .“

„Aber, Seelchen . . .“

„Schwöre mir bei ihr, daß Du das, was nun kommt, keinem Menschen verraten willst, auch nicht der Mutter Johanna und Pul, und auch Deiner Mandane nur, wenn es nicht anders geht und nachdem sie Dir heilig versprochen . . .“

„Was denn? Mir wird schon ganz bange; was soll ich beschwören?“

„Das nicht zu verraten, was ich Dir jetzt anvertrauen werde.“

„Nun ja, ja, kleine Herrin, das kann ich versprechen.“

Da atmete Maria mit einem langgedehnten „Ah!“ tief auf und eröffnete ihm, daß dem Feldherrn Amr ein zuverlässiger Bote entgegengesandt werden müsse, um Paula beizeiten zu retten, und dann folgte die Frage, ob er den Weg über die Berge von Babylon nach dem alten Berenike kenne, und als er erwiderte, den habe er eben zurückgelegt, und er sei der nächste ans Meer, wenn man nach Dschidda und Medina wolle, wiederholte sie ihr befriedigtes „Ah!“, ergriff seine Hand und fuhr, indem sie mit seinen großen Fingern spielte, schmeichlerisch bittend und doch dringend fort: „Und nun, guter, bester Rustem, nun gibt es nur einen einzigen zuverlässigen Boten in Memphis; aber der, siehst Du, der hat eine Braut, und darum möcht' er lieber heiraten und mit ihr fort in die Heimat, als uns helfen, der unglücklichen Paula das Leben retten.“

„Der Lump!“ brummte der Perser.

Da lachte Maria laut auf: „Ja, der Lump!“ und fuhr munter fort: „Aber Du schimpfst Dich ja selbst, dummer Rustem! Du, Du bist der Bote, den ich meine, der einzige treue und zuverlässige weit und breit. Du, Du sollst dem Feldherrn entgegen . . .“

„Ich?“ fragte der Karawanenführer erschreckt und blieb stehen; doch Maria zog ihn vorwärts und sagte: „Nur weiter, sonst merken die da vorn noch etwas; Du, ja, Du sollst . . .“

„Aber, Kind, Kind,“ unterbrach der Perser sie kläglich; „ich muß ja zu meinem Herrn zurück, und ich, siehst Du, alles, was recht ist . . .“

„Du willst nur nicht fort von Deinem Mädchen,

und wenn auch die freundliche Jungfrau, die Tag und Nacht bei euch gewacht hat, deswegen dem Tode verfällt, dem gräßlichsten, grausamsten von allen. Der andere, den niemand gesund gepflegt hat, ja, für den bist Du schnell mit dem ‚Lump‘ bei der Hand aber Du . . .“

„Ruhe doch! Hör mich doch, kleine Herrin!“ unterbrach sie Rustem wieder und entzog ihr die Hand. „Ich wollt’ ja noch warten, und die Mandane müßt’ sich schon fügen, aber eines taugt nicht für alle. Reiten und Waren führen, den Kamelknecht in Zucht halten, ein Lager aufschlagen, das kann ich, doch mit großen Herren verkehren, mit Bitten und Wünschen einem Mann wie dem Feldherrn unter die Augen gehen, siehst Du, Seelchen — und gält’ es, den eigenen Vater retten — das wäre . . .“

„Aber wird denn das von Dir gefordert?“ fragte die Kleine. „Stumm wie ein Fisch kannst Du bleiben; das Reden ist die Sache Deines Begleiters.“

„So soll noch ein anderer . . . Aber, großer Masdak! — So laßt es mit dem doch genug sein!“

„Mußt Du mich denn immerfort unterbrechen?“ fiel das Kind ihm ins Wort. „Erst hören und dann Einwände machen! Der zweite Bote also, das ist gar kein Bote, sondern nur eine Botin, und die — thu die Ohren nur auf — die bin ich, ich hier, und wenn Du noch einmal stehen bleibst, so denk’ ich, Du willst mich verraten. Kurz und gut, und so gewiß ich wünsche, Paula zu retten, so bestimmt reite ich dem Feldherrn entgegen; und wenn Du Dich weigerst, mich zu begleiten, so geh’ ich allein und versuche, ob nicht der buckelige Gibbus . . .“

So lange hatte Rustem bedurft, um sich dieser ungeheuren Ueberraschung gegenüber zurecht zu finden; nun aber rief er: „Du — Du . . . Und bis Berenike, und gar über die Berge . . .“

„Ja, über die Berge,“ sprach sie ihm nach, „und, muß es sein, auch durch die Wolken.“

„Aber so etwas gibt es ja gar nicht, das ist ja noch gar nicht dagewesen auf Erden!“ klagte der Perser. „Ein Mädchen, so ein kleines Fräulein, als Bote, ganz allein mit solchem ungeschlachten Kerl, wie ich bin. Nein, nein, nein!“

„Und noch hundertmal nein und wieder nein,“ fuhr das Kind fröhlich fort. „Das Fräulein bleibt nämlich zu Hause, und Dich begleitet ein Bub', den Du Marius nennen wirst, nicht Maria.“

„Ein Bub'! Ich dachte doch . . . Man wird ja ganz irre!“

„Ein Bub', der ein Mädchen ist und ein Junge in einer Person,“ lachte Maria. „Doch Du willst alles deutlich: Als Knabe verkleidet werd' ich Dich begleiten, und morgen, wenn wir aufbrechen, gib acht, da hältst Du mich für meinen eigenen Bruder.“

„Ihr eigener Bruder! Solch ein Köpfchen! Da wird ja alles Unmögliche möglich,“ lächelte Rustem und blickte dabei wohlgefällig auf die Kleine; doch plötzlich stellte sich ihm wieder die Ungeheuerlichkeit ihres Verlangens vor die Seele, und außer sich rief er: „Aber mein Herr, mein Herr! Es geht, nein, es geht nicht!“

„Gerade um seinetwillen leistest Du uns den Dienst,“ entgegnete Maria zuversichtlich. „Er ist Paulas Freund und Beschützer, und wenn er hört, was Du für sie

gethan, wird er Dich loben; läßt Du uns aber im Stich, so weiß ich gewiß . . .“

„Nun?“

„Daß er sagt: ‚Ich hätte den Rustem für klüger und gutherziger gehalten.‘“

„Das, meinst Du, würde er sagen?“

„So wahr dort unser Haus steht! Wir haben gar keine Zeit mehr zum Streiten, und es bleibt dabei: wir reisen zusammen. Morgen früh find’ ich Dich im Garten. Deiner Mandane sagst Du, ein wichtiges Geschäft rufe Dich fort.“

„Und Frau Johanna?“ fragte der Perser, und seine Stimme klang nachdenklich und besorgt, als er fortfuhr: „Daß Du sie nicht fragst und ins Vertrauen ziehst, Kind, das will mir am wenigsten gefallen.“

„Aber sie wird alles erfahren, nur nicht sogleich,“ versetzte Maria, „und wenn sie übermorgen zu hören bekommt, zu welchem Zweck ich sie verlassen und daß Du mich begleitest, so wird sie uns loben und segnen; sie thut es, so wahr ich hoffe, daß der liebe Gott uns beisteht auf unserer Reise.“

Diese Worte, denen man anhörte, daß sie aus tiefstem Herzensgrund kamen, brachen den letzten Widerstand des Masdakiten — zu rechter Zeit; denn ihre Wanderung war zu Ende, und beiden kam es vor, als hätten sie den weiten Weg mit wenigen Schritten durchmessen.

Sie waren an lärmenden und streitenden Bürgergruppen hart vorübergekommen, und mancher Leichenzug hatte vor ihren Augen an der Seuche Verstorbene bei Fackelschein zu Grabe geleitet, doch dies alles war ihnen entgangen.

Erst bei der Gartenthür bemerkten sie wieder, was um sie her vorging.

Dort fanden sie den Gärtner Gibbus und die gesamte Dienerschaft, welche mit Besorgnis der spät heimkehrenden Frauen harrte. Auch die Griechin Eudoxia erwartete sie bangen Herzens.

Im Hause wurden sie von Horus Apollon empfangen, doch Frau Johanna und Pulcheria erwiderten seinen Gruß nur mit einer kühlen Verbeugung, und Maria wandte ihm geflissentlich den Rücken. Da zuckte der Greis mißmutig und bedauerlich die Achseln, und auf seinem Zimmer murmelte er vor sich hin:

„Dies Weib! Selbst die guten Tage, auf die ich für den Rest des Lebens hoffte, es wird sie verderben!“

Die Witwe und ihre Tochter sprachen in ihrem Schlafgemach noch lange über Maria. Sie hatte ihnen mit solcher Hingabe und Zärtlichkeit gute Nacht gewünscht, als stehe ihr jetzt schon die Trennung fürs Leben bevor. Armes Kind! Es ahnte, einem wie traurigen Schicksal es der Bischof und vielleicht die eigene Mutter erlesen!

Aber Maria sah nicht aus, als ginge sie dem Unglück entgegen; Eudoxia, die bei ihr schlief, freute sich vielmehr ihres fröhlichen Wesens, nur nahm es sie wunder, daß die Kleine, welche sonst einzuschlafen pflegte, sobald sie das Köpfchen in die Kissen gedrückt, heute so lange wach blieb. Unwillkürlich folgte die alternde Griechin, welche, von mancherlei kleinen Leiden geplagt, immer erst spät zur Ruhe kam, jeder Bewegung des Kindes.

Doch was war das?

Zwischen Mitternacht und Morgen sprang Maria

plötzlich vom Lager, warf das Kleid um und begab sich mit dem Nachtlicht ins Nebenzimmer.

Von dorther fiel bald ein hellerer Schein in den Schlafraum. Sie mußte die Lampe angezündet haben und als Eudoxia später die Thür des Wohnzimmers gehen hörte, erhob sie sich und trat leise über die Schwelle.

Jetzt kehrte Maria zurück, und trug die neuen Kleider eines Knaben in der Hand, die nämlichen, welche Pulcheria und die Erzieherin selbst vor kurzem als Sonntagsstaat für den lahmen Gärtnerburschen hergestellt hatten. Lächelnd versuchte die Kleine das blaue Röckchen an, und nachdem sie die Kleider in die Truhe geworfen, setzte sie sich an den Tisch, um zu schreiben. Uebrigens schien Maria sich eine schwere Aufgabe gestellt zu haben; denn bald blickte sie auf den Papyrus und rieb sich dabei die Stirn, bald schaute sie nachdenklich in die Höhe. Schon hatte sie einige Sätze vollendet, als sie plötzlich aufsprang, Eudoxias Namen vor sich hin rief und sich darauf dem Schlafzimmer näherte.

Da trat die Griechin ihr entgegen, und nun stürzte Maria sich ihr an die Brust, und bevor die Erzieherin eine Frage zu stellen vermochte, eröffnete sie ihr, daß sie berufen worden sei, etwas Großes, Wichtiges zur Ausführung zu bringen. Eben habe sie vorgehabt, sie zu wecken, sie zu ihrer Vertrauten zu machen, ihren Rat zu erbitten.

Wie liebenswürdig, wie aufrichtig das alles klang, und wie war sie bei dem feurigen Eifer, der sie beseelte, so reizend befangen.

Der Pädagogin wurde das Herz weit, die scheltenden Worte erstarben ihr auf den Lippen, und es war ihr

zum erstenmal, als sei dies elternlose Kind ihr eigenes, als fiele sein Wohl und Wehe mit dem ihren zusammen, als sei sie, die ein Leben lang nur an sich selbst und an das eigene Beste gedacht und die Erziehung Marias bis dahin als Gegenleistung für Sold und Unterhalt betrachtet hatte, als sei sie im stande, für dies Kind sich selbst und ihr letztes zu opfern.

Und wie nun die Kleine ihr die Arme um den Hals schlang und sie anflehte, sie nicht zu verraten, sondern ihr vielmehr bei ihrem guten Werk zu helfen, das ja nichts Geringeres bezwecke, als Paula und Orion, die gefährdeten Unglücklichen, zu retten, begannen ihre trockenen Augen feucht zu glänzen, und sie küßte die glühenden Wangen Marias von neuem und sagte ihr, daß sie ihr liebes, liebes Töchterchen sei.

Das stärkte dieser den Mut, und mit pathetischer Würde, die auf den Lippen der Erzieherin ein Lächeln erweckte, nahm sie die Bibel Eudoxias vom Pulte, und legte sie auf den Tisch und sagte, indem ihr flehender Blick das Auge der Griechin suchte: „Schwöre mir — nein, Du mußt ganz ernst bleiben; denn etwas Wichtigeres kann es nicht geben — schwöre mir, keiner Seele zu verraten, auch nicht der Mutter Johanna, was ich Dir anvertrauen möchte.“

Das versprach Eudoxia, doch einen Eid wollte sie nicht leisten. „Ja, ja, nein, nein,“ sei nach dem Gebote des Herrn der beste Schwur eines Christen; aber Maria klammerte sich an sie, streichelte ihr die hageren Wangen und versicherte endlich, nicht reden zu können, wenn Eudoxia ihr den Willen nicht thue, und dieser süßen Schmeichelei konnte die Griechin in dieser Stunde nicht

widerstehen und duldete es, daß Maria über ihre, der so viel Aelteren, Hand verfügte und sie auf die Bibel legte, und als dies einmal geschehen, that Eudoxia ihr auch weiter den Willen und leistete mit lebhaftem Kopfschütteln und wie gezwungen den Eid, den ihr Zögling ihr vorschrieb.

Darauf warf sich die Erzieherin wie erschöpft und erschreckt über die eigene Schwäche auf den Diwan, und die Kleine benützte ihren Sieg, und kauerte sich sogleich zu ihren Füßen nieder und erzählte ihr alles, was sie von Paula und den Gefahren wußte, die sie und Orion bedrohten; und dabei war sie, die längst bemerkt hatte, in wie großer Gunst der Jüngling bei der Griechin stand, listig genug, die Gefahr, in der dieser schwebte, lebhaft hervorzuheben.

Bis dahin hatte Eudoxia nicht aufgehört, ihr die Locken zu streicheln und allem, was sie sagte, beizupflichten; doch als sie hörte, Maria habe im Sinn, den Botendienst selbst zu übernehmen, fuhr sie entsetzt in die Höhe und erklärte bestimmt, solchem Wagnis, solcher unseligen Thorheit nie und nimmer beizupflichten.

Nun aber führte Maria alles ins Feld, was ihr an Ueberredungs- und Schmeichelkünsten zu Gebot stand. Es war kein anderer passender Abgesandter zu finden, und es handelte sich doch um Orions, um Paulas Leben.

War denn solch ein Ritt über die Berge etwas so Großes?

Wie gut verstand sie ihr Tier zu lenken, wie wenig litt sie unter der Hitze! War sie nicht mehr als einmal von Memphis auf die Güter im Seeland geritten? Und der treue Rustem, der war doch bei ihr, und auf der

Straße über die Berge, der sicherſten im Lande, gab es Stationen mit Unterkunft für die Fremden. Und fanden ſie den Feldherrn, ſo wußte ſie über alles beſſer Auskunft zu erteilen als irgend eine andere Menſchenſeele auf Erden.

Aber die Griechin ließ ſich nicht erweichen, wenn ſie auch zugab, Marias Vorhaben ſei ſo unſinnig nicht, wie es ihr anfänglich erſchienen.

Da unterbrach ſie die Kleine, und diesmal erinnerte ſie Eudoxia noch einmal an ihren Schwur und machte ſie dann zur Vertrauten der Gefahr, welcher ſie, Maria, ſich ſelbſt durch ihren Botenritt zu entziehen hoffte.

Und nun erzählte ſie der Griechin von ihrer Begegnung mit dem Prälaten, und wie auch Frau Johanna für ſie und ihre Zukunft beſorgt ſei. Ach, das Leben hinter Mauern, hinter Schloß und Riegel erſchien ihr ſo furchtbar, und ſie wußte ihr Grauen davor, ihre Liebe zur Freiheit und für friſches, rüſtiges, thätiges Leben unter Menſchen und Freunden, und ihre Hoffnung, daß der Feldherr Amr, wenn ſie ſich unter ſeinen Schutz ſtelle, ſie vor dem allem bewahren werde, ſo lebhaft, ſo warm, ſo rührend zu ſchildern, daß der Widerſtand der Griechin hinſchmolz, und das alternde Mädchen mit den Händen vor den in Thränen ſchwimmenden Augen ausrief:

„Es iſt gräßlich, es iſt unerhört, doch vielleicht iſt es dennoch das Beſte. Reite dem Feldherrn entgegen, reite nur, reite!“

Und als das warme, liebe, daſeinsfrohe junge Geſchöpf darauf an ihrem Halſe hing, freute ſie ſich ihrer Schwachheit; denn dieſe ſchöne, friſche, lebensvolle Menſchenblume ſollte nicht in Zwang und Gefangenſchaft

verkümmern, sollte glücklich bleiben und glücklich machen, sollte, ihr und allen Guten zur Freude, sich zu voller, schöner Blüte entfalten.

Und Eudoxia kannte die Witwe und wußte, daß sie sie verstehen lernen werde, wenn sie dem Kinde beistand, freilich unter übler Fährnis, sich vor der schwersten Gefahr zu retten, die einer Menschenseele drohen kann, der Gefahr, in stetem Widerstreit mit sich selbst etwas anderes sein zu müssen als das, wozu sie durch Begabung und Neigung bestimmt ist.

Mit einem schmerzenden Seufzer empfand Eudoxia, was sie selbst, von einem grausamen Schicksal genötigt, in Unfreiheit und Unlust, aus einem warmblütigen, großsinnigen jungen Wesen geworden, und sie, die engherzige Pädagogin, gab dem wunderlichen und kühnen Verlangen eines Kindes nach, das größere Frauenseelen belächelt, verurteilt, abgewiesen haben würden.

Nachdem es Tag geworden, verrichtete Eudoxia selbst, was sie sonst der Zofe überlassen: sie ordnete Maria das Haar, und dabei sprach sie mit ihr und hörte ihr zu, als sei in dieser Nacht aus dem Kinde eine Jungfrau geworden.

Dann begleitete sie die Schülerin in den Garten, und wo es nur anging, blieb sie an ihrer Seite.

Frau Johanna und Pulcheria wunderten sich beim Frühmahl über ihr eigentümliches Verhalten, doch es mißfiel ihnen nicht, zumal auch Maria vor Glückseligkeit strahlte.

Ohne Widerrede ließ die Witwe das Mädchen in die Stadt, um dort den geheimnisvollen Auftrag für seinen Oheim auszurichten. Rustem begleitete es ja, und

was dies Kind so fröhlich machte, konnte sicher nur recht und erlaubt sein. Orions Karten und Tabellen waren ihm zeitig in den Kerker geschickt worden, und bevor die Kleine mit ihrem großen Begleiter aufbrach, kehrte Gibbus mit dem Briefe des gefangenen Jünglings an den Feldherrn zurück.

Unterwegs wurde verabredet, Maria solle beim Einbruch der Nacht in der Herberge des Nesptah zu Rustem stoßen. In dieser Zeit des Futtermangels und Sterbens waren Reittiere jeder Art samt ihren Pflegern und Führern in Ueberfluß zu haben, und der Perser, der mit diesen Dingen vertraut war, hielt es für das Beste, nur schnelle Dromedare zu erwerben, und ein leichtes Zelt für die „kleine Herrin" mit sich zu führen.

Bei der Wohnung des Juweliers Gamaliel hieß Maria ihn warten, und der heitere Goldschmied empfing sie mit ungeheuchelter Freude.

Was war aus dem Hause des großen Mukaukas geworden! Feuer hatte diesen Wohnsitz der Gerechtigkeit vernichtet wie die ägyptischen Städte, denen der Prophet das gleiche Schicksal vor tausend Jahren verkündet.

Gamaliel wußte, in wie großer Gefahr Orion schwebte und was die edle Jungfrau bedrohte, die ihm einmal die kostbarste aller Gemmen geschenkt und ihm dann einen Teil ihres Vermögens anvertraut hatte.

Wenigstens ein Mitglied des Hauses seines verstorbenen Gönners wohlbehalten vor sich zu sehen, hob ihm das Herz. Eine teilnehmende Frage nach der andern richtete er an Maria, und seine Frau wollte ihr von ihren guten Aprikosentörtchen bringen, sie aber bat Gamaliel, ihr sogleich eine geheime Unterredung zu

bewilligen; und nun führte sie der Juwelier in seine kleine Werkstatt und bat sie, gutes Zutrauen zu haben; denn was die Enkelin des Mukaukas Georg auch immer von ihm begehre, das sei im voraus gewährt.

Da löste sie verlegen und errötend Orions Ring aus der Umhüllung, reichte ihn dem Juden und bat ihn, ihr dafür zu geben, was recht sei.

In der festen Zuversicht, der freundliche Mann werde ihr ungesäumt Goldstück auf Goldstück hinzählen, schaute sie ihn mit den hellen Augen fragend an; er aber nahm ihr den Ring nicht einmal aus der Hand, berührte ihn nur mit einem flüchtigen Blicke und sagte dann ernst:

„Nein, mein Mädchen; mit Kindern machen wir keine Geschäfte."

„Aber ich brauche das Geld, Gamaliel," rief sie dringend. „Ich muß es haben!"

„Muß?" versetzte er lächelnd. „Das ist freilich ein Nagel, der durch das Holz geht; aber stößt er auf Eisen, so krümmt er sich manchmal. Nicht als ob ich hart wär'! Aber ‚Geld! Geld! Geld!' Von welchem Geld sprichst Du denn eigentlich, Mädchen? Brauchst Du das meine für Brot oder für Kuchen, was wahrscheinlicher aussieht, so mach' ich die Augen zu und greife getrost in den Beutel; doch irr' ich mich nicht, so bist Du bei dem Griechen Rufinus, bei dem es an nichts fehlt, gut untergekommen, und ich habe selbst ein hübsches Stück Geld in Verwahrung, das Dein Großvater mir vor zwei Jahren auf Zins gab mit dem Vermerk, es sei eine Erbschaft, die Dir zugekommen sei von Deiner Patin, und auf Deinen Namen lautet die Quittung; so sieht denn Deine Not dem Dinge, das andere Wohlstand nennen, recht ähnlich."

„Not, Not! Ich habe ja keine," unterbrach ihn Maria. „Aber das Geld brauch' ich dennoch, und wenn ich selbst welches besitze und Du hast es vielleicht dort im Kasten, so gib mir davon, was ich brauche."

„Was Du brauchst?" lachte der Juwelier. „Ja, das geht nicht so schnell, mein Mädchen. Bis dergleichen zu stande kommt, bedarf man in Aegypten viel Zeit und Papyrus und Tinte, eine große Behörde, sechzehn Zeugen, einen Kyrios . . ."

„Nun, so kaufe den Ring! Du bist so ein freundlicher Mann, Gamaliel. Thu mir den Gefallen! Daß ich Kuchen naschen will, glaubst Du ja selbst nicht."

„Nein, aber das weiche Herzchen treibt es wohl in dieser schweren Zeit, in der so viele hungern, zu irgend einer andern Thorheit."

„Gewiß nicht! Kaufe den Ring! Und thust Du mir den Gefallen . . ."

„So ist der Gamaliel ein Schuft und Schwachkopf in einer Person. Erinnerst Du Dich noch des grünen Smaragds? Den kaufte ich auch, und eine schöne Geschichte hat es gegeben. 's ist nichts mit dem Ringe, mein Mädchen."

Da zog Maria die Hand zurück, und die Enttäuschung und der Kummer, die aus ihren großen, feuchten Augen sprachen, waren so rührend und schmerzlich, daß der Jude sich selbst unterbrach und ernst und herzlich fortfuhr:

„Ich möchte ja lieber den eigenen alten Kopf zum Amboß hergeben, als Dir weh thun, liebes Kind, und, Adonai, ich sage auch gar nicht — warum sollt' ich's denn sagen — daß Du in jedem Fall ohne Geld von

dem Gamaliel fortgehen sollst! Er hat's ja, und wenn er auch gern nimmt, so gibt er doch auch nicht ungern, wo es am Platz ist. Den Ring kann ich freilich nicht kaufen, doch nur nicht verzagt und mir recht aufmerksam ins Gesicht geschaut, kleines Fräulein. 's ist viel verlangt, und ich habe weit schönere Dinge auf Lager, doch wenn Du darin etwas findest, was Dir Zutrauen einflößt, dann heraus mit der Sprache, und dann sage dem Manne, auf den auch Dein Großvater ein kleines Stückchen gehalten, ins Ohr: ‚So viel brauch' ich, und dazu' — wie hast Du gesagt? — ‚dazu muß ich es haben!'"

Und Maria fand in dem munteren, vollen Gesicht des Juden etwas, das ihr Vertrauen einflößte, und in ihrem kindlichen Glauben an der Unverbrüchlichkeit des Eides ließ sie den dritten Menschen, und diesmal das Mitglied einer dritten Glaubensgenossenschaft, schwören, nichts zu verraten, und wunderte sich, daß es auch hier mit der Eidesabnahme, in der sie schon förmliche Uebung besaß, so leicht ging. — Auch erwachsene Leute erkaufen sich ja so gern mit einem billigen Schwur eines andern teures Geheimnis. Und nachdem sie sich so der Verschwiegenheit des Israeliten versichert, vertraute sie ihm an, daß sie in Orions Auftrag dem Feldherrn einen Boten entgegen zu schicken habe, damit er ihn und Paula rechtzeitig vom Tode errette.

Der Goldschmied hörte ihr aufmerksam zu, und bevor sie noch völlig geschlossen, machte er sich an dem eisernen, in den Boden eingemauerten Kasten zu schaffen und unterbrach sie mit der Frage: „Wie viel?"

Da nannte sie die von Nilus bezeichnete Summe, und kaum war ihr Bericht zu Ende, als der Jude, der

den Griff, mit dem er die Kasse öffnete, sogar vor seinem Weibe geheim hielt, ihr zurief:

„Nun schau doch einmal zum Fenster hinaus, Du Wunder von einem Abgesandten und Gelderheber, und wenn Du drunten im Hofe nichts siehst, so denke Dir, da stünde einer, der wie der alte Gamaliel aussieht, und der kriegte Dich am Kopfe und gäbe Dir einen tüchtigen Kuß. Und stelle Dir auch vor, er dächte dazu ganz still bei sich: ‚Gott im Himmel, wenn mein Töchterchen, das Ruthchen, doch würde wie die kleine Maria, das Groß=kind des gerechten Mukaukas!‘“

Dabei sprang der dicke, lebhafte Mann, der sich auf die Kniee niedergelassen, keuchend in die Höhe, ließ den Deckel der Truhe offen, eilte auf das Kind zu, welches längst zum Fenster hinaus sah, drückte ihm von hinten her einen Kuß auf die Locken und lachte dabei: „Das, kleines Gelderheberchen, das soll mein Zins sein. Aber weiter hinausgeschaut, bis ich Dich wieder rufe!“

Behend eilte er sodann mit den kurzen Beinen zu der Kasse zurück, wischte sich die Augen, entnahm ihr einen kleinen Beutel mit Gold, dessen Inhalt die ge=forderte Summe um ein weniges überbot, schloß die Truhe wieder zu, blickte dabei mit einem Gemisch von Mißtrauen und herzlichem Wohlgefallen auf Maria und rief sie endlich zu sich heran.

Darauf schüttete er den Beutel vor ihr aus, zählte die Summe, welche sie gefordert, ab, steckte die übrig ge=bliebenen Goldstücke zu sich, reichte dem Kinde den Beutel und ersuchte es dann, während er das Zimmer verließ, mit einem listigen Schmunzeln, seinen „Vorschuß“ in das Säckchen zurückzuzählen und auf ihn zu warten.

Als er wieder kam, war sie mit der Arbeit fertig und bemerkte schüchtern: „Es fehlt doch wohl ein Goldstück.“

Da schlug er sich mit beiden Händen vor die Brust, schaute gen Himmel und rief: „Gott, welch ein Mädchen! Da ist der Solidus, Kind; laß Dir sagen von einem erfahrenen Mann! Was Du unternimmst, das wird glücken. Du weißt, was Du thust, und wenn Du einmal groß bist und einer wird kommen, um Dich zu freien, der wird auf einen Markt gehen, der gut ist. Und nun noch Deine Unterschrift hieher. Zwar mündig bist Du nicht, und der Zettel — Gott verhüte das Schlimmste — ist wohl nicht viel mehr wert, als eben ein Zettel, die Tinte mit inbegriffen, doch es ist wegen der Ordnung.“

Nun griff Maria zur Feder, und während sie zuerst überflog, was Gamaliel geschrieben, rief dieser in einem neuen Ausbruch warmer Begeisterung:

„Ein Mädchen, ein Kind! Und es liest, es prüft, es überzeugt sich, bevor es die Unterschrift leistet! Gott segne Dich, Kind! Und da kommen die Törtchen, und Du wirst sie kosten, bevor Du . . . Gott, gerechter! Ein Kind, und solche wichtige Sachen!“

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Während Rustem, dem Maria das Gold des Juweliers anvertraut hatte, die Vorbereitungen zur Reise mit der Umsicht des geübten Karawanenführers traf und Maria und ihre Erzieherin die Perserin Mandane trösteten und ihr vorstellten, daß Rustems Reise bestimmt sei, Paula das Leben zu retten, fand im Gerichtssaal eine neue Sitzung statt.

Diesmal war Orion der Angeklagte. Kaum hatte er sich in die Pläne und Listen zu vertiefen begonnen, deren er für seine Arbeit bedurfte, als man ihn vor die Schranken berief.

Die Zusammensetzung des Gerichtshofes war dieselbe wie gestern.

Zu den Zeugen waren außer Paula der neue Bischof Johannes, sowie auch der Juwelier Gamaliel gekommen, welcher, bald nachdem ihn Maria verlassen, einen Ruf vor Gericht erhalten.

Der Ankläger beschuldigte den Sohn des Mukaukas, einen kostbaren Smaragd, der von seinem Vater der Kirche vermacht worden sei, trotz der Mahnung des Patriarchen unterschlagen zu haben.

Orion übernahm seine Verteidigung selbst, wiederholte alles, was er dem Kirchenfürsten gegenüber im Arbeitszimmer seines Vaters zu seiner Rechtfertigung vorgebracht hatte, und erklärte darauf, dieser widrigen Sache dadurch ein schnelles Ende machen zu wollen, daß er den Stein herausgebe und ihn den Richtern zur Verfügung stelle.

Damit übergab er Paulas Smaragd dem Kadhi, und dieser händigte ihn dem Bischof ein. Doch Johannes zeigte sich noch nicht befriedigt, sondern verlas das schriftliche Zeugnis der Witwe Susanna, welche zugegen gewesen war, wie der verstorbene Mukaukas Georg im Beisein seines Sohnes sämtliche in dem persischen Teppich enthaltenen Juwelen als sein Geschenk an die Kirche bezeichnet hatte. Orion sei also einer Hinterziehung verdächtig, und es werde schwer halten, festzustellen, ob der schöne Stein dort auf dem Tische derjenige sei, auf welchen die Kirche Anspruch besitze.

Das alles ward mit großer Lebhaftigkeit vorgebracht und trug den Stempel feindseliger Gesinnung.

Gehorsam und Ueberzeugung zwangen den eifrigen Prälaten zu diesem Verhalten; denn dieselbe Taubenpost, durch welche der Patriarch ihn zum Bischof ernannt hatte, forderte ihn auf, die Bestrafung Orions durchzusetzen, der ein Dorn sei im Fleische der jakobitischen Kirche, ein räudiges Schaf, das die gesunden anzustecken drohe. Wenn der Jüngling einen Smaragd ausliefern werde, so sei genau zu prüfen, ob es der rechte oder ein untergeschobener Stein sei.

Daraufhin hatte der Bischof seinem Mißtrauen Ausdruck gegeben, und wenn dies auch unter den arabischen

Richtern ein unwilliges Gemurmel hervorrief, ging der Kadhi doch auf den Argwohn des Prälaten ein, indem er erklärte, daß gestern Abend ein Brief seines Oheims, des Kaufherrn Haschim, aus Dschidda bei ihm eingelaufen sei, in dem auch des Smaragds Erwähnung geschehe. Sein Sohn habe den Stein ohne sein Wissen vor seinem Aufbruch nach Aegypten gewogen, und hier sei die genaue Angabe des Gewichtes. Der Juwelier Gamaliel sei mit der Wage hieher beschieden worden und möge sie zur Beruhigung des Bischofs in Thätigkeit setzen.

Ungesäumt ging der Jude ans Werk, und der alte Horus Apollon, der sich auf diese Dinge aufs genaueste verstand, rückte ihm dabei ganz nahe, um jede seiner Bewegungen argwöhnisch zu überwachen.

Mit fiebernden Pulsen hingen Orion und Paula, scharf gespannt alle übrigen Anwesenden an den Händen und Lippen des Juweliers, welcher der ersten Wägung bald eine zweite folgen ließ. Die dritte unternahm der Greis mit scharfem Blick, doch leise bebenden Fingern, und alle drei lieferten das gleiche Ergebnis: dieser Stein war um einige Durrakörner schwerer als derjenige, welchen der Sohn des Kaufherrn gewogen, und dennoch erklärte der Juwelier, daß sich unter allen Smaragden der Welt kein reinerer, tadelloserer und schönerer befinde.

Erleichtert atmete Orion auf, und unter den Richtern erhob sich die Frage, ob der junge Araber sich einer Ungenauigkeit schuldig gemacht habe oder ob hier in der That eine Vertauschung vor sich gegangen. Doch daran war schwer zu denken; denn sie hätte ja dem Angeklagten zum Nachteil, der Kirche zum Vorteil gereicht.

Der billig denkende Bischof sagte sich nun, das

Mißtrauen des Kirchenfürsten gehe in diesem Falle doch wohl zu weit, und öffnete in dieser Angelegenheit nicht wieder die Lippen.

Der Wekil Obada hatte sich während dieser ganzen Verhandlung Schweigen auferlegt, doch der herausfordernde, siegesgewisse Blick, mit dem er bald Paula, bald Orion maß, stellte das Schlimmste in Aussicht.

Nachdem der Ankläger den Jüngling auch der Teilnahme an der vielbesprochenen blutigen Flucht beschuldigt, beteuerte dieser seine Unschuld und hob hervor, daß er sich während des verhängnisvollen Kampfes zwischen den Arabern und den Beschützern der Nonnen in Gesellschaft des Feldherrn Amr befunden habe, wie dieser bestätigen werde. Durch eine unerhörte That der Willkür sei er auf einen bloßen falschen Verdacht hin seines Besitzes und der Freiheit beraubt worden, und er hoffe zunächst auf einen gerechten Spruch der Richter, dann aber auch auf Schutz und Genugthuung von seiten seines Herrn, des Chalifen.

Dabei blickte er mit flammenden Augen auf den Wekil, doch der Schwarze wußte auch jetzt die Ruhe zu bewahren, und dies steigerte die Besorgnis derer, die es wohl mit dem Jünglinge meinten.

Obada, dies ging aus allem hervor, mußte überzeugt sein, seinem Opfer die Schlinge sicher um den Hals geworfen zu haben, und bald zeigte sich auch, was ihn dazu bestimmte; denn nachdem Orion seine Verteidigung kaum geschlossen, erhob er sich und überreichte dem Kadhi mit einem hämischen Grinsen das Täfelchen, welches der Alte ihm gestern überlassen, nannte es ein an die Damascenerin gerichtetes Schreiben und ersuchte den

Kadhi, Kenntnis davon zu nehmen. Die Hitze habe zwar manches im Wachs auf der Tafel verwischt, doch die meisten Buchstaben seien immer noch erkennbar. Der würdige Horus Apollon habe sie schon entziffert und sich bereit erklärt, den Richtern vorzulesen, was der Angeklagte, den die eigene Rede ja als weiße Taube hinstelle, in seiner Unschuld und Wahrhaftigkeit für seine schöne Braut niedergeschrieben.

Dabei winkte er dem Greise und unterstützte ihn, als er sich mühsam erhob; doch der Kadhi ersuchte ihn, zu warten, ließ sich durch den Dolmetscher von dem Inhalt des Briefes unterrichten und wandte sich, nachdem dieser mit vieler Mühe seine Pflicht erfüllt, nicht an den Greis, sondern an Obada und fragte ihn, woher dies Schriftstück stamme.

„Aus dem Pult der Damascenerin," versetzte der Schwarze. „Mein alter Freund dort hat es darin entdeckt."

Dabei wies er auf Horus Apollon, und dieser bestätigte seine Aussage durch einen beistimmenden Wink.

Nun erhob sich der Kadhi, schritt auf die Jungfrau zu, der das Blut vor Entrüstung aus den Wangen gewichen, wies ihr das Täfelchen und fragte sie, ob sie es als das ihre anerkenne, und Paula erwiderte, nachdem sie sich von seinem Zustand genau überzeugt, mit einem Blick auf den Alten, aus dem ihm Verachtung und Abscheu entgegenflammten:

„Ja, Herr, es ist das meine. Dieser unwürdige Greis nahm es mit ruchloser Hinterlist aus meinen Schriften."

Einen Augenblick stockte ihr die Stimme, dann aber wandte sie sich den Richtern zu und rief:

„Wenn unter euch einer ist, dem Hilflosigkeit und

Unschuld heilig und Arglist und Tücke verhaßt sind, so begibt er sich zu der Gattin des Rufinus, über deren Schwelle dieser da wie der Marder in den Taubenschlag geschlichen, aus keinem andern Grunde geschlichen ist, als um gastliche Güte mit Füßen zu treten, ihr Haus zu durchstöbern und zu entwenden, was ihm nützen kann zu seinen bübischen Zwecken, und warnt die verlassene Frau vor dem verräterischen Auskundschafter und Diebe!“

Da hob der Alte schnaufend und keines Wortes mächtig den dürren Arm, die christlichen Richter flüsterten einander gar verschiedene Meinungen zu, der Jude Gamaliel aber schob den runden Körper auf der Zeugenbank hin und her, pochte sich lebhaft und unablässig mit den Fingerspitzen an die Brust und suchte bald Paulas, bald Orions Augen auf sich zu ziehen, um anzudeuten, daß er der Mann sei, die Frau des Rufinus zu warnen. Doch ein Faustschlag des Wekil, der seine Schulter unerwartet traf, brachte ihn zur Ruhe, und während er sich leise wimmernd die schmerzende Stelle rieb und es nicht wagte, den mächtigen Mann wegen seiner Gewaltthat zurechtweisen zu lassen, übergab der Kadhi dem Greis die Tafel und forderte ihn auf, den Brief zu verlesen.

Doch die furchtbare Anklage, welche diesem von der verhaßten Patriciustochter ins Gesicht geschleudert worden war und seiner Uebersiedlung in das Haus des Rufinus Beweggründe unterschob, die ihr in Wirklichkeit fern gelegen, hatten ihn so tief erregt und empört, daß ihm seine alte, ohnehin schwer atmende Lunge den Dienst versagte.

Ein neues Unrecht war ihm von diesem Weibe zugefügt worden; denn die freundlichste Absicht hatte ihn zu den Frauen geführt, und nur ein Zufall ihm das

Täfelchen in die Hand gespielt. Dennoch mußte der Witwe des Rufinus die Beschuldigung, er sei als Spion in ihr Haus gedrungen, heute noch zu Ohren kommen, und dann war es wohl auf immer aus mit den köstlichen letzten Tagen, von denen er geträumt, und sogar sein Philipp konnte im stande sein, mit ihm zu brechen.

Alles, alles durch die Schuld dieses Weibes!

Er fand keine Worte, doch wie er sich auf die Zeugenbank zurücksinken ließ, traf Paula ein Blick, so gesättigt von Haß, so übervoll von Gift und Groll, daß sie leise zusammenschauderte und sich sagte, dieser Mann sei bereit, selbst unterzugehen, um ihr den Untergang zu bereiten.

Doch der Dolmetscher begann schon Orions Brief zu verlesen und ihn den Arabern zu übersetzen, und während er stammelnd und mit der Versicherung, kein Buchstabe sei deutlich zu erkennen, seine Pflicht erfüllte, erlangte sie die volle Sammlung zurück, und kurz bevor der Hermeneut seine Arbeit vollendet, flog es wie Sonnenschein über ihre reinen Züge. Ein schöner, großer, erfreulicher Gedanke mußte in ihrem Haupte aufgeblitzt sein, und man sah ihr an, daß es ihr gelungen, ihn festzuhalten und sich an ihm zu weiden.

Orion, der ihr gegenüber saß, bemerkte es wohl, doch er verstand noch nicht, was ihr flehender Blick ihm zu sagen hatte, was sie von ihm verlangte, als sie die Hand auf die Brust drückte und ihm dabei so dringlich bittend ins Auge schaute, daß es ihm tief ins Herz drang.

Jetzt schwieg der Dolmetsch, und was er gelesen, hatte tief auf die Richter gewirkt.

Aus den wohlwollenden Zügen des Kadhi sprach

ernste Besorgnis, und der Inhalt des Briefes schien wohl geeignet, solche zu erwecken. Sein Wortlaut war dieser:

„Nachdem ich lange vergeblich auf Dich gewartet, muß ich mich endlich zum Aufbruch entschließen, und wie vieles hatte ich Dir doch noch zu sagen. Ein schriftliches Lebewohl . . .“

Hier waren einige Zeilen verwischt, dann aber folgte der verhängnisvolle, lesbare Schluß:

„Wie anders hatte ich gewähnt, diesen Tag zu beschließen, der zum größten Teil den Vorbereitungen für die Flucht der Nonnen geweiht war, und es ist mir eine Freude gewesen, für die guten, unschuldigen und ungerecht verfolgten Schwestern das Meine zu thun. Ihnen wollen wir das Beste wünschen, uns beiden aber auf morgen ein ungestörteres Wiedersehen und einen Abschied, der Erinnerungen in uns zurückläßt, an denen wir lange zehren können. Wie es unter den Aegyptern derjenige war, den wir beide betrauern, ist es unter den Arabern der herrliche Feldherr Amr . . .“

Hier schloß der Brief, und an seinem Ende fehlten nicht volle drei Zeilen.

Nachdem der Kadhi das Täfelchen kurze Zeit in der Hand gewogen, schlug er den gesenkten Blick wieder zu der in großer Spannung harrenden Versammlung auf und begann:

„Wenn auch der Angeklagte nicht zu denen gehörte, welche meuterisch gegen unsere bewaffnete Macht die Hände erhoben, so geht doch unanfechtbar aus dem Verlesenen hervor, daß er nicht nur um die Flucht der Nonnen gewußt, sondern ihr auch eifrig Vorschub geleistet. — Wann hast Du dies Schreiben empfangen, edle Jungfrau?“

Da preßte Paula die Hände fest zusammen und

entgegnete mit leicht gesenktem Haupt und zu Boden gerichtetem Blick:

„Wann ich es empfangen? Niemals; denn der Brief ist von mir selbst. Ich hab' ihn geschrieben."

„Du?" fragte der Kadhi erstaunt.

„Von mir ward er an Orion gerichtet," erwiderte Paula.

„Von Dir an ihn? Doch wie kommt er dann in Dein Pult?"

„Auf sehr einfache Weise," erklärte sie, immer noch mit gesenktem Blick. „Nachdem ich den Brief an meinen Bräutigam gerichtet, warf ich ihn zu den anderen Täfelchen, sobald er unnötig geworden; denn er erschien selbst, und ich brauchte ihn nicht lesen zu lassen, was man besser mündlich bespricht."

Dabei flog ein eigentümliches Lächeln um ihre Lippen, ein lautes Gemurmel ging durch den Saal, Orion blickte in wachsender Verwirrung bald auf das Mädchen, bald auf den Kadhi; der Schwarze aber sprang auf, schlug auf den Tisch, daß es dröhnte, und schrie:

„Nichtswürdige Ränke! Wer von euch läßt sich hier von elender Weiberlist foppen?"

Horus Apollon, der die Ruhe wieder erlangt, kicherte ihm heiser und schadenfroh ins Antlitz, die Richter schauten einander verlegen an, doch als der Schwarze weiter zu wettern fortfuhr, unterbrach ihn der Kadhi und erteilte Orion das Wort, der mit heiß glühenden Wangen ihn schon zum zweitenmal angerufen und nun, der Sprache kaum mächtig, hervorstieß:

„Nein, nein, Othman; nein, nein, ihr Herren, glaubet ihr nicht. Nicht sie . . . ich, ich habe den Brief . . .

Aber Paula fiel ihm ins Wort:

„Er? Fühlt ihr's denn nicht: Er will mich nur retten und nimmt darum meine Schuld auf sich! Aus Edelmut, aus Liebe thut er's! Glaubt, glaubet ihm nicht! Laßt euch nicht von ihm hintergehen!"

„Ich? Nein, sie, gerade sie," hob Orion wiederum an, doch bevor er fortfahren konnte, rief ihm Paula mit leuchtenden Blicken zu, das sei eine schlechte Liebe, die sich selbst aus falschem Edelmut mutwillig opfere. Und als sie dabei wiederum die Hand mit flehender Bitte auf die Brust drückte, schwieg er plötzlich still und warf sich, indem er tief ergriffen gen Himmel schaute, auf die Bank der Angeklagten zurück.

Und nun jubelte Paula: „Er hat sich eines Bessern besonnen und läßt ab von dem thörichten Versuch, meine Schuld auf sich zu nehmen. Du siehst es, Othman, ihr seht es alle, würdige Herren. Was ich für die armen Schwestern gethan, laßt es mich büßen!"

„Dein Wille geschehe," kreischte der Alte, und der Schwarze rief:

„Ein höllisches Lügengespinnst, ein Betrug ohnegleichen! Aber trotz des Schildes, das ein Weib Dir vorhält, komme ich Dir doch an den Hals, verräterischer Bube! Ist es glaublich, ihr Richter, daß man einen vollendeten Brief wochenlang, nachdem er geschrieben, bei dem Schreiber findet und nicht bei dem, an den er gerichtet?"

Da zuckte der Kadhi die Achseln und entgegnete mit ruhiger Würde:

„Besinne Dich, Obada, daß wir diese Jungfrau auf Grund eines Briefes verurteilt, den wir nicht bei demjenigen gefunden, an den er gerichtet, sondern bei seinem Schreiber. Dieser Urkunde gegenüber erhoben sich bei Dir

keine Bedenken. Es ziemt sich für den Richter, mit gleichem Maß zu messen, Obada."

Diese in lehrhaftem Tone gesprochenen Worte und das Zutreffende derselben erregten den Beifall der Araber, und der Juwelier konnte sich nicht enthalten, ein lautes „Vortrefflich!" zu rufen; indessen rutschte er, nachdem es ihm entfahren, blitzschnell aus der Schlagweite des Schwarzen, und dieser hatte ihn kaum verstanden; denn in zornigen Worten und ohne sich von dem Kadhi unterbrechen zu lassen, legte er dar, wie schmählich es für Männer und Richter sei, sich von einem Weibe hinters Licht führen, sich von dem Possenspiel verliebter Narren das Herz erweichen zu lassen, wie notwendig es jedem Muslim scheinen müsse, die Sicherheit des Daseins zu wahren, den Urheber einer blutigen Meuterei gegen die Stützen seiner Macht streng zu züchtigen.

Und seine beredten, stürmischen Worte blieben nicht ohne Wirkung, doch den Christen, die der Melchitin alles Ueble gönnten, geschah mit ihrem Untergang Genüge, und sie hätten dem Sohn des allverehrten Mukaukas Georg diese That, selbst wenn er sie wirklich begangen, gern vergeben, und nachdem man festgestellt, daß es unmöglich sei, zu unterscheiden, von welcher Hand die Schrift auf dem Täfelchen stamme, und noch viel hin und her geredet worden war, begann die eigentliche Beratung.

Es dauerte lange, bis sich die Richter zu einigen vermochten, und während dieser Zeit saß Orion bald da, als hätte man ihn bereits zu einem qualvollen Tode verurteilt, bald tauchte er seinen Blick in den der Geliebten und preßte die Hand aufs Herz, als wollt' er verhüten, daß es ihm springe.

Er verstand sie völlig, und ihre Größe erhob ihn. Wohl gewann er es über sich, ihre Gabe anzunehmen, und doch war er fest entschlossen, ihr, mußte sie sterben, nachzufolgen in den Tod. Das „non dolet“ *) der Arria, das sie dem geliebten Paetus zugerufen, als sie sich den Dolch ins Herz stieß, um ihm voranzugehen in den Tod, scholl ihm fortwährend an das innere Ohr; doch er sagte sich auch, daß Paula vielleicht Gnade finden und daß er dann frei sein und ein ganzes Leben vor sich haben werde, um ihr zu danken.

Endlich, endlich verkündete der Kadhi den Spruch der Richter: es war unmöglich, Orion schuldig des Todes zu finden, und ebensowenig konnte man sich entschließen, jeden Glauben an seine Schuld abzuweisen. So erklärte sich denn der Gerichtshof für unfähig, hier das Urteil zu sprechen, und übertrug dies auf den Chalifen oder seinen Vertreter in Aegypten, den Feldherrn Amr. Er selbst verordnete nur, den Angeklagten in strenger Haft zu halten, damit er der strafenden Gerechtigkeit zur Hand sei, falls das endgiltige Urteil auf „schuldig“ laute.

Als der Kadhi verkündete, was dem Chalifen oder seinem Vertreter zustehen solle, rief der Wekil:

„Ich, ich bin der Vertreter des Omar!“ Doch ein einstimmiges, abweisendes Gemurmel der Richter wies seine Ansprüche zurück, und auf den Vorschlag des Kadhi ward unter ihnen beschlossen, durch Verdoppelung der Kerkerwachen den Jüngling vor jedem eigenmächtigen Eingriff des Wekils zu schützen, gegen den sich schon schwere Anklagen auf dem Wege nach Medina befanden.

---

*) Es thut nicht weh.

Außer sich vor Wut verließ der Schwarze, neue Anschläge gegen die Damascenerin schmiedend der Greis den Gerichtssaal.

Als Paula in ihre Zelle zurückkehrte, glaubte die alte Betta, ihre Begnadigung sei erfolgt; denn wie froh, wie stolz, wie gehoben trat sie bei ihr ein! Die schwerste Gefahr war abgewandt von dem Geliebten, und sie und ihre Liebe waren es, die ihn gerettet.

Sie selbst gab sich verloren; doch was das Schicksal auch über sie verhängte, vor ihm lag das Leben offen, ihm war vergönnt, seine herrliche Kraft zu bewähren, und daß er es thun werde, thun in ihrem Sinne, des war sie sicher.

Noch hatte sie ihren Bericht über das Urteil der Richter nicht beendet, als ihr der Wärter den Besuch des Kadhi meldete.

Bald darauf trat dieser bei ihr ein, und nachdem sie ihm ihren Dank ausgesprochen und er ihr freundlich versichert hatte, daß er sich schäme, die Schande, vielleicht ein hintergangener Richter zu sein, wie eine Gunst des Schicksals zu tragen, brachte er das Gespräch auf den eigentlichen Zweck seines Besuches.

In dem Briefe, den er gestern Abend von seinem Oheim Haschim erhalten, so begann er, sei auch viel von ihr die Rede gewesen. Sie habe das Herz des alten Kaufherrn gewonnen, und die Erkundigungen, welche dieser nach ihrem Vater eingezogen . . .

Da unterbrach ihn das Mädchen: „O, Herr, Herr . . . Sollte sich endlich der Wunsch, das Gebet meines Lebens erfüllen?“

„Dein Vater, der edle Thomas, vor dem sich auch

der Muslim verneigt," entgegnete Othman, „man hat ihn . . ." Und nun berichtete er, der Held von Damaskus habe sich in der That auf den Sinai zurückgezogen und dort als Klausner gelebt. Aber sie dürfe sich keiner vorzeitigen Freude hingeben; denn krank, verzehrt von einem Siechthum, das von seiner verwundeten Lunge ausgehe, beinahe sterbend, hätten ihn die Boten gefunden. Seine Tage seien gezählt . . .

„Und ich, ich gefangen!" stöhnte das Mädchen. „Festgehalten, unfähig, der Möglichkeit beraubt, ihm in die Arme zu eilen!"

Da mahnte er sie von neuem zur Ruhe und erzählte in seiner milden, gelassenen Art weiter, schon vorgestern sei ein nabbatäischer Mann zu ihm gekommen und habe ihn als den Vorsteher des Gerichtswesens in Aegypten gefragt, ob ein alter Gegner der Muslimen, ein Feldhauptmann, der im Dienste des Kaisers und Kreuzes gegen den Chalifen und Halbmond gefochten, krank, wund, gebrochen den ägyptischen Boden betreten dürfe, ohne sich in Gefahr zu begeben, von den arabischen Behörden verhaftet zu werden, und als er, Othman, vernommen, dieser Mann sei Thomas, der Held von Damaskus, habe er ihm freudig und, wie er wisse, im Sinne seines Herrn, des Chalifen, Freiheit und Leben gesichert.

Und heute in der Frühe sei ihr Vater in Fostat angelangt, und er habe ihn in seinem Hause als Gast aufgenommen. Ja, Thomas stehe am Rande des Grabes, doch beseele und erhalte ihn der Wunsch, seine Tochter, von der er fälschlich erfahren, sie sei bei dem Gemetzel von Abyla ums Leben gekommen, die er schon beweint und betrauert, noch einmal wiederzusehen. Diesen Wunsch

eines Sterbenden zu erfüllen, sei seine Pflicht, und er habe dem Gefängniswärter befohlen, das Zimmer, welches an ihre Zelle grenze, für ihn einzurichten mit dem Gerät, das aus seinem Haus unterwegs sei. Die Thür, welche ihr Gemach mit dem seinen verbinde, solle geöffnet werden.

„Und ich werde ihn wieder sehen, ihn wieder haben, mit ihm leben, ihm die Augen zudrücken, vielleicht mit ihm sterben!“ rief Paula und ergriff des gütigen Mannes Hand und küßte sie dankbar.

Dem Muslim wurden die Augen feucht, und er bat sie, nicht ihm, sondern dem allbarmherzigen, einigen Gotte zu danken, und bevor die Sonne unterging, ruhte das Haupt der zum Tode verurteilten Tochter an der Brust des wunden, seinem irdischen Ende nahen Helden, dessen ungeschwächter Geist und warmes Herz noch voll und ganz wie sein liebes, einziges Kind die Wonne des Wiedersehens empfanden.

Und neues, unbeschreibliches Glück kehrte für Paula ein in die düsteren Mauern des Kerkers, und noch an demselben Tage empfing Orion durch den Wärter einen Brief, der ihm die Grüße des Vaters seiner Braut überbrachte, und als er die innigen Segenswünsche las, die er enthielt, war es ihm, als nehme eine unsichtbare Hand den Fluch, mit dem ihn der eigene Vater belastet, auf immer von ihm. Eine wunderbare, freudige Ruhe, Arbeitskraft und Lust überkam ihn, und er ließ Geist und Feder nicht ruhen, bis der Morgen graute.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Mit finster gefalteter Stirn kehrte der alte Horus Apollon aus dem Gerichtssaal heim in sein neues Quartier.

Vor dem Anwesen der Witwe Susanna sah er einige Leute versammelt, die scheu in den Garten und auf das schöne Wohnhaus wiesen.

Wie schon hundert Menschengruppen vor ihnen, riefen auch sie ihm Huldigungen, Dank, Worte der Aufmunterung entgegen, und als er sich auch vor ihnen leicht verneigte und dabei der Richtung ihrer ängstlich spähenden Blicke folgte, schrak er leicht zusammen; denn über dem großen Gartenthor hing als Warnungszeichen wie ein Schandmal die schwarze Tafel, welche den Vorübergehenden zurief: „Bleibet fern von dieser Schwelle! Hinter ihr wütet die menschentötende Seuche!“

Der Alte scheute alles, was an den Tod erinnerte, und es überlief ihn kalt. So nah an einem Herde der Krankheit wohnen, das war beängstigend und gefährlich!

Wie kam sie in diesen gesündesten Teil der Stadt, den auch die letzte, wütende Pest verschont hatte?

Ein Diener des Rates, den er heranrief, erzählte ihm, die mit der Besorgung des Bades der Susanna betrauten Sklaven, Vater und Sohn, seien zuerst ergriffen worden, doch habe man sie bei Nacht heimlich in die neuen Krankenzelte schaffen lassen, heute aber sei es auch über die Witwe gekommen. Um das Viertel vor Ansteckung zu bewahren, bewache man jetzt das Grundstück auf allen Seiten.

„Streng, streng; keine Ratte darf aus dem Hause!“ rief der Alte und ritt damit weiter.

Es war später geworden als gestern, die Speisestunde mußte da sein, und wie er sich nach kurzer Rast anschickte, sich mit Hilfe seines Dieners für die gemeinsame Mahlzeit zu waschen und zu säubern, trat eine lahme Hausklavin bei ihm ein und setzte ein Brett mit dampfenden Schüsselchen auf das Tischchen neben dem Diwan nieder.

Was bedeutete dies? Und bevor er noch fragen konnte, bekam er zu hören, die Frauen wünschten in Zukunft allein zu speisen; man werde ihn auf seinem Zimmer bedienen.

Da trat ihm wieder ein roter Fleck auf die Wangen, und nach kurzem Nachdenken rief er seinem Diener zu: „Den Esel!“ und dem Mädchen: „Wo ist Deine Herrin?“

„Mit dem Goldschmied Gamaliel im Viridarium, doch werden sie sich gleich zu Tisch begeben.“

„Ohne den Gast? Verstehe die Meinung!“ murmelte der Alte, griff nach dem Hut und schritt an der Magd vorbei aus dem Zimmer.

Im Vorsaal traf er Gamaliel, dem eine Sklavin

eben den Stab reichte. Der Greis ahnte, daß der Juwelier nur gekommen sei, um die Frauen vor ihm zu warnen, und ohne ihn eines Blickes zu würdigen, begab er sich in das Speisezimmer.

Dort fand er Pulcheria und Maria weinend vor Frau Johanna knieen, die gleichfalls Thränen vergoß.

Er ahnte, wem sie galten, und beseelt von dem Wunsche, die Beschuldigung, daß er als Kundschafter in dies Haus gedrungen, als ungerecht zu erweisen, rief er die Witwe an. Diese hatte ihn schaudernd eintreten sehen, nun aber wies sie mit ausgestrecktem Finger auf die Thür, und als er dennoch stehen blieb, um seine Verteidigung zu beginnen, unterbrach sie ihn laut und dringend:

„Nein, nein, Herr! Dies Haus, es bleibt Dir von nun an verschlossen! Was uns verband, Du selbst hast es zerrissen! Störe unsern Frieden nicht weiter! Zieh dahin zurück, woher Du kamest!“

Da versuchte der Greis noch einmal zu reden, doch die Witwe erhob sich, rief den Mädchen zu: „Mir nach, meine Kinder!“, trat mit ihnen schnell in das Nebengemach und zog die Thür hinter sich zu.

Horus Apollon blieb allein auf der Schwelle stehen.

So alt er auch war, solch ein Schimpf war ihm noch nie angethan worden, doch er schrieb ihn nicht auf Rechnung derer, die ihm die Thür gewiesen, sondern auf die schon übervolle der Damascenerin, und wie er auf dem weißen Esel nach Hause ritt, hielt er häufig an, um zu den Vorübergehenden zu reden.

In der nächsten Zeit achtete er nicht der Hitze des Tages und seines Bedürfnisses, dem Körper Ruhe zu

gönnen und den Geist bei stiller Arbeit zu regen, sondern ritt am Morgen, Mittag und Abend durch die Straßen, wiegelte das Volk auf und legte ihm in bestechlichen Reden dar, daß es jammervoll zu Grunde gehen werde, wenn es sich nicht des einzigen, von ihm vorgeschlagenen Rettungsmittels bediene.

Bei jeder Sitzung des Senats war er zugegen, und mit flammender Beredsamkeit hielt er die Buleuten auf seiner Seite, trat er den Bemühungen des Bischofs entgegen, drang er auf die Festsetzung des Tages für die Hochzeit des Nilstroms mit seiner Braut.

Er kannte seine Aegypter und ihre Leidenschaft für die rauschende Feier glänzender Feste. Das seine: die Vermählung der Nilbraut mit dem gewaltigen, ruhelosen Gatten, von dem das Wohl und Wehe des Landes abhing, eine blütenreiche Oase in der Wüste der Not und Verzweiflung sollte es werden, und was er von Kindheitserinnerungen an die Prozessionen zu Ehren der Isis und an die ihr und ihrer Trias gewidmeten Feste aus eigener Anschauung und den Erzählungen seines Vaters besaß, was er in Büchern über große Aufzüge und Schaustellungen im heidnischen Aegypten gelesen, das führte er in seiner Vorstellung zusammen, das schilderte er dem Senate und Volke in glänzenden Farben, das riet er den Buleuten, bei dieser Hochzeitsfeier sondergleichen zu wiederholen.

Und jeder, in dem ägyptisches Blut floß, hörte ihm aufmerksam zu, fand Gefallen an seinen Vorschlägen und sich selbst bereit, alles aufzubieten, um den Glanz dieses Festes zu erhöhen, das jeder thätig oder als Zuschauer mitfeiern konnte. Tausende darbten, aber für diese

unerhörte Hochzeitsfeier gab es noch Mittel, trug der Senat kein Bedenken, neue Anleihen zu machen.

„Untergang oder Rettung“ war die Losung, welche Horus Apollon den Memphiten gegeben. Ging alles zu Grunde, so versanken damit auch die gesparten Talente; fruchtete dagegen das Opfer, segnete der Nil die Seinen mit neuem Wohlsein, was brauchten dann Stadt und Land nach einigen tausend Drachmen zu fragen?

Und der Hochzeitstag wurde bestimmt.

Nicht volle zwei Wochen nach der Verurteilung Paulas, am Feste des heiligen Serapis, wollte man die wundervolle, rettende, glückverheißende Feier begehen.

Und wie wußte der Alte, wie wußten die Richter und Buleuten, die sie gesehen, die Schönheit der Braut zu schildern! Wie ließ bei ihrer Beschreibung der Haß die Augen des Greises so feurig leuchten! Keines Liebenden Blick konnte glänzender strahlen!

Was die Patriciusdirne ihm auch angethan, alles, alles sollte sie büßen; und sein Sieg versprach nicht nur dem einzelnen Weibe, sondern dem gesamten Christenglauben weh zu thun, den er haßte!

Aber auch der Bischof Johannes war nicht müßig geblieben. Gleich nach seinem Auftreten gegen den Beschluß des Volkes hatte er eine Brieftaube nach Oberägypten zu dem Patriarchen abgehen lassen, und Benjamins Antwort sollte ihm die Handhabe liefern für noch kräftigeres Wirken. In der Kirche, vor dem Senat und selbst auf der Straße bot er und mit ihm der gesamte Klerus alles auf, um gegen das ruchlose Vorhaben der Buleuten und des Volkes anzukämpfen, doch die Leidenschaft, welche der Greis schürte, schlug bald zu helleren Flammen

auf als Glaubenstreue, Mäßigung und Einsicht, die es ihm und den Seinen anzufachen oblag.

Der Wind blies gleich kräftig auf beiden Seiten, doch auf der des Bischofs traf er verglimmende Kohlen, auf der andern brennende Speicher. Not und Verzweiflung hatten den Glauben erschüttert, die Zucht gelockert, und selbst die kräftigsten Waffen der Kirche: „Fluch“ und „Segen“, erwiesen sich als machtlos. Man zeigte den Ertrinkenden einen schwimmenden Balken in der Nähe, und sie wollten nicht mehr auf das Rettungsboot warten, das mit guten Ruderern an den Riemen und einem sicheren Piloten am Steuer von fern her nahte und verpflichtet war, sie zu retten.

Horus Apollon kehrte nicht mehr in das Haus des Rufinus zurück.

Wenige Stunden, nachdem ihm die Witwe die Thür gewiesen, kamen seine Sklaven und holten die Gegenstände ab, welche ihn unter ihr Dach begleitet. Sein Leibdiener brachte zugleich eine große geschlossene Vase und einen Brief an Frau Johanna folgenden Inhalts:

„Man soll nicht richten, ohne zu hören. Du hast es dennoch gethan, aber ich zürne Dir nicht. Philippus wird bei seiner Heimkehr die Enden des Bandes vielleicht aufnehmen und neu verknüpfen, das Du heute zerschnitten. Ich sende Dir einen Teil der Arznei, die er mir beim Scheiden zurückließ, um sie im Notfall gegen die Seuche zu brauchen. Sein Gehilfe sagt, jetzt habe sich ihre gute Wirkung erwiesen. Möchte die Krankheit, welche das Nachbarhaus ergriffen, das Deine verschonen!“

Dieser Brief erfreute die Witwe, doch als sie ihn den Ihren vorlas, rief die kleine Maria:

„Und wird ja einer krank, so nimmt er keinen Tropfen von diesem Gemisch! Ich sage euch, er will uns vergiften!“

Indessen blieb Frau Johanna dabei, daß der Greis trotz seines unerklärlichen Hasses gegen Paula im Grund nicht schlecht sei, und Pulcheria versicherte, so verhalte es sich gewiß, schon weil Philipp ihn achte. Wenn der nur hier gewesen wäre, hätte sich das alles ganz anders und zum Besten gestaltet.

Maria blieb mit Mutter und Tochter zusammen, bis es dunkelte. Ihr Gespräch führte sie immer wieder auf Paula, und als am Nachmittag der nabbatäische Bote bei ihnen vorsprach und ihnen im Auftrage der gefangenen Freundin berichtete, daß er ihr den Vater zugeführt habe, begannen die Frauen wieder für sie zu hoffen, und Maria konnte, ohne Verdacht zu erregen, dem Verlangen, ihnen vor der immer näher rückenden Trennung zu zeigen, wie lieb sie sie habe, freien Lauf lassen.

Endlich sagte sie, sie müsse zum Unterricht zu Eudoxia; es komme heute besonders Schweres vor, und sie möchten an sie denken und ihr wünschen, daß ihr alles aufs beste gelinge. Dabei fiel sie erst der Witwe, dann Pulcheria um den Hals, und wie ihr dabei die Thränen in die Augen kamen, fragte sie, ob sie nicht ein recht närrisches, thörichtes Ding sei, aber darum möchten sie doch an sie denken und sie ja nicht vergessen.

Auf ihrem Zimmer schloß sie sich mit der Griechin ein, und nun schnitt ihr Eudoxia das schöne, weiche Lockenhaar ab und vergoß dabei die ersten Thränen, und diese flossen reichlicher, wie sie Maria ein kleines Amulet mit einer Locke aus dem Schaffell Johannes des Täufers,

das sie von ihrer Mutter ererbt, um den Hals legte. Es war ihr lieb und heilig, sie hatte sich nie davon getrennt, doch nun sollte es das Kind schützen und ihm Glück, viel Glück bringen.

Hatte es denn ihr selbst solches gebracht?

Nicht eben viel, aber sie glaubte dennoch an die heil- und segenbringende Kraft der Reliquie.

Endlich stand Maria mit kurzem Haar und als Knabe gekleidet vor ihr, und welch ein süßer, wunderschöner Bub' war das Mädchen! Eudoxia konnte sich gar nicht satt sehen an ihm. Aber Maria war zu hübsch, zu fein für einen Jungen, und sie mußte ihr raten, den breitkrämpigen Reisehut, sobald ihr Menschen begegneten, recht tief ins Gesicht zu drücken, oder sich das Antlitz zu schwärzen.

Durch Gamaliel, welcher Frau Johanna in der That aufgesucht hatte, um sie vor dem Greise zu warnen, besaß sie Kenntnis von dem Verlauf der heutigen Gerichtssitzung, und Paulas rettende That hatte ihre Bewunderung für sie nur noch gesteigert.

Wenn sie den Feldherrn traf, konnte sie ihm auf alles Antwort erteilen, und so fühlte sie sich in jeder Hinsicht wohl gerüstet, als sie mit Eudoxia durch den Garten auf die Nilstraße schlüpfte.

Jenseits des Eingangsthors warf sie dem lieben Hause und seinen Bewohnern noch eine Kußhand zu, dann wies sie seufzend auf das Nachbargrundstück und sagte:

„Arme Katharina; nun ist sie eingesperrt! — Weißt Du, Eudoxia, ich habe sie doch lieb, und wenn ich denke, sie könnte die Seuche bekommen und sterben . . . aber

nein! Sage der Mutter Johanna und Pul, sie sollten freundlich gegen sie sein! Morgen nach dem Frühmahl übergib ihnen meinen Brief, und wenn sie sich heut Abend sehr um mich ängstigen, dann beruhige sie nur und sage, Du wüßtest alles, und es sei ganz unnütz, sich um mich zu sorgen. Du machst es schon gut und duldest nicht, daß sie sich grämen."

Bei einer offenen jakobitischen Kapelle bat sie die Griechin, auf sie zu warten, und warf sich darin vor dem Kruzifix nieder.

Froh und frisch trat sie bald wieder ins Freie, und als sie zu den letzten Häusern der Stadt kamen, rief sie:

„Ist es nicht sündhaft, Eudoxia? Liebe, liebe Seelen laß ich hier zurück, und doch ist mir zu Mute wie einem gefangenen Vogel, der aus dem Käfig entwischt ist! Guter Gott, solch ein Ritt in der Nacht durch die Wüste und über die Berge! Ein schnelles Tier unter sich, und über sich keine Zimmerdecke, nur den blauen Himmel mit unzähligen Sternen! Immer vorwärts, einem herrlichen Ziele entgegen! Auf sich selbst gestellt, mit etwas Wichtigem betraut, wie ein Großer! Ist das nicht köstlich? Und hilft mir der liebe Gott, und ich finde den Feldherrn, und es gelingt mir, seine Seele zu rühren . . . sage selbst, Eudoxia, gibt es dann wohl auf der ganzen Welt ein glücklicheres Mädchen?!"

In der Herberge des Nesptah fanden sie den Masdakiten mit trefflichen Reitdromedaren und den nötigen Treibern und Dienern.

Die Griechin gab ihrem Liebling noch viele gute Lehren und dazu aus ganzem, vollem Herzen ihren „mütterlichen" Segen. Rustem schwang das Kind auf das

Dromedar, ordnete sorgsam seinen Sitz im Sattel und die kleine Karawane setzte sich in Bewegung. Maria wehte der alten Lehrerin und neuen Freundin mit dem Tüchlein viele Grüße zu, und Eudoxia schaute ihr noch nach, als sie schon längst im Dunkel verschwunden.

Dann ging sie nach Hause, erst leise weinend und gesenkten Hauptes, dann hoch aufgerichtet, thränenlos und sicheren Schrittes. Es war ihr seltsam zu Mute, das Herz schlug ihr weit kräftiger als seit Jahren, und es hob sie das Bewußtsein, nicht mehr nach den hemmenden Vorschriften einer lästigen Pflicht, sondern als ein freier Mensch nach dem Ermessen des eigenen Geistes zu handeln.

Sie wollte sich schon verteidigen, wollte den anderen zeigen, daß sie das Rechte getroffen, und wie Maria beim Abendessen fehlte und auch in der Zeit des Schlafengehens noch nicht zu Haus war, da gab es allerdings viel zu beruhigen und zu trösten und sich manche Mißdeutung gefallen zu lassen, doch sie nahm alles geduldig auf sich, und es that ihr wohl, für den Liebling schwer Erträgliches zu leiden.

Und am folgenden Morgen, nachdem sie Frau Johanna Marias Brief übergeben, wurden ihre Liebe und Geduld noch härteren Prüfungen unterworfen, ja, die sanfte gütige Witwe ließ sich zu Ausfällen gegen sie hinreißen, die sie noch vor kurzem unfehlbar bewogen hätten, mit bösen, spitzen Worten um ihre Entlassung zu bitten; doch sie nahm sie ruhig hin, und erst als gegen Mittag der Bischof erschien, um das Kind in das Kloster zu führen und sich zornig über Marias Verschwinden zeigte, die Witwe bedrohte und versicherte, daß er die Kleine im ganzen Land suchen lassen und endlich auffinden werde,

fühlte sie, daß nun die Reihe des Triumphirens an sie gekommen.

Ruhig ließ die Griechin den Bischof das Haus verlassen, dann erst versandte sie ihren letzten und besten Pfeil, indem sie Frau Johanna bekannte, sie habe das Wagnis des Kindes begünstigt, um es vor dem Kloster zu retten. Und die neu erwachte mütterliche Liebe machte sie beredt, und was sie kaum mehr erwartet, das trat doch ein: die kleine, warmherzige Frau, die sie gestern mit so bösen Worten verletzt, schlug die Arme um ihre lange, hagere Gestalt, bot ihr den Mund zum Kuß, nannte sie ein braves, tüchtiges Mädchen und bat ihr alles ab, was sie ihr gestern angethan hatte.

Wie sich die Griechin zur Ruhe begab, war es ihr, als sei sie nach rückwärts gewachsen und dem unbefangenen jungen Geschöpfe wieder ähnlicher geworden, das sie unter den Geschwistern im Elternhause gewesen.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Paula wußte jetzt, was sie bedrohte. Der Bischof Johannes war es, der es ihr mitgeteilt hatte, wenn auch schonend und mit der Versicherung, immer noch fest an der Hoffnung zu halten, die Ausführung des sündhaften heidnischen Gräuels verhindern zu können; doch auch ohne den Prälaten würde die Verurteilte erfahren haben, was ihr bevorstand; denn zahlreiche Volkshaufen sammelten sich täglich vor dem Gefängnis, und über seine hohe Mauer drang lautes Geschrei, das „die Nilbraut“ zu sehen verlangte.

Oft galten ihr lebhafte Heilsrufe; hatten sich indessen die Unsinnigen vergeblich heiser geschrieen, so schmähten sie sie schändlich. Der Ruf: „Die Nilbraut!“ kam von früh bis spät nicht zum Schweigen, und der Kerkermeister war froh, daß der Bischof es ihm abgenommen, Paula zu erklären, was das verhängnisvolle Wort bedeute, nach dessen Sinn sie sich schon wiederholentlich bei ihm erkundigt. Anfänglich hatte diese neue furchtbare Gefahr sie tief erschreckt und erschüttert, doch um ruhig und, ging es an, heiter vor dem kranken Vater zu erscheinen, bot sie alles

auf, um festzuhalten an der Hoffnung des Bischofs. Und dies glückte ihr einigermaßen, so lang es Tag war, doch bei Nacht überfiel sie marternde Angst, und ihre Einbildungskraft zeigte ihr sich selbst, wie sie, von rasenden Volkshaufen umgeben, an den Strom geschleppt und vor tausend Augen in das nasse Grab geschleudert wurde. Da half kein Gebet, kein Sträuben und Ringen, keiner der zärtlichen Liebesgrüße, die ihr so oft von Orion zukamen, kein Lied, das er in den kurzen Mußestunden, die er sich gönnte, der Geängstigten zusang, kein Trostwort des Bischofs, kein Besuch lieber Freunde.

Diesen führte der Wärter ihr zu, so oft es nur anging, und unter diejenigen, welche den Weg zu ihr fanden, gehörten auch der Senator Justinus und seine Gattin Martina.

Zu ihrem Glücke hatten diese, sobald die Badesklaven der Witwe Susanna sich niedergelegt und ihnen die Aeußerung des Arztes, er halte ihr Leiden für den Anfang der Seuche, zu Ohren gekommen war, das Haus ihrer Gastfreundin verlassen und sich wieder in der Herberge des Sostratus einquartiert, doch ihr aus der Sklaverei befreiter Neffe Narses war bei der Mutter Katharinas verblieben.

Eigentlich hatte er ihnen mit Heliodora folgen sollen, doch als diese beiden eben zum Aufbruch bereit gewesen, hatte die Seuche schon Frau Susanna ergriffen, und die Obrigkeit jeden Austritt aus ihrem Haus untersagt.

Heliodora allein wär' es vielleicht geglückt, in die Stadt zu entkommen, doch sie wollte den unglücklichen Schwager um keinen Preis verlassen; denn nur in ihrer Gegenwart fühlte er sich wohler, nur von ihr ließ er sich

pflegen, und er verschmähte Speis' und Trank, wenn sie es nicht war, die sie ihm reichte. Dazu war der früher so rüstige Reiteroffizier in seinem Siechtum ihrem verstorbenen Gatten so rührend ähnlich geworden, wußte sie, daß Narses sie schon vor jenem geliebt und ihr nur um des Bruders willen seine Neigung verschwiegen. Ihr pflegsamer Sinn fand Befriedigung, und die Sorge um den halb vernichteten und doch nicht völlig verlorenen jungen Mann, der Wunsch, ihn dem Leben zurückzugewinnen, hielt sie Tag und Nacht auf den Füßen und ließ ihr alles andere nebensächlich und nichtig erscheinen. Ihr Dasein hatte wieder einen Inhalt, ihr Streben ein erreichbares Ziel gewonnen, und sie widmete sich ihm mit Leib und Seele.

Ihr Oheim hatte ihr anvertraut, eine ernste Leidenschaft fessele Orion an Paula.

Das war ein schmerzlicher Schlag gewesen, doch die Damascenerin hatte sie gezwungen, zu ihr aufzuschauen, und es that ihrem verletzten Selbstbewußtsein wohl, den geliebten Jüngling an keine Geringere zu verlieren.

Wenn sich die Sehnsucht nach ihm in mancher stillen Stunde dennoch mächtiger regte, empfand sie es wie ein Unrecht, wie eine Verkürzung, die sie ihrem Pflegling zufügte.

Was Katharina anging, so war Heliodora außer ihrer Mutter der vorzüglichste Gegenstand ihrer Sorge. Die leiseste Klage dieser beiden ängstigte sie grausam, und wenn Susanna sich ermattet von der Hitze auf den Diwan warf oder die junge Frau nach einer bei ihrem Kranken durchwachten Nacht über die alten Kopfschmerzen klagte, wurde das Mädchen bleich, fühlte es quälendes Herzklopfen, sah es die eine wie die andere von der Seuche

ergriffen, mit glühendem Haupt und den schrecklichen, verhängnisvollen Flecken auf Stirn und Wange vor dem inneren Auge, und sobald dergleichen Aengste der jungen Missethäterin von fern nahten, fühlte sie jedesmal den unseligen Druck an der Stelle des Kopfes, auf der die fieberheiße Hand des kranken Bischofs gelegen.

Die Gattin des Senators hatte seit Paulas Verhaftung ihr Verhalten gegen das Bachstelzchen so sehr geändert, daß sie Katharina wie ein wandelnder Vorwurf erschienen war und sie das würdige Paar ihr Haus nicht ungern hatte verlassen sehen. Aber kaum waren sie fort, als sich an ihrer Stelle das schwerste Unglück bei ihr zu Gast lud.

Der mit der Heizung des Bades betraute Sklave hatte einen Teil der verpesteten Kleider, die man ihm zum Verbrennen übergeben, beiseite geschafft, und sein Sohn ihm dabei geholfen, und ihre Amme, die Mutter ihres Milchbruders Anubis, war gleich nach ihrer Heimkehr von der Zauberin und dem Bischof in persönliche Berührung mit ihr gekommen. Diese drei hatte die Seuche zuerst ergriffen. Sie waren in die Krankenzelte gebracht worden, und zwar der ältere Heizer und die Amme als Leichen.

Aber hatte man mit ihnen auch die furchtbare Plage aus dem Hause geschafft? Wenn nicht, dann kamen diejenigen an die Reihe, welche sie selbst dem Unhold in die Arme gestoßen: erst Heliodora und dann die Mutter! Eigentlich hätte sie diesen vorangehen müssen, und wenn die Seuche die anderen ergriff, und der Tod stieß sie selbst ins Grab, so erwies er ihr damit eine Gnade.

Sie war noch so jung, und doch haßte sie das Leben, das ihr nichts mehr gewährte als Demütigung, Enttäuschung und Pfeilschüsse, die ihr Herz aus dem Kerker her bis

ins Innerste trafen, und grausame Todesangst, die nie zur Ruhe kam, weder bei Tag noch bei Nacht.

Als der Arzt kam, um die kranken Sklaven in die Wüstenzelte zu schaffen, erzählte er beiläufig, die Richter hätten die Tochter des Thomas zum Tode verurteilt, und das Volk, sowie der Senat seien trotz des Widerspruchs des neuen Bischofs entschlossen, sie einer alten Sitte gemäß als Opfer in den Strom zu schleudern. Das Schicksal Orions werde sich erst morgen entscheiden, doch vor den jakobitischen Richtern gereiche es ihm zum schwersten Nachteil, daß er sich die Melchitin zur Gemahlin erkoren.

Da mußte sich Katharina an den Lehnstuhl der Mutter stützen, um nicht in die Kniee zu sinken, und mit glühenden Wangen fragte sie den Arzt aus, bis er die Geduld verlor und sie unwillig über solch ein Uebermaß an weibischer Neugier verließ.

Ja, „die Andere" war nun vor aller Welt seine Braut; doch sie war es nur, um zu sterben! Wie ein heißer Strom durchwogte es sie bei diesem Gedanken, und sie hätte laut auflachen und jedem um den Hals fallen mögen. Gräßliche, böse Schadenfreude war es, was sie ergriff, aber auch sie bot Wonne, köstliche Wonne; eine Höllenblume war sie, doch mit glänzenden Blättern und berauschendem Duft. Aber ihre Farben blendeten, und vor dem Duft empfand sie bald Abscheu. Banges Entsetzen vor sich selbst überkam sie, und doch hätte sie immer wieder aufjauchzen mögen, wenn es ihr durch den Sinn schoß: „Die Andere muß sterben!"

Die Mutter fürchtete, ihre Tochter werde gleichfalls erkranken; denn ihre Augen glühten so seltsam, sie war so unruhig und krampfhaft erregt.

Seitdem Heliodora die markerschütternde Kunde von Orions und Paulas Verlobung mit unbegreiflicher, wenn auch schmerzlicher Ruhe hingenommen, war sie für das heißblütige Mädchen nur noch ein schwächliches, keiner Beobachtung würdiges Nichts.

Und um ihretwillen hatte sie etwas begangen, das einem Mordversuche so gleich sah wie eine Natter der andern, hatte sie das Leben der eigenen Mutter gefährdet! Es war zum Verzweifeln, um sich selbst mit Ruten zu schlagen.

Als ihr Frau Susanna am Abend den Nachtkuß bot, klagte sie über einen leichten Schmerz im Halse und ihre Lippen, die angeschwollen seien, wenn sie nicht irre.

Da hielt Katharina sie zurück, fragte sie mit bebender Stimme aus, näherte das Licht ihrem Munde und suchte mit angehaltenem Atem auf ihrem Antlitz, ihrem Halse und ihren Armen nach den furchtbaren Flecken. Doch sie konnte keine entdecken, und Frau Susanna lächelte über ihre Aengstlichkeit und nannte sie ihr gutes, sorgsames Kind und warnte sie, sich zu sehr zu fürchten, weil dies die Seuche anlocken solle.

In der Nacht fand das Mädchen keinen Schlummer. Die Schadenfreude war verflogen, und lauter schmerzliche Gedanken und beängstigende Bilder bedrängten sie wachend und noch unabweisbarer im Halbschlaf.

Als es dämmerte, wurde ihre Angst um die Mutter so mächtig, daß sie aufsprang und sich zu ihr begab, doch sie schlief so fest, daß sie ihr Kind nicht einmal kommen hörte. Beruhigt zog sich Katharina wieder zurück; aber am Morgen traf das Gefürchtete ein — Frau Susanna konnte sich nicht mehr vom Lager erheben, fieberte,

und über den Lippen, denselben Lippen, mit denen auch sie ihre verpesteten Locken geküßt, zeigten sich zwischen Mund und Nase thatsächlich und unleugbar die ersten schrecklichen Flecken.

Der Arzt erschien und erteilte Gewißheit

Die Villa wurde abgesperrt.

Der Heilkünstler und Frau Susanna, die noch bei voller Besinnung war, wünschten, drangen darauf, befahlen, daß Katharina in das Gärtnerhaus übersiedle, sie aber weigerte sich mit eisernem Trotz und erklärte, lieber zu sterben als sich von der Mutter zu trennen.

Außer sich, warf sie sich über die Kranke, um den roten Fleck an ihrem Munde zu küssen und der Seuche von ihm aus den Weg in das eigene Blut zu bahnen, doch der Arzt zog sie unwillig zurück, und die Leidende schalt sie mit feuchten Augen, aus denen ihr innige Liebe entgegenglänzte.

Von nun an durfte sie die Pflege der Mutter leiten. Zwei Nonnen unterstützten sie dabei und erklärten nicht nur der Leidenden, sondern auch einander hinter dem Rücken der reichen Witwe, eine gleich hingebende, liebevolle Tochter sei ihnen noch nicht begegnet. Auch dem Bischof Johannes, der sich nicht scheute, in die Häuser der Verseuchten zu treten und ihnen Trost zuzusprechen, rühmten sie das Verhalten Katharinas, und er, der in dem Bachstelzchen bis dahin nur ein flinkes, munteres Kind gesehen, begegnete ihr mit Achtung, ging mit ihr wie mit einer Erwachsenen in Gespräche ein und beantwortete eingehend und ernst ihre Fragen, die sich größtenteils auf Paula bezogen.

Voller Bewunderung vor der Seelengröße der Tochter

des Thomas erzählte der Prälat dem Mädchen, wie sie, um den Geliebten zu retten, ein Vergehen auf sich genommen, das sie jeden Anrechts auf Gnade beraube. Die Damascenerin sei nur eine Melchitin, aber aus Liebe eines andern Schuld so freudig auf sich nehmen, wenn irgend etwas, so heiße das in der Nachfolge Christi wandeln.

Da zuckte Katharina die Achseln, wie um zu sagen: „Und das findest Du groß? Wäre das Gleiche nicht etwa auch mir ein Leichtes?“

Und der Priester nahm es wahr und ermahnte sie in freundlichem Ton, sich vor geistigem Hochmut zu hüten, obgleich sie sich ja das Recht erworben, sich auch das Schwerste zuzutrauen, und nicht aufhöre, ein Beispiel kindlicher und christlicher Liebe zu geben.

Damit entfernte er sich, und Katharina, die jedes Lob über ihr Verhalten gegen die Mutter, die ihre Schuld auf das Sterbebett geworfen, wie ein Hohn aufbrachte und quälte, kam es wiederum vor, als habe sie einen würdigen Menschen betrogen, doch den Vorwurf geistigen Hochmuts, den verdiente sie nicht; denn in diesem stillen Zimmer, auf dessen Schwelle der Tod stand, wiederholte sie sich wieder und wieder alles Furchtbare, das sie begangen, sagte sie sich unaufhörlich, daß sie von allen Sünderinnen die größte, die verruchteste sei.

Oft drängte es sie, sich einer andern Seele anzuvertrauen, ein befreundetes Auge ihre innere Not sehen und teilen zu lassen.

Dem Bischof, dem ehrwürdigsten Priester, welchen sie kannte, hätte sie besonders gern alles bekannt und sich eine Buße, je schwerer desto willkommener, von ihm auferlegen lassen, doch die Scham vor dem Begangenen hielt

sie davon zurück und bestimmter, zwingender noch etwas anderes. Der Geistliche, das wußte sie, würde von ihr verlangen, mit dem alten Leben zu brechen, die alten Gefühle und Wünsche mit der Wurzel aus der Seele zu reißen und ein neues Dasein zu beginnen, und dazu war die Zeit noch nicht gekommen: ihre Liebe war ihr noch Lebensbedingung, der Haß ihr noch zu teuer. Hatte Paula, „die Andere", ihr furchtbares Schicksal ereilt, hatte sie, Katharina, mit den alten Empfindungen im Herzen, sich daran geweidet, war es ihr gelungen, Orion zu zeigen, daß ihre Liebe zu ihm nicht weniger groß und stark und opferwillig gewesen als die der Tochter des Thomas, hatte sie ihn, wie auch immer, und es sollte und mußte geschehen, anzuerkennen gezwungen, daß er sie schmählich verkannt und an ihr gesündigt, dann, dann erst wollte sie Frieden machen mit sich selbst, der Kirche und ihrem Heiland und, mußte es sein, den Schleier nehmen und den Rest ihres jungen Lebens als Büßerin in einem Kloster oder einer einsamen Felsenhöhle vertrauern.

Aber jetzt, nachdem Paula, seine Braut, dies Große für ihn gethan, ungesehen, unbemerkt, unbeachtet, vielleicht vergessen von ihm, ein Ende machen mit ihrer Liebe, sich in sich selbst und aus seinem Gesichtskreis zurückziehen, das ging über menschliches Vermögen! Lieber zu Grunde gehen an Leib und Seele und ewiger Verdammnis, dem Satan und der Hölle verfallen, an die sie glaubte wie an das eigene Dasein.

Und so pflegte sie die Mutter weiter, sah sie, wie sich die roten Flecken über den ganzen Körper der Kranken verbreiteten und das Fieber, das sie schüttelte, an Heftigkeit zunahm von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde,

hörte sie mit Entsetzen und schrecklicher Lust, vor der ihr graute, und an der sie sich doch weidete, von den Vorbereitungen für das Opfer der Nilbraut, ließ sie sich durch den Bischof von Paula, ihrem sterbenden Vater und Orion erzählen, zitterte sie für die kleine Maria, die aus dem Nachbargarten verschwunden, bis sie erfuhr, daß sie das Weite gesucht, um dem Kloster zu entrinnen, vernahm sie tagtäglich, daß Heliodora, die mit ihrem Pflegling in das Gärtnerhaus übergesiedelt, noch von der Seuche verschont sei, flehte sie in dem Gebete, das sie auch jetzt noch weder abends noch morgens gen Himmel zu senden versäumte, den lieben Gott und ihre Heilige an, die junge Frau zu retten, sie selbst nicht zur Muttermörderin zu machen und ihr zu vergeben, daß durch ihren Verrat der ehrwürdige Rufinus, dem sie ja gut gewesen, und mit ihm so viele unschuldige Menschen ums Leben gekommen.

So vergingen für sie gräßliche, martervolle Tage und Nächte, und die Gefangenen, die Katharinas Schuld in den Kerker gebannt, waren glücklicher als sie, trotz des Furchtbaren, das sie bedrohte.

Das Schicksal der Geliebten quälte Orion wie hundert brennende Wunden. Unabwendbar nahte Paulas gräßliches Ende, an das nur zu denken das Gehirn sich sträubte.

Uebermorgen, der Wächter, der Senator Justinus, der Bischof hatten es ihm anvertraut, stand die Hochzeit seiner Verlobten bevor. Uebermorgen wollten sie die Braut mit nichtswürdigen Spötterhänden zu einem verruchten, fluchwürdigen Possenspiel schmücken, bekränzen und sie vermählen, nicht mit ihm, dem Bräutigam, den sie

liebte, sondern mit dem Nilstrom, dem fühllosen, todbringenden Elemente.

Wie ein Wahnsinniger rannte er oft durch die Zelle, zerriß er die Saiten, wenn er beim Lautenspiel Erleichterung suchte; aber dann ertönte aus dem Nebengemach eine nüchterne, wohlmeinende Stimme, die des Rentmeisters Nilus, der ihn mahnte, die Hoffnung nicht sinken zu lassen, Gott zu vertrauen, seine Pflicht und Aufgabe nicht zu vergessen. Und dann sammelte er sich, raffte sich gewaltsam auf und stürzte sich wieder in die Arbeit.

Ob es Tag, ob es Nacht war, galt ihm gleich. Für Oel und Lampen hatte der Senator gesorgt. Wenn die Müdigkeit ihn übermannte, überließ er sich auf dem harten Lager nicht länger, als die Menschennatur dringend bedarf, kurzem Schlummer, aber sobald er ihn abgeschüttelt, versenkte er sich wieder in die Pläne und Listen, führte er die Feder, dachte, zeichnete, rechnete, erwog er, und sobald Zweifel in ihm aufstiegen und er dem eigenen Urteil und Gedächtnis nicht traute, schlug er an die Wand des Nebengemachs, und der kluge, erfahrene Freund war stets bereit, ihm nach bestem Wissen und Ermessen Hilfe zu leisten. Der Senator fuhr für ihn nach Arsinoë, um ihm Notizen über das Seeland aus dem dortigen Archiv zu verschaffen, und so schritt die Arbeit fort, näherte sie sich dem Abschluß, kräftigte und hob sie seinen sinkenden Mut, spendete sie ihm die Freude des Gelingens, ließ sie ihn manchmal auf Stunden vergessen, was wohl geeignet erschien, auch den Mutigsten in Verzweiflung zu stürzen.

So oft der Wärter, der Senator, dessen wackere Gattin Martina, Frau Johanna oder auch die Griechin

Eudoxia, der jene zweimal das Glück gegönnt, sie zu begleiten, ihn besuchten, gab er ihnen eine schriftliche oder mündliche Mitteilung, wie weit die Lösung seiner Aufgabe vorwärts geschritten, für Paula mit, und es gewährte ihr Trost und innige Freude, ihm auf seinem Arbeitspfade zu folgen. Auch manches Zeichen der Liebe, Achtung, Bewunderung richtete die Gefangene auf, wenn ihr starkes Herz zu verzagen drohte.

Ach, sie quälte nicht allein das Grauen vor dem gräßlichen Tode!

Der Vater, den wiederzufinden sie für das höchste Glück ihres Lebens erachtet, siechte unter ihren pflegenden Händen rettungslos dahin. Die arme, verwundete Lunge versagte den Dienst. Nur mit Mühe und Schmerz konnte er noch wenige Tropfen Wein und einige Bissen verschlucken, und sein klarer Geist hatte sich in den letzten Tagen wie verschleiert. Vielleicht zu seinem Glück, sagte sie sich selbst, trösteten sie die Freunde.

Auch er hatte den Ruf: „Heil der Nilbraut!“ „Heraus mit der Nilbraut!“ „Nieder mit der Nilbraut!“ vernommen, aber wenngleich er seine Bedeutung nicht ahnte, beschäftigte er ihn doch in den letzten Tagen fortwährend, und das furchtbare, eigentümlich klingende Wort schien ihm sonderlich zu gefallen; denn zu Paulas Pein murmelte er es gern bald zärtlich, bald nachdenklich vor sich hin.

Oft dachte die Jungfrau daran, ihrem Leben ein Ende zu machen, bevor das Schreckliche geschah, bevor sie sich einem ganzen Volke zur Schau stellen, sich von ihm angaffen ließ und ihm ein ergötzliches, aufregendes, grauen- und mitleiderweckendes Schauspiel bot.

Aber durfte sie es auch?

Durfte sie dem Höchsten vorgreifen, auf den sie hoffte, in dessen Hand sie sich gab in tausend stummen, brünstigen Gebeten?

Nein!

Bis zum letzten Augenblick wollte sie vertrauen und hoffen, und wunderbar, so oft sie an der Grenze des Widerstandsvermögens angelangt war und nun ganz gewiß nicht weiter zu können und unterliegen zu müssen wähnte, trat ihr etwas entgegen, woran sie sich neu aufrichten konnte, das ihr Trost oder Ermutigung brachte; denn dann kam eine Botschaft von Orion, trat Frau Johanna oder Pulcheria bei ihr ein, ließ sie der Bischof um eine Unterredung ersuchen, fand der Vater die Besinnung wieder und sprach schöne, herzerhebende Worte. Oft auch meldete der Wärter das Senatorenpaar an, dessen gesunder, heiterer Sinn immer das Rechte für sie zu treffen verstand. Besonders Frau Martina wußte mit mütterlichem Feingefühl auf alles einzugehen, was sie bewegte, und einmal zeigte sie ihr auch einen Brief Heliodoras, in dem sie der Matrone mitteilte, wie schön sich ihr Herz bei der Pflege ihres lieben Kranken beruhige und wie dankbar sie fühle, daß ihre Mühe und Sorge belohnt werde; denn Narses sei schon ein ganz anderer Mensch geworden, und sie kenne keine höhere Aufgabe, als diesen Unglücklichen wieder mit dem Leben auszusöhnen, ja es ihm lieb zu machen. Sie denke an Orion nur noch wie an ein liebes Lied, das sie einmal in einer freundlichen Stunde vernommen.

So ging auch den Gefangenen die Zeit dahin, bis sie nur noch zwei Nächte von dem Serapistage trennten, an dem die furchtbare Hochzeit gefeiert werden sollte.

Da, es war gegen Abend, ließ sich der Bischof bei Paula melden. Er hielt es für seine Pflicht, ihr mitzuteilen, daß die Vollstreckung des Urteils auf übermorgen angesetzt worden sei. Er werde an Glaube und Hoffnung festhalten bis ans Ende, doch sei seine Macht über die verführten, irregeleiteten Gemüter wie gebrochen. In jedem Falle werde er, wenn sich das Schreckliche vollziehe, an ihrer Seite bleiben, um sie durch die Würde seines Gewandes zu schützen. Er komme schon heute, um ihr Zeit zu gewähren, in jeder Hinsicht ihre Vorbereitungen zu treffen. Für ihren edlen Vater zu sorgen, bis seine letzte Stunde nahe, werde ihm eine Freude und teure Pflicht sein.

Aber so sicher sie auch längst auf das Aeußerste gefaßt war, traf sie diese Nachricht doch wie ein Blitzstrahl. Was ihr bevorstand, erschien so ungeheuerlich und ohne Beispiel, daß es nie und nimmermehr möglich gewesen wäre, ihm gefaßt und gelassen entgegenzusehen.

Eine Zeit lang mußte sie sich, ihrer selbst nicht mächtig, an ihre treue Betta klammern, und nur nach und nach fühlte sie sich im stande, dem Bischof Rede zu stehen und ihm zu danken.

Doch Johannes beklagte sein Unvermögen, sich ihre Erkenntlichkeit voll zu verdienen; denn die Antwort des Patriarchen auf seine Anklage gegen diejenigen, welche das Volk durch eine heidnische Missethat zu retten verhießen, dies Schreiben, worauf er die beste Hoffnung für sie gesetzt hatte, sei anders ausgefallen, als er erwartet. Zwar verdamme der Patriarch das ruchlose Opfer, doch geschehe es in einer Weise, der die Kraft mangle, die Irregeleiteten zu erschrecken und zu entmutigen. Dennoch

wolle er versuchen, welche Wirkung dies Schreiben auf das Volk üben werde, und eine Anzahl von Kopisten habe den Auftrag erhalten, es in dieser Nacht zu vervielfältigen. Morgen würden die Abschriften an den Senat verteilt, auf dem Markt und an die öffentlichen Gebäude angeschlagen und unter die Menge verteilt werden, doch er fürchte, dies alles werde wirkungslos bleiben.

„So hilf mir denn, mich auf den Tod vorbereiten," bat Paula dumpf. „Du bist kein Priester meiner Kirche, Johannes, doch auch sie hat keinen würdigeren Diener. Wenn Du mir im Namen Deines Heilands vergibst, so wird mir auch der meine vergeben. Zwar sehen wir ihn mit verschiedenen Augen an, doch unser Erlöser, er bleibt darum dennoch derselbe."

Da regte sich in dem strengen Jakobiten der Widerspruch, aber er wußte ihn in dieser Stunde zu unterdrücken und erwiderte nur:

„Sprich, meine Tochter, ich höre!"

Und nun eröffnete sie ihm ihr Inneres, als sei er ein Seelenhirt ihres eigenen Glaubens, und die Augen wurden ihm feucht bei dieser Beichte eines reinen, liebeerfüllten, das Beste und Höchste erstrebenden Herzens, und er verhieß ihr die Gnade des Erlösers, und nachdem er „Amen" gesagt und sie gesegnet, blickte er eine Zeit lang zu Boden und rief dann endlich: „Folge mir, Kind!"

„Wohin?" fragte sie erschreckt; denn sie glaubte, ihre letzte Stunde sei jetzt schon gekommen, und er schicke sich an, sie auf den Richtplatz oder in ihr feuchtes, ewig strömendes Grab zu führen; er aber antwortete lächelnd:

„Nein, Kind! Heute möchte ich nur die freundliche

Aufgabe erfüllen, eure Verlobung vor dem Höchsten zu segnen, wenn Du mir gelobst, Deinen Bräutigam dem Glauben seiner Väter nicht zu entfremden; denn was gibt der Mann nicht preis, den die Liebe zum Weibe ergriffen! Du versprichst es? Wohl, so führe ich Dich zu Deinem Orion."

Damit pochte er an die Thür der Zelle, und als der Wärter sie öffnete, flüsterte er ihm einen Befehl zu, und sie folgte ihm stumm und mit glühenden Wangen, und wenige Augenblicke später lag sie an der Brust des Geliebten, und zum ersten=, vielleicht zum letztenmal für das ganze Leben fanden seine Lippen die ihren.

Kurze Zeit ließ der Prälat sie beisammen, und nach=dem er sie beide und ihr Verlöbnis gesegnet, führte er sie wieder in die Zelle zurück; dort aber fand sie kaum Zeit, ihm aus der Fülle des überströmenden Herzens zu danken; denn ein Sicherheitswächter berief ihn in das Haus der Witwe Susanna: ihre letzte Stunde war nah', wenn nicht schon gekommen.

Unverzüglich folgte Johannes dem Boten, Paula aber blickte ihm tief atmend nach. Dann warf sie sich an die Brust der Amme und rief:

„Nun komme, was mag! Nichts kann uns mehr trennen, auch nicht der Tod!"

Neunundvierzigstes Kapitel.

Der Bischof kam zu spät. Er fand nur noch die Leiche der Witwe Susanna, und am Hauptende des Sterbebettes die kleine Katharina totenbleich, stumm, thränenlos, wie vernichtet.

Freundlich versuchte er sie aufzurichten und ihr tröstlich zuzusprechen, sie aber stieß ihn zurück, riß sich von ihm los und eilte, bevor er es verhindern konnte, aus dem Zimmer.

Armes Kind!

Er hatte vor manchem Sterbebette zärtliche Töchter die Mutter beklagen sehen, aber solcher Trauer war er noch nicht begegnet. Hier, dachte er, sind zwei Menschenseelen einander alles gewesen, und daher dieser vernichtende Kummer.

Katharina war auf ihr Zimmer geflohen, hatte sich dort auf den Diwan geworfen und sich so fest in sich selbst zusammengekauert, daß kein Eintretender das unkenntliche, lebende Etwas dort auf dem Polster für ein menschliches Wesen, eine erwachsene, leidenschaftlich fühlende Jungfrau gehalten haben würde.

Es war sehr heiß, und doch durchschüttelte ein kalter Schauer nach dem andern ihre zarte Gestalt.

Ob die Seuche auch sie überfiel?

Nein, es wäre zu gnädig von der Schickung gewesen, sich ihres Leides so zu erbarmen.

Die Mutter tot, von der eigenen Tochter ins Grab gezogen. An ihren Lippen war die Krankheit zum Ausbruch gekommen, und wie oft hatte der Arzt sein Erstaunen geäußert, daß die Seuche in dies gesunde, ganz verschonte Viertel und in ein so peinlich sauber gehaltenes Haus Eingang gefunden. Sie wußte, wem der Würgengel dahin gefolgt war, wer dort ein verbrecherisches Spiel mit ihm getrieben. Das Wort „Muttermörderin" kam ihr in den Sinn, und sie gedachte des Gesetzes ihrer Vorfahren, das gegen die Mörder der eigenen Eltern keine Strafe kannte, weil die Alten solche Unthat für unmöglich hielten.

Dabei trat ein höhnisches Lächeln auf ihre Lippen.

Gesetz! Vorschrift! Gab es denn eine, die sie nicht übertreten? Sie hatte ihren Gott mißachtet, Zauberei getrieben, falsches Zeugnis geredet, getötet, und das einzige Gebot, welches eine Verheißung hat, und das, wenn der Arzt Philippus gut unterrichtet war, ganz, ganz ebenso wie auf den Tafeln des Moses in den Satzungen ihrer Ahnen verzeichnet stand, wie hatte sie es gehalten? Die eigene Mutter war durch sie zu Grunde gegangen!

Bei dieser schrecklichen Selbstschau hörte das Frösteln nicht auf, und wie es ihr unerträglich zu werden begann, wandelte sie auf und nieder und suchte nach Entschuldigungen für ihr verbrecherisches Treiben.

Nicht der Mutter, sondern Heliodora hatte sie den Tod zu bringen gewünscht — warum war das tückische Schicksal . . .

Da ward sie unterbrochen; denn die junge Frau, zu der die Trauerkunde gedrungen, suchte sie auf, um sie zu trösten und ihr ihre Hilfe zu Gebot zu stellen.

Liebreich sprach sie dem Mädchen zu, doch ihre sanfte, wohlklingende Stimme erinnerte Katharina an die Stunde nach dem Tode des Bischofs, und wie Heliodora den Arm ausstreckte, um sie an sich zu ziehen, wich sie zurück und bat sie mit trockener, rauher Stimme, sie nicht zu berühren; denn an ihren Kleidern hafte die Seuche. Sie brauche keinen Trost; sie begehre nur allein zu sein, ganz allein und nichts weiter.

Die letzten Worte hatten hart und unfreundlich geklungen, und als sich die Thür hinter der jungen Frau schloß, blickte Katharina ihr feindselig nach.

Warum war das Verhängnis an dieser vorbeigegangen und hatte diejenige zum Opfer gefordert, deren Verlust sie nie verschmerzen konnte?

Dabei mußte sie lebhaft der Mutter gedenken, und nun eilte sie wieder an das Sterbelager und warf sich davor nieder; aber auch dort ertrug sie es nicht lange, und nun ging sie in den Garten und suchte jedes Plätzchen auf, wo sie mit der Mutter gewesen. Aber es knackte dort so seltsam in den Büschen, und die Bäume und Sträucher warfen so wunderliche Schatten, daß sie das Morgenlicht wie eine Erlösung begrüßte.

Als sie in das Haus zurück wollte, kam ihr ihr Milchbruder Anubis entgegengehinkt.

Armer Schelm!

Auch ihn hatte sie zum Krüppel gemacht, auch seine Mutter war durch sie der Seuche erlegen!

Der Knabe redete sie an und gab ihr seine Teilnahme zu erkennen, und sie ließ es sich gefallen, doch sie sagte so sonderbare Dinge und erteilte ihm so verkehrte Antworten, daß er fürchtete, der Schmerz habe ihr den Geist zerrüttet. Ganz unvermittelt fragte sie ihn auch, wie viel sie nun wohl besitze, und da er es aus dem Rentamt ungefähr wußte und es ihr mitteilen konnte, schlug sie die Hände zusammen; denn wie konnten einem einzelnen Menschen, der kein König war, so große Reichtümer gehören? Endlich erkundigte sie sich, ob er wisse, wie man ein Testament aufsetze, und auch das durfte er bejahen.

Da ließ sie sich's von ihm beschreiben, und er fügte hinzu, daß die Unterschrift durch Zeugen giltig gemacht werden müsse; aber sie sei doch noch zu jung, um an die Aufstellung eines letzten Willens zu denken.

„Warum?" fragte sie. „Ist Paula etwa viel älter als ich?"

„Und übermorgen," fügte der Knabe hinzu, „stürzt man sie doch in den Nil. Die Leute nennen sie alle ‚die Nilbraut'."

Da flog wiederum das häßliche, schadenfrohe Lächeln um ihren Mund, doch sie unterdrückte es schnell und schritt geradenwegs auf das Haus zu.

Vor der Eingangsthür fragte er sie schüchtern, ob er die Herrin noch einmal sehen dürfe, sie aber mußte es ihm wegen der Ansteckung verbieten, doch er entgegnete stolz: „Was Du nicht fürchtest, fürchte ich auch nicht," und folgte ihr an das Sterbebett, wo die Leiche nun

gebadet und schön ausstaffirt dalag, und als er Katharina der Verstorbenen die Hand küssen sah, drückte er, sobald sie fortschaute, seine Lippen auf die gleiche Stelle, welche die ihren berührt hatten. Dann setzte er sich neben dem Lager nieder und blieb dort, bis sie ihn fortschickte.

Vor Mittag erschien der Bischof wieder und segnete die Entschlafene ein. Er fand sie rings von herrlichen Blumen umgeben. Katharina war wieder im Garten gewesen, hatte die schönsten und seltensten geschnitten und dabei dem Gärtner zwar gestattet, sie ihr in einem Korbe nachzutragen, doch ihm untersagt, ihr beim Pflücken zu helfen.

Das Gefühl, wenigstens etwas für die Mutter zu thun, war ihr tröstlich gewesen, doch bei Tage kam ihr ihre Umgebung noch unerträglicher vor als bei Nacht. Alles erschien ihr so groß, so roh, so aufdringlich, so bedrohlich und erinnerte sie an ein Unrecht oder eine That, deren sie sich schämte. Jeder volle Blick, meinte sie, müsse sie durchschauen, und bisweilen war es ihr, als wankten die Säulen des großen Festsaals, in dem die Leiche jetzt stand, und als schicke die Decke sich an, zusammenzubrechen und auf sie einzustürzen.

Wie abwesend, oft völlig verkehrt beantwortete sie die Fragen des Bischofs, und dieser meinte, sie stehe ganz im Bann ihres großen Schmerzes, und um ihren Gedanken eine neue Richtung zu geben, erzählte er ihr von Paula, und weil er glaubte, daß Katharina sie liebe, vertraute er ihr an, daß er sie gestern mit Orion zusammengeführt und ihre Verlobung mit ihm eingesegnet habe.

Da verzerrten sich ihre Züge in einer Weise, die

den Bischof erschreckte, und während des grausamen Kampfes, der in ihrer Seele tobte, hob und senkte sich ihr Busen schnell und krampfhaft, konnte sie nichts hervorbringen als die Frage: „Aber man opfert sie dennoch?“

Da meinte der Bischof, sie zu begreifen.

Gewiß stand sie unter dem Eindruck des Entsetzens über das jähe, grausame Ende, welches diesem jungen Brautstande drohte, und so versetzte er klagend: „Ich werde die Ruchlosen nicht zurückhalten können, und doch soll auch das letzte Mittel nicht unversucht bleiben. Das Schreiben des Bischofs, welches diese wahnsinnige Schandthat mißbilligt, wird heute verteilt, und auf der Kurie will ich es selbst vorlesen, deuten, es auszunützen und ihm einen schärferen Klang zu geben versuchen. Wünschest Du es zu lesen?“

Da sie dies lebhaft bejahte, winkte der Prälat dem Akoluthen, der ihm mit dem heiligen Gerät gefolgt war, und dieser zog aus einem Päckchen ein Blatt, das er ihr reichte.

Sobald sie allein war, überlas sie den Brief des Patriarchen erst flüchtig, ohne seinen Inhalt aufzufassen, dann mit größerer Sammlung und endlich aufmerksam, mit wachsender Teilnahme, aufgeregt zu eigenen Gedanken und zuletzt mit blitzenden Augen, fliegendem Atem und als habe diese Schrift Bezug auf sie selbst und entscheide das Geschick ihres Lebens.

Als die Leichenträger erschienen, saß sie noch da und schaute wie gebannt auf den Papyrus, nun aber sprang sie auf, schüttelte sich und nahm Abschied von der starren, kühlen Hülle der Mutter, an deren warmem Herzen sie so oft geruht und der sie das Liebste im

Leben gewesen, doch auch dabei blieb ihr die Wohlthat der Thränen versagt.

Von den tiefen Gewissensbissen, die sie gepeinigt, empfand sie jetzt nichts mehr; denn es war ihr, als sei der Verkehr zwischen ihr und der Verstorbenen mit dem Tode nicht zum Abschluß gelangt, als stehe ihr nach kurzer Trennung ein Wiedersehen bevor, vielleicht bald, vielleicht schon morgen, und mit ihm eine Aussprache, eine Herzenserschließung, eine Darlegung alles Geschehenen, so offen, so rückhaltlos, wie es nimmer möglich war zwischen sterblichen Menschen, selbst nicht zwischen Tochter und Mutter; und wenn die taube, blinde, gefühllose Entschlafene mit helleren als menschlichen Augen und Ohren und Fühlfäden des Geistes dort oben noch einmal alles und jedes sah, hörte, prüfte, erwog, was ihr begegnet und angethan worden, was sie gefühlt und außer sich gebracht hatte, dann, sagte sie sich, dann werde sie sie vielleicht härter tadeln und strafen als jemals auf Erden, sie aber auch kräftiger ans Herz ziehen und inniger zu trösten suchen.

Wie einer Lebenden raunte sie ihr leise ins Ohr: „Warte nur, warte; ich komme bald und sage Dir alles!“

Dann küßte sie sie so unbesorgt und herzlich, daß die Nonnen sie entsetzt von der Leiche zurückrissen und den Totenbestattern befahlen, den Sarg zu schließen.

Diese gehorchten, und wie der hölzerne Deckel sich über die Entschlafene breitete, sich klappend in den Kasten unter ihm einfalzte und Katharina den Anblick der Entschlafenen entzog, da brach der Damm, der bis dahin ihre Thränen zurückgehalten, und sie begann bitterlich zu

weinen, und nun erst bemächtigte sich ihrer voll und ganz die Empfindung, daß sie die Mutter verloren, daß sie eine verlassene Waise sei und allein dastehe, ganz allein in der weiten Welt.

Sie sah und hörte nicht, was weiter mit dem geliebten Leichnam geschah; denn wie sie die Hände wieder von dem in Thränen schwimmenden Antlitz entfernte, barg das Haus der reichen Witwe Susanna seine Gebieterin nicht mehr, hatte man ihre Hülle in das nächste Pesthaus getragen. — Das Gesetz verbot, die Leiche länger im Hause zu behalten, und ordnete an, sie erst bei Nacht zu bestatten. Das eigene Kind durfte der Mutter nicht auf den Friedhof folgen.

Gesenkten Hauptes begab sich Katharina auf ihr Zimmer zurück und schaute von dort in den Garten. Das alles gehörte ihr nun, darüber und über wie viel anderes hatte sie zu schalten und zu walten, frei und ungehemmt wie bisher über ihren Vogel, ihr Hündchen und den Schmuck dort auf dem Putztisch. Hunderte konnte sie beglücken mit einem Worte, einer Bewegung der Hand, nur sich selbst nicht. So voll erwachsen, so selbständig, so frauenhaft, ja so mächtig und doch zugleich so namenlos elend und ohnmächtig wie in dieser Stunde hatte sie sich noch nie gefühlt.

Was sollte ihr all der Tand?

Er reichte nicht aus, auch nur einen Seufzer der Sehnsucht zu stillen!

Mit einem Versprechen hatte sie Abschied von der Mutter genommen, das heiße Verlangen, das ihre Seele erfüllte, hörte nicht auf, sich zu regen, und nun war ihr durch den Brief des Patriarchen ein Wink zugekommen,

wie sie dahin gelangen könne, jenes zu halten und dies zu stillen.

Ungesäumt nahm sie das Schreiben wieder zur Hand und las es noch einmal.

Es hob damit an, das Vorhaben der irregeleiteten Memphiten streng zu verdammen. Dann legte es dar, daß der blutige, welterlösende Tod Jesu Christi, daß sein göttliches Blut dem Himmel das Verlangen nach menschlichen Opfern abgekauft habe. Auf dem weiten Gebiete, welches das Kreuz segnend beschatte, gelte darum das Menschenopfer für ein unnützes, fluchwürdiges Gräuel. Darauf legte es dar, wie die Heiden ihre Götter nach dem Vorbild schwacher, sündiger Sinnenmenschen gebildet und dem gemäß die Opfer für sie gestaltet. „Doch unser Gott," fuhr es fort, „über dem Menschlichen steht er so hoch erhaben, wie der Geist über dem Fleische, und was er an Opfern verlangt, begehrt er nicht vom Fleische, sondern vom Geiste. Muß er sich nicht trauernd und zornig abwenden von den verblendeten Christen in Memphis, die in allen Stücken empfinden und zu handeln gedenken wie thörichte, grausame Heiden? Nur eine Andersgläubige, eine Fremde wollen sie opfern, und wähnen, dies mildere das Gräuel vor den Augen des Herrn; aber es gereicht ihm dennoch zum Abscheu; denn kein Menschenblut darf die geweihten, reinen Altäre unseres milden Glaubens besudeln, der Leben bringen will, nicht den Tod.

„Sollte — so frage Deine verblendeten, irregeleiteten Schafe, mein Bruder — sollte der Vater der Liebe Freude empfinden über den Anblick eines Kindes, wenn auch eines verirrten, das man zu seiner, des Höchsten Ehre,

während es sich sträubt und seinen Bewältigern flucht, in den Wogen erstickt?

„Ja, fände sich eine reine, von dem beseligenden Rausch der Gottesliebe ergriffene Jungfrau, die freiwillig, nach dem Vorbilde dessen, der durch seinen Tod die Menschheit erlöste, sich in die Wogen stürzte und begeistert mit brechender Stimme gen Himmel riefe: ‚Nimm mich und meine Unschuld als Opfer an, Herr, und erlöse mein Volk aus seiner Not!‘, ja, das wäre ein Opfer, und vielleicht sagte der Herr: ‚Ich nehme es an; doch schon der Wille genügt mir. Keins meiner Kinder werfe das Leben von sich, das ich ihm als heiligste und theuerste Gabe verliehen.‘“

Fromme Ermahnungen an die Gemeinde bildeten den Schluß dieses Schreibens.

Eine Jungfrau, welche sich den Wogen freiwillig preisgibt, um ihr Volk aus der Not zu erretten, die, sagte der Mann Gottes, aus dessen Munde der Höchste selbst sprach, die sei ein Opfer, das dem Himmel gefalle.

Und dieser Ausspruch, dieser Wink war wie ein Rocken, von dem aus Katharina im Geist den Gedankenfaden länger und länger zog, um ihn auf den Webestuhl zu spannen und einen verwendbaren Stoff daraus zu gestalten.

Sie wollte die Jungfrau sein, auf die der Patriarch hingewiesen, die rechte, wahre Nilbraut, die das junge Leben begeistert hinwarf, um ihr Volk von der Not zu erretten.

Darin lag eine Sühne, die der Himmel annehmen konnte, das befreite sie von der Last des Daseins, die sie bedrückte, das führte sie zur Mutter zurück, damit

zeigte sie dem Geliebten, dem Bischof, der Welt die ganze Größe ihres Opfermutes, der in nichts zurückstand hinter dem „der Andern", der hochgepriesenen Tochter des Thomas. Vor ihren Augen, im Angesicht allen Volkes wollte sie die große That vollbringen. Doch Orion mußte erfahren, mit welchem Bilde im Herzen und wem zu liebe sie den Sprung aus dem blühenden Dasein in das feuchte Wogengrab that.

O, wie wundervoll, wie herrlich! Legte sie ihm dadurch nicht die unabweisbare Nötigung auf, sich ihrer zu erinnern, so oft er auch immer an Paula dachte? Ja, so zwang sie ihn, ihr eigenes Bild unzertrennlich von dem „der Andern" in seiner Seele wohnen zu lassen, und mußte durch ihre That ohnegleichen ihre Gestalt nicht so hoch aufwachsen, daß sie in der Vorstellung aller Menschen und auch in der seinen der der Damascenerin an Größe gleichkam?

Von nun an sehnte sie die große Stunde herbei. Ihr eitles Herzchen lachte im Vorgenusse der Freude, von jedermann gesehen, gepriesen, bewundert zu werden. Morgen sollte sie, die Kleine, alle Welt überragen, und je empfindlicher die Glut dieses brennenden Tages sie drückte, desto wohliger wollte es ihr, der das Baden eine Lust war, erscheinen, in dem kühlen Elemente Ruhe vor der Marter des Lebens zu finden.

Diese That ins Werk zu setzen, erschien ihr nicht schwer; sie war jetzt die Herrin, und Sklaven und Beamte mußten ausführen, was sie befahl.

Bei alledem dachte sie auch daran, ihren großen Besitz vor dem Heimfall an Verwandte, denen sie wenig hold war, zu schützen, und so setzte sie mit sicherer Hand

ein Testament auf, worin sie ihrem Oheim Chrysippus einen Teil ihres Vermögens zusprach, einen kleineren ihrem Milchbruder Anubis und der Witwe des Rufinus, an der sie ein schweres Unrecht gut zu machen habe. — Die größere Hälfte des auf viele Millionen geschätzten Besitzes, vermachte sie ihrem geliebten Freunde Orion, dem sie alles vergebe und dem sie gezeigt zu haben hoffe, daß in dem kleinen „Bachstelzchen" doch Raum gewesen sei für etwas Großes. Auch ihr Haus bat sie ihn anzunehmen, weil ihm nicht ohne ihre Schuld das seiner Väter verloren gegangen.

Die Bedingung, welche sie an diese Hinterlassenschaft knüpfte, bewies, mit wie regem, wachem Geist sie durchs Leben gegangen.

Sie wußte, daß der Groll des Patriarchen dem jungen Manne verhängnisvoll werden konnte, und um hier zu vermitteln und sich zu gleicher Zeit die Fürsprache der Kirche zu sichern, nach der sie verlangte, schrieb sie Orion vor, den größten Teil des von ihr Ererbten dem Patriarchen für die Kirche und wohlthätige Zwecke zu überweisen; doch nicht auf einmal, sondern in zehn Jahren, und in Raten, deren Höhe Orion nach freiem Ermessen festzusetzen habe. Falls auch der Sohn des Mukaukas in den nächsten drei Jahren dem Tode verfiele, sollten seine Rechte als Erbe auf ihren Oheim Chrysippus übergehen. An die Kirche, der ihr ganzes Herz gehöre, richte sie die Bitte, alljährlich in allen Gotteshäusern des Landes für sie und die Mutter an ihren Namenstagen beten zu lassen. Wenn der Patriarch sie würdig befand solcher Ehre, sollte die Andachtsstätte, welche sie bei dem Schauplatz ihres Hinganges zu errichten vorschrieb, die Susannen- und Katharinenkapelle genannt werden.

Sämtliche Sklaven gab sie frei, die Beamten des Hauses bedachte sie reichlich.

Während sie diesen letzten Willen unter ernstem, stundenlangem Nachdenken aufstellte, lächelte sie oft zufrieden vor sich hin. Dann schrieb sie ihn selbst sorgfältig ins Reine und ließ endlich den Arzt und alle freien Beamten des Hauses ihre Unterschrift als Zeugen beglaubigen.

Wenn man auch dem Bachstelzchen solche Vorsicht nicht zugetraut hätte, wunderte sich doch niemand, die junge, in dem verpesteten Hause eingeschlossene Erbin über ihren Besitz verfügen zu sehen, und der Arzt führte sogar, bevor es Nacht ward, das Stadthaupt Alexander, einen alten Freund ihres Vaters, der nach dem Tode des Mukaukas ihr Vormund geworden, auf ihren Wunsch an das Gartenthor, und dieser unterredete sich durch dasselbe mit Katharina, willigte ein, ihr als Kyrios zu dienen, und bestätigte als solcher das Testament und die Unterschriften, obgleich sie ihm das Dokument zu lesen versagte.

Endlich begab sie sich selbst in das Sklavenhaus, aus dem man wieder einige Erkrankte in die Nekropole getragen, und befahl den Schiffsleuten, auf morgen früh das große Festboot in stand zu setzen, da sie vom Flusse aus dem Opfer zuzuschauen gedenke. Den Gärtnern schrieb sie vor, wie sie das Fahrzeug zu schmücken und welche Blumen sie für ihren eigenen Bedarf zu schneiden hätten.

Weit weniger erregt als gestern begab sie sich darauf zur Ruhe, und bevor sie noch das Nachtgebet beendet, übermannte die schwer Ermüdete der Schlummer.

Als sie nach Sonnenaufgang erwachte, fand sie das große, prachtvolle Fahrzeug, welches ihr Vater mit

vielem Aufwand in Alexandria hatte herstellen lassen, vollständig bemannt und zum Aufbruch bereit. Ungehindert bestieg sie es mit Anubis und einigen dienenden Frauen; denn sämtliche Wächter, welche das Haus noch gestern abgesperrt hatten, waren zu dem großen Opfer- und Vermählungsfeste herangezogen worden, bei dem es leicht unruhig hergehen konnte.

Fünfzigstes Kapitel.

Schon in der Nacht hatten sich auf dem Uferbau unweit der Herberge des Nesptah zahlreiche Zuschauer versammelt. Mit jeder Minute vermehrte sich ihre Menge, und trotz der großen Hitze dieses Morgens duldete es doch keinen Memphiten zu Hause.

Mann, Weib und Kind strömten dem Festplatz entgegen, und auch aus den benachbarten Städten, Flecken und Dörfern kamen Tausende herbei, um dem unerhörten Opfer beizuwohnen, das der Not des Landes ein Ende machen sollte. Wer hatte je von solcher Vermählungsfeier gehört? Ihr beiwohnen zu dürfen, welcher Vorzug, welches Glück!

Der Senat war nicht müßig gewesen und hatte das Seine gethan, sie mit allem Glanz zu umgeben und möglichst vielen den Mitgenuß des Gepränges zu ermöglichen, das mit offener Hand und bereitwilliger Hingabe an die Sache ins Werk gesetzt worden war.

Rings um den Hafen des Nesptah hatte man in weitem Halbrund hölzerne Gerüste erbaut, auf denen Tausende Sitz- und Stehplätze fanden.

Für die Buleuten und ihre Familien sowie für die Spitzen der arabischen Behörden waren in der Mitte der Tribünen besondere mit Teppichen behängte Logen eingerichtet worden, und in ihnen standen für den Wekil Obada, den Kadhi, das Stadthaupt, den alten Horus Apollon und auch für die Geistlichkeit, obgleich man wohl wußte, daß sie dem Feste fern bleiben werde, hohe Lehnstühle bereit.

Das gemeine Volk, dem es an Mitteln gebrach, sich Zugang zu diesen Estraden zu erkaufen, hatte sich am Ufer mit Weib und Kind gelagert, und mancherlei Händler waren gekommen und boten überall, wo die Menge am dichtesten war, auf zweiräderigen Karren oder kleinen Teppichen, die sie vor sich ausgebreitet, Erfrischungen und Nahrungsmittel feil.

Auch bei den Tribünen kam das Geschrei der Wasserträger nicht zum Schweigen, die filtrirtes Naß aus dem Nil und Fruchtsaft ausboten.

In den dürren Kronen der Palmen des Nesptah hockte, wie sonst wohl Turteltaube, Wiedehopf und Sperling, die Straßenjugend der Stadt und vertrieb sich die Zeit, indem sie die zusammengeschrumpften kranken Datteln von den mächtigen Traubenbüscheln pflückte und sie den Neugierigen zu ihren Füßen auf die Köpfe warf, bis die Wachen den Pfeil an die Sehne legten und es verboten.

Den Hauptanziehungspunkt für aller Augen bildete die weit in den flachen Strom hineingebaute brückenartige hölzerne Estrade, von der aus die Nilbraut dem harrenden Verlobten in die feuchten Arme geschleudert werden sollte. An ihr hatten die Festordner ihre Kunst glänzend

bewährt; denn sie war mit Teppichen und Tüchern, Palmenwedeln und Fahnen, mit schweren Guirlanden von Tamarisken- und Weidenlaub, aus denen eine Fülle von Lotosblumen, Malven, Lilien und Rosen, hell und glänzend hervorschimmerten, mit Kränzen, den Emblemen des Gaues, und anderem vergoldetem Zierat aufs reichste geschmückt. Nur ihr äußerstes Ende war völlig unberührt geblieben, und man hatte dies sogar ganz ohne Geländer gelassen, um den der „Vermählung" zugewandten Blicken auch nicht das Kleinste zu entziehen.

In der dritten Stunde vor Mittag fehlten nur diejenigen, denen die Plätze gesichert waren, doch bald führte die Neugier auch sie herbei.

Die Sicherheitsbeamten hatten alle Hände voll zu thun, um zu verhüten, daß die vorderste Zuschauerreihe nicht von den Hinterleuten in den Strom gedrängt werde; dennoch war dies nicht überall zu verhüten; dank dem flachen Ufer kam indessen niemand dabei zu Schaden. Um so lauter war das Geschrei der Gefährdeten. Es übertönte die Musik der auf den Hauptgerüsten aufgestellten Banden, und die Beifallsrufe, welche sich vernehmen ließen, sobald der alte Horus Apollon, der auf seinem weißen Esel, frisch und heiter wie ein Jüngling, bald hier, bald dort war, oder einer der höheren Beamten der Stadt sich zeigte.

An einigen Stellen erhob sich sogar lautes Jammergeschrei, stoben zusammengedrängte Gruppen heulend auseinander. Hier hatte der Sonnenstich einen Bürger getroffen, dort die Seuche einen Neugierigen ergriffen. Die Fliehenden rissen dann andere mit fort; Mütter suchten ihre Kleinen kreischend vor dem Erdrücktwerden und der

Ansteckung zu retten; der Wagen eines Händlers ward umgestürzt, die Eier und Kuchen eines andern wurden zertreten; ein ganzer Menschenknäuel stürzte in einen tiefen, halb ausgetrockneten Kanal; die Sicherheitswächter schwangen die Stöcke und suchten, schreiend und Geschrei erweckend, Ordnung zu schaffen, aber das alles berührte die große Zuschauermasse nur flüchtig, und plötzlich kam sie überall zur Ruhe, der Wirrwarr löste sich, das Geschrei verstummte. Mochte nun hinsinken, von Krankheit ergriffen, zerdrückt werden, sterben, was wollte! Tubarufe und Gesang hatten sich von der Stadt her hören lassen: die Prozession, der Brautzug, nahte! Lieber zu Grunde gehen als sich nur eine Scene dieses Schauspiels der Schauspiele entgehen lassen!

Narren, diese Araber!

Von ihren höchsten Beamten waren außer dem schwarzen Wekil nur drei, die niemand kannte, erschienen. Selbst den Kadhi suchte man vergebens; er hatte gewiß den muslimischen Weibern das Zuschauen verboten; denn keine verschleierte Haremsschöne war heute zu sehen.

Von den Aegypterinnen hätte auch nicht die letzte gefehlt, wenn die Seuche nicht viele ins Haus geschlossen. Dergleichen erlebte man nicht wieder; was hier vor sich gehen sollte, davon konnte man noch späten Enkeln erzählen!

Und der Gesang und die Musik kamen näher und näher, und wahrlich, das klang nicht, als gebe man einem Menschenkind das Geleite in ein gräßliches Grab!

Fanfare folgte der Fanfare und durchschmetterte, zum festlichen Jubel auffordernd, die Luft; heitere Hochzeitsgesänge hallten, näher und näher kommend, den

Horchenden entgegen; die hohen Chöre der Knaben und Mädchen übertönten den tieferen, kräftigen Gesang der Jünglinge, Männer und Greise; Flöten pfiffen hoch auf und forderten zu festlichem Frohsinn; Trommelgebrumm murmelte wie Meeresgebraus in gemessenem Marschtakt heran, und dazwischen schallte Cymbelton und das Schellengeläut vom kreisrunden Rande der Tambourine, die Jungfrauenhände in festlichem Rausche über dem Lockenschmuck schwangen, schüttelten und schlugen; Lautenschläger lockten aus den Saiten liebliche Klänge, und wie dieser gewaltige Strom von mannigfaltigen Tönen ganz nahe herangewogt war, ließ sich schon von fern neuer Gesang und neue Musik vernehmen.

Unabsehbar erschien dem Ohre der Aufzug, und was das Gehör wahrgenommen, das bestätigte bald auch das Auge.

Alles lauschte, horchte, schaute, spähte der Nilbraut und ihrem Gefolge entgegen. Jeder Blick schien gezwungen, dem gleichen Weg zu folgen, und nun erschienen, allen voran, die Fanfarenbläser auf feurigen Rossen und reihten sich an beiden Seiten der zu dem Schauplatz der Hochzeit führenden Straße am Ufer auf. Vor sie hin stellte sich links der Chor der Frauen, rechts der der Männer, die hinter jenen hergezogen waren, beide in leichten meergrünen Gewändern, und mit Lotosblumen überreich geschmückt. Den Frauen wallte das gelöste Haar, in das sich weiße Blütenglocken mischten, über die Schultern; die Männer trugen Papyrus und Schilf in den Händen, Flußgöttern, die den Wogen entstiegen, sollten sie gleichen.

Dann erschienen Jünglinge und bärtige Gestalten

in weißen Gewändern mit Pantherfellen über den Schultern, wie sie die heidnischen Priester getragen. Zwei Greise mit weißen, wallenden Bärten führten den Zug, der eine mit einer silbernen, der andere mit einer goldenen Schale in der Rechten, bereit, sie als erstes Opfer nach der Sitte der Väter, wie es Horus Apollon erklärt und angeordnet, in die Wellen zu schleudern. Sie schritten auf dem Holzbau vorwärts bis an sein Ende und stellten sich zur Seite der Plattform auf, von der aus die Nilbraut dem Strom vermählt werden sollte. Ihnen folgte eine große Schaar von Flötenbläsern und Trommlern und ihnen wiederum fünfzig Mädchen, die Tambourine schwangen, und ebensoviele Männer, alle gekleidet und ausgestattet wie das Gefolge des Dionysos, des in der Römerzeit gefeierten Osiris Bacchus, und unter ihnen auf grauen und wunderlich gelb gefärbten Eseln auch der trunkene Silen, bockfüßige Satyrn und Pane mit der vielröhrigen Hirtenflöte am Munde.

Und nun wurden Giraffen, Elefanten, Strauße, Antilopen, Gazellen, ja, einige gezähmte Löwen und Panther an dem schaulustigen Volke vorübergeführt; denn das Gleiche war geschehen bei dem berühmten Festzug zu Ehren des zweiten Ptolemäers, den Kallixenus von Rhodus beschrieben.

Dann erschienen auf einem großen, von zwölf Rappen gezogenen Wagen die symbolischen Gestalten der gefesselten, zu Boden geworfenen Not und Seuche, mit allerlei schreienden, geschwärzten, an Pfähle gebundenen Kindern mit spitzigen Flügeln am Rücken und Hörnern an der Stirn, die das Höllengesindel schauerlich und putzig zugleich darzustellen suchten.

Auf einem andern Wagen gab es die Göttin des Ueberflusses zu sehen. Sie war rings von Garben, Früchten und Traubengewinden umgeben und wurde von Knaben und Mädchen mit Obst und Aehren, mit Granatäpfeln und Dattelbüscheln, Weinkrügen und Pokalen in den Händen umringt.

Darauf zeigte sich in einer von acht schneeweißen Schimmeln gezogenen Muschel, als ruhe sie im Bade, die Göttin der Gesundheit mit einer goldenen Schale in der einen und einem Schlangenstab in der andern Hand, und darauf der künftige Gemahl der Nilbraut, der Stromgott, nach der berühmten Statue, welche die Römer aus Alexandria entführt: die herrliche, kraftvolle, bärtige Gestalt eines Mannes, dessen Oberleib auf einer gewaltigen Urne ruhte. Sechzehn nackte Kindergenien, die sechzehn Ellen, welche der Strom ersteigen muß, wenn sein Wachstum dem Lande Segen bringen soll, umspielten seinen herkulischen Körper, und ein voller Hochzeitskranz von Lotosblumen ruhte auf seinen wallenden Locken.

Krokodile, Aehrenbüschel, Datteln, Trauben und Muscheln zierten dies mit Jubel begrüßte Fuhrwerk, das Greise in heidnischer Priestertracht umgaben.

Ihm folgten wiederum Musikbanden und Chöre, und ihnen eine Schar von Jünglingen und Jungfrauen, denen singende Lautenschläger voranzogen. Auch sie waren als männliche und weibliche Genien des Stromes gekleidet und stellten die Gespielen der Braut und die Genossen des Bräutigams dar: das Hochzeitsgeleit der Verlobten.

Je weiter der Zug sich entfaltete, je näher das lang

ersehnte Opfer kam, desto gespannter lauschte und spähte die Menge.

Nachdem die Jünglinge und Mädchen vorübergezogen waren, ward es fast still auf den Tribünen und unter dem Volk. Niemand spürte den glühenden Brand der Sonne, keiner achtete der Dürre seiner trockenen Zunge, aller Augen folgten derselben Richtung, nur der schwarze Wekil, dessen Riesengestalt hoch aufgerichtet auf seinem Platze stand, wandte sich bisweilen mit lauerndem, gespanntem Blick der Stadt zu. Er erwartete Rauch von der Gegend des Gefängnisviertels aufsteigen zu sehen, und plötzlich öffneten sich seine Lippen, und höhnisch lachend zeigte er die blitzenden, schneeweißen Zähne. Das, worauf er harrte, war erschienen, und das graue Wölkchen, das er erspäht, ward schon schwärzer, und nun zeigte sich in seiner Mitte rote Glut, die ihren Ursprung nicht der Sonne verdankte. Doch unter den Tausenden war er der einzige, welcher rückwärts schaute und es bemerkte.

Nun betrat das Hochzeitsgefolge den Holzbau im Strome, jetzt ein neuer Chor von Jünglingen mit Pantherfellen auf den Schultern, und nun — endlich, endlich — schwankte ein Wagen heran, den acht kohlschwarze, mit grünen Straußenfedern und Wasserpflanzen geschmückte Stiere zogen.

Ein hoher Baldachin, an dessen Stützen sich vier Männer in der Tracht heidnischer Opferpriester lehnten, beschattete den Wagen, und unter dem mit Lotos und Schilfgewinden reich geschmückten Schutzdache ruhte, rings umgeben von grünem Papyrus, Riedgras, hohem Rohr und blühenden Wasserpflanzen, die Königin des Festes — die Nilbraut.

In einem weißen Gewande und tief verschleiert saß sie regungslos da. Das lange, volle braune Haar wallte ihr gelöst über die Schultern, und vor ihr lag ein Kranz und eine Anzahl von seltenen rosenroten Lotosblumen am Boden.

Neben ihr hatte bis dahin der Bischof gesessen, der erste christliche Geistliche, welcher in dem von Klerikern und Mönchen wimmelnden Memphis auf diesem Schauplatz heidnischen Unfugs erschien.

Jetzt stand er aufrecht und schaute mit finster gefalteter Stirn und drohendem Blick in die Menge. Was hatten die Bußpredigten in allen Kirchen, was seine und des gesamten Klerus Mahnungen und Drohungen gefrommt? Jedem Widerstande zum Trotz war er mit der Verurteilten auf den Wagen gestiegen, nachdem er ihre Seele nochmals getröstet. Es konnte ihm das Leben kosten, doch er hielt sein Versprechen.

Orions letzten Gruß, eine Rose, die ihm Frau Martina gebracht, und eine andere, die ihr Pulcheria heut in aller Frühe gereicht, hielt Paula in der Hand.

Gestern in einer lichten Stunde hatte ihr der sterbende Vater aus vollem Herzen seinen Segen erteilt, ohne zu ahnen, was ihr bevorstand; heute war er noch nicht zu sich gekommen und hatte den Abschiedskuß, den sie ihm gab, weder gefühlt noch erwidert. Besinnungslos war er aus dem Gefängnis ins Freie und von dort in das Haus des Rufinus getragen worden. Frau Johanna hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn bei sich aufzunehmen, um ihn bis ans Ende zu pflegen.

Orions letzter schriftlicher Gruß war Paula kurz vor der Abfahrt übergeben worden und hatte die Nachricht

enthalten, seine Arbeit sei nun zum Abschluß gediehen. Es war ihm mitgeteilt worden, nicht heute, sondern morgen werde das Unerhörte geschehen, und es gereichte ihr zum Trost, daß ihm die Marter erspart blieb, ihr im Geist auf ihrem furchtbaren Gange zu folgen.

Die Weiber, welche gekommen waren, um ihr den Brautstaat anzulegen, hatte sie gewähren lassen, und unter ihnen war die Kerkermeistersfrau Emau gewesen, deren thränenreiches Mitleid ihr wohlthat. Aber schon im Gefängnishof war es ihr unerträglich erschienen, sich der gaffenden Menge in dem bräutlichen Blumenschmucke zu zeigen, und sie hattte ihn auf dem Wagen von sich gerissen und zu Boden geschleudert.

Lang, unendlich lang war ihr der Weg bis an den Strom geworden, aber sie hatte keinen Blick auf die Neugierigen an der Straße geheftet, hatte nicht abgelassen, ihr Herz im Gebet zu erheben, und wenn ihr stolzes Blut aufgewallt und die Verzweiflung übermächtig in ihr geworden war, hatte sie die Hand des Bischofs ergriffen, und der war nicht müde geworden, ihr zuzusprechen und sie zu beschwören, Liebe und Glaube zu bewahren und auch die Hoffnung nicht sinken zu lassen.

Und so waren sie bis an den Bau angelangt, an dessen Ende das Leben in einer andern Welt für sie begann.

Lauter, jubelnder, erwartungsvoller hatte das Geschrei der Menge noch nicht geklungen; Musik und Gesang mischten sich in das Gebrüll der Tausende, und wie betäubt ließ sie sich vom Wagen heben, folgte sie den Jünglingen und Jungfrauen, die ihr Hochzeitsgeleit darstellen sollten und in wechselnden Chören vor ihr her den schönsten Hymenäus der Lesbierin Sappho sangen.

Jetzt versuchte der Bischof, die Menge anzureden, doch er wurde schnell zum Schweigen gebracht.

Da vereinte er sich wieder mit ihr, und an seiner Hand betrat sie die Brücke.

Was an Kraft, an Stolz und Heldenmut in ihr war, nahm sie zusammen, um aufrecht, ohne zu wanken, den letzten Gang zu gehen, und schon hatte sie in hoheitsvoller Haltung, so majestätisch, als schreite sie dahin, um Gehorsam von dieser Menge zu fordern, die Mitte des Holzbaues erreicht, als hinter ihr auf den hohlen Planken Hufschlag erdröhnte.

Der alte Horus Apollon hatte sie auf seinem weißen Esel überholt und verlegte ihr den Weg.

Außer Atem, in Schweiß gebadet, höhnisch und triumphirend gebot er ihr, das Antlitz zu entschleiern, und dem Bischof, sie los und an seine Stelle den Darsteller des Vaters Nil treten zu lassen, einen riesigen Hufschmied, der ihm in seiner Vermummung verlegen, aber doch willens, seine Rolle gut zu Ende zu führen, nachfolgte.

Doch der Priester und Paula versagten ihm den Gehorsam.

Da riß ihr der Alte den Schleier vom Antlitz, winkte dem „Nilgott“, und dieser trat in sein Recht und führte sie, nachdem er sich ehrerbietig vor Plotinus verneigt, der ihn gewähren lassen mußte, bis an das äußerste Ende der Brücke. Hier warfen die beiden Greise, die dem Gefolge des Osiris Bacchus vorangegangen waren, die goldenen Schalen als Opfer in den Fluß, und dann begann ein als heidnischer Priester gekleideter Sachwalter in wohlgesetzter Rede die Bedeutung dieser Trauung und

dieses Opfers darzulegen. Dabei ergriff er Paulas Hand, um sie in die des Hufschmiedes zu legen, und dieser schickte sich an, sie in die Arme des Flusses zu stoßen, für dessen Vertreter er galt.

Doch ein Hindernis stellte sich seinem Vorhaben entgegen. Ein großes Festboot war dicht an den Holzbau herangefahren, und jetzt rief und schrie es von den Tribünen und aus der Menge, welche bis dahin in atemloser Spannung das tiefste Schweigen bewahrt:

„Das Festboot der Susanna!“

„Seht auf den Nil, auf den Fluß!“

„Das Bachstelzchen, die Tochter des reichen Philammon!“

„Ein lieblicher Anblick!“

„Eine zweite, eine andere Nilbraut!“

Und nun wandten sich die Blicke der Tausende wie aus einem Auge von Paula auf Katharina.

Das schöne Festboot der Susanna war schon seit einer Stunde vor der Estrade hin und her gefahren, und die Wächter hatten ihm häufig befohlen, sich entfernter von dem Schauplatz der Vermählung zu halten, aber ohne Erfolg und unvermögend von ihren kleinen Nachen aus Gewalt anzuwenden gegen das große, von fünfzig Matrosen geruderte Schiff.

Jetzt war es der Brücke ganz nahe gekommen, und es hätte mit seinem reich vergoldeten Holzwerk, seinem hohen, von silbernen Säulen getragenen Kajütenhause, seinen purpurnen gestickten Segeln eine glänzende und fröhliche Augenweide geboten, wenn die große schwarze Fahne an seinem Maste ihm nicht dennoch ein ernstes, trauriges Ansehen gegeben.

In der Kajüte hatte Katharina sich von den dienenden Frauen in weiße Gewänder hüllen und mit lauter weißen Blüten, Myrten, Rosen und Lotos, schmücken lassen und dabei ihre besorgten Fragen unbeantwortet gelassen.

Die Zofe, welche ihr Blumen an die Brust steckte, fühlte das Herz der Herrin unter ihren Fingern schlagen, und die Lotosglocke, welche ihr von der Schulter auf den vollen Busen herabfiel, hob und senkte sich, als liege sie schon auf dem wogenden Strom. Auch ihre Lippen waren in steter Bewegung, ihre Wangen blaß wie der Tod.

„Was will sie nur?“ fragten sich ihre Begleiter.

Gestern war die Mutter gestorben, und nun wohnte sie dieser Schaustellung bei und ließ dem Steuermann gar befehlen, auf den Holzbau zuzufahren und in seiner Nähe zu halten, wo sie von aller Welt gesehen werden mußte. Doch sie wünschte wohl gerade, sich in ihrem Schmuck dem Volke zu zeigen und sich bewundern zu lassen; denn nun stieg sie auf das Dach der Kajüte. Und lieblich sah sie aus, schön wie ein unschuldiger Engel, da sie die Stiege hinanklomm, kindlich beschämt, befangen und doch mit weit geöffneten Augen, als erwarte sie da oben etwas Großes, wonach sie sich lange und von ganzem Herzen gesehnt.

Anubis mußte sie auf den letzten Stufen stützen; denn ihr wankten die Kniee; doch oben angelangt, schickte sie ihn zurück mit dem Auftrag, auch die anderen unten zu halten; denn sie wolle allein sein.

An Gehorsam gewöhnt, folgte der Knabe, und nun erstieg sie die Bank neben der Brüstung des Bordes, wandte sich Paula, der sie näher und näher kam, zu,

streckte ihr und dem Bischof die Rechte entgegen, in der sie zwei Lilienstengel mit herrlichen Blüten hielt, und in dem Augenblick, da der Hufschmied den Raum zwischen der Brücke und dem Fahrzeug mit den Blicken maß und es für unmöglich erkannte, die Nilbraut in die Tiefe zu stoßen, bevor sich das Festboot weiter entfernt, rief Katharina:

„Ehrwürdiger Vater Johannes und ihr dort! Ich, ich, und nicht die Tochter des Thomas! Nicht sie, ich, ich, Katharina, bin die rechte Nilbraut. Freiwillig, hör es, Johannes! Freiwillig geb' ich das Leben hin für mein armes Volk und seine Not, und der Patriarch hat gesagt, mein Opfer, es werde dem Himmel genehm sein. Lebet wohl! Betet für mich! Erbarme Dich meiner, mein Heiland! Mutter, liebe Mutter, ich komme!" Dann rief sie dem Steuermann zu: „Weiter fort von der Brücke!" und sobald wenige Ruderschläge das Festboot tiefer in den Strom hinein getrieben, stieg sie behend auf die Brüstung des Bordes, warf sie die Lilienstengel vor sich her, ließ sie sich lächelnd, mit lieblich zur Seite geneigtem Haupte und indem sie die Gewänder schamhaft an sich drückte, ins Wasser sinken.

Die Wellen schlugen über ihr zusammen, noch einmal tauchte die gute Schwimmerin wieder auf, und ihre Züge hatten das Ansehen einer Badenden, die sich wohlig der Frische des Wassers freut, das sie umwogt und umschmeichelt. Vielleicht berührte noch der wahnsinnige Beifallssturm, erreichten noch die Schreckensrufe, das Mitleids- und Dankesgeschrei aus dem Mund der Tausende und Tausende am Ufer ihr Ohr, dann aber tauchte sie mit dem Haupt voran in die Tiefe.

Der „Stromgott“, ein gutherziger Mensch, der im alltäglichen Leben keinen Nächsten vor seinen Augen ertrinken sehen konnte, ließ Paula los, vergaß seine Rolle und sprang Katharina nach, und das Gleiche thaten ihr Milchbruder Anubis und einige Matrosen; doch sie fanden sie nicht, und der Knabe, dem sein gebrochenes Bein beim Schwimmen hinderlich war, folgte derjenigen, der seine ganze junge Seele gehört hatte, nach in den Tod.

Ihre Rede hatten nur diejenigen vernommen, an die sie gerichtet gewesen, doch bevor sie noch in den Wogen verschwunden, wandte sich der Bischof Johannes dem Volke zu, hielt Paula, die sich wie befreit fühlte, nachdem sie ihr entsetzlicher Bräutigam verlassen, fest mit der einen Hand, schwang mit der andern das Kruzifix, das ihm am Gürtel gehangen, und schrie in die Menge:

„Der Wunsch unseres heiligsten Vaters Benjamin, durch den Gott selbst zu euch redet, er ist in Erfüllung gegangen. Aus eigenem, schönem Antrieb hat sich eine reine, edle jakobitische Jungfrau nach dem Vorbild des Herrn für ihre leidenden Nächsten vor euren Augen geopfert. Diese hier,“ und damit zog er Paula zu sich heran, „diese ist frei: der Nil hat sein Opfer empfangen!“

Doch bevor er noch ausgesprochen und das Volk Zeit gefunden, sein Urteil hören zu lassen, war der alte Horus Apollon auf ihn zugestürzt und hatte seine Rede unterbrochen. Schon während der Trauung war er vom Esel geglitten, und um sich sein Opfer nicht entgehen zu lassen, warf er sich nun zwischen den Bischof und Paula, erfaßte ihr Gewand und rief dem Chor der Jünglinge zu:

„Ans Werk! Rasch einer an die Stelle des Flußgottes . . . Und dann in den Strom mit der Nilbraut!“

Doch der Bischof drang abermals schützend zwischen ihn und die Jungfrau. Da übermannte den Alten der Zorn und er stürzte auf den Priester zu, um ihm das Bild des Gekreuzigten zu entreißen; Johannes aber rief mit tief grollender, markerschütternder Stimme: „Anathema!“ Und bei diesem furchtbaren Worte und diesem tempelschänderischen Anblick regte sich in den Aegyptern das christliche Blut und die in manchem Kampf bewährte, in dieser Schreckenszeit nur künstlich zurückgedrängte Glaubenstreue, und der Chorführer riß den Alten zurück und stellte sich auf Seiten des Priesters. Andere folgten ihm, während eine Anzahl jugendlicher Sänger Partei für den Greis nahm, der sich fest an Paula klammerte, um lieber selbst zu verderben, als die Verhaßte seiner Rache entkommen zu sehen.

Da ließ sich von der verlassenen Stadt her Glockenton und ein beängstigendes, schwer erklärliches Lärmen vernehmen, und durch die Menge brach sich mit dem nackten Schwert in der Hand ein Jüngling Bahn, in dem die meisten trotz seiner zerrissenen Kleider, seines wirren Haares und geschwärzten Antlitzes Orion erkannten.

Alles wich vor ihm, der wie ein Rasender vorwärts stürmte, zurück, und als er dicht vor dem Holzbau mit einem raschen Blick erfaßt hatte, wie weit dort die Handlung gediehen, stürzte er sich mit gewaltigen Sätzen durch die Verkleideten auf der Estrade, schleuderte hier und dort eine sich balgende Menschengruppe beiseite, und bevor man an der Spitze der Brücke sein Nahen bemerkt hatte, riß er den Alten von Paula zurück und rief ihren Namen, und wie sie halb ohnmächtig vor Entsetzen, Ueberraschung und namenloser Wonne an seine Brust sank, zog er sie

mit der Linken fest an sich, und das blitzende Schwert in seiner Rechten und seine flammenden Augen lehrten jeden, daß es ebenso rätlich sei, eine Löwin anzugreifen, die ihr Junges verteidigt, wie diesen Verzweifelten, der bereit war, mit seinem Liebsten den Tod zu erleiden.

Sein Stoß hatte Horus Apollon weithin zur Seite geschleudert, und wie der Alte sich aufraffte, um sich noch einmal auf sein Opfer zu werfen, geriet er mitten in das Handgemenge und stürzte mit einer ringenden Gruppe, die ein wilder Menschenhaufe, der Orion gefolgt war, über den Rand der Brücke hinausdrängte, in den Strom. Von diesen Gefährdeten wußten sich die meisten durch Schwimmen zu retten; doch der Alte versank, und nur seine hoch erhobene Faust sah man noch eine Zeit lang drohend auf der Oberfläche des Wassers.

Inzwischen hatte auch der Wekil wahrgenommen, was sich auf dem Holzbau zugetragen, und wütend war er von seinem Sitze aufgesprungen, um Ordnung zu schaffen und Orion, den er erkannt zu haben meinte, mit eigener Hand festzunehmen oder, mußte es sein, niederzuhauen.

Doch Tausende verlegten ihm den Weg; denn mit dem Schrei: „Feuer! Das Gefängnis, die Stadt brennt!“ war die furchtbare Bande der befreiten Sträflinge, an deren Spitze Orion erschienen, auf den Festplatz gedrungen, und nun eilte alles, was Beine hatte, von dannen und auf Memphis und sein gefährdetes Haus zu, um seine Habe, seine zurückgebliebenen Besitztümer und Lieben zu retten.

Wie ein Taubenschwarm, den der Schrei des Habichts auseinander jagt, wie ein Haufen dürrer Herbstblätter, den

ein Windstoß trifft, stoben die Zuschauer auseinander. In wildem Getümmel und unentwirrbarem Durcheinander wandten sie sich der Stadt zu, sprangen auf die zum Festzuge gehörenden Wagen, schnitten von dem der Gesundheitsgöttin die Schimmel ab, um auf ihrem Rücken nach Hause zu jagen, warfen nieder, was ihnen in den Weg trat, und rissen den Wekil mit sich fort, welcher, den Säbel in der Faust, der Brücke entgegenstrebte.

Rauch und Feuer stiegen indessen immer dichter und höher von der Stadt aus gen Himmel und trieben mit magischer Kraft die Fliehenden an, alle Kraft aufzubieten, um zu rechter Zeit ihr Heim zu erreichen. Doch bevor der Schwarze noch den Holzbau erreichte, geriet die eilende Menge dennoch ins Stocken: Hufschlag näherte sich. Zwar verbarg dichter Staub Roß und Reiter, doch es mußten Bewaffnete sein, die da herbeigejagt kamen; denn durch die graue Wolke, die sie umgab, zuckten blendende Blitze hin und her, der Abprall lichter Sonnenstrahlen von blanken, funkelnden Helmen, Panzern und Säbeln.

Jetzt wurden sie auch für den Schwarzen erkennbar.

Allen voran sprengte der Kadhi, und gerade als der Wekil ihn erreichte, schwang er sich vor dem Holzbau aus dem Sattel, und mit dem lauten Rufe: „Befreit, gerettet!“, in dem sich die ganze Freude seines Herzens widerspiegelte, streckte er der Jungfrau, welche sich, an Orion geschmiegt, dem Ufer näherte, die Hände entgegen.

Bei alledem hatte Othman den Wekil nicht bemerkt, den nur noch wenige Schritte von ihm trennten. Das „Befreit, gerettet!“ aus dem Munde des obersten Richters lehrte den Schwarzen, die Begnadigung seines jungen

Todfeindes müsse angelangt sein, und diese enthielt die Verurteilung seiner eigenen Handlungsweise.

Er hatte nichts mehr zu hoffen, Omar mußte noch herrschen, der Anschlag gegen das Leben des Chalifen gescheitert sein. Absetzung, Strafe, Tod erwarteten ihn, wenn Amr zurückkehrte; doch er wollte nicht unterliegen, ohne den verhaßten Urheber seines Falles mit sich ins Grab zu ziehen, und so drängte er den überraschten Kadhi zurück und holte zu einem furchtbaren Streiche aus, um Orion vor dem eigenen Sturze zu fällen. Doch der Führer der Leibwache, welcher Othman zu Rosse gefolgt war, hatte sein Vorhaben bemerkt, und blitzschnell hieb er vom Sattel aus auf den Schwarzen ein, und sein krummer Säbel schnitt ihm tief in den Hals. Mit einem gräßlichen Fluche ließ Obada den Arm sinken und brach vor den Füßen des neu vereinten Paares röchelnd zusammen.

Später versicherten die Leute, sein Blut sei nicht rot gewesen wie das anderer Menschen, sondern schwarz wie sein Leib und seine Seele.

Sie hatten Grund, ihm zu fluchen; denn seine Ruchlosigkeit richtete an diesem Tage mehr als die Hälfte von Memphis zu Grunde und machte seine Bürger zu Bettlern.

Zwei käufliche Verbrecher, die er gedungen, hatten während der Festfeier Feuer in das Gefängnis gelegt, um Orion darin zu ersticken, doch der Brand war bemerkt und die ganze Schar der Gefangenen beizeiten befreit worden. So hatte der Jüngling an der Spitze seiner Mitgefangenen auf den Festplatz gelangen können; doch das Feuer war in dem menschenleeren Ort nicht zu bändigen gewesen, hatte sich in den ausgedörrten Straßen von Haus zu Haus fortgepflanzt, und am folgenden Tage war von der

berühmten Pyramidenstadt nichts mehr übrig als die am Strome gelegene Nilstraße und einige elende Gassen. Die alte Pharaonenresidenz hatte sich in einen Flecken verwandelt, und ihre obdachlosen Einwohner siedelten auf das jenseitige Nilufer über und bevölkerten als Muslimen das frisch aufblühende Fostat oder suchten auf christlichem Boden eine neue Heimat.

Zu den verschonten Häusern gehörte auch das des Rufinus, und dahin begleitete der Kadhi Orion und Paula, dies wies er ihnen bis zur Rückkehr des Feldherrn als Gefängnis an, hier verlebten sie glückselige Tage, vereint mit den Freunden; hier war es dem sterbenden Thomas vergönnt, seine Kinder zum letztenmale ans Herz zu ziehen und zu segnen.

Kurz bevor der Kadhi auf dem Festplatz erschien, waren zwei Brieftauben angelangt, beide mit dem Befehl des Feldherrn Amr, das Opfer der Tochter des Thomas in jedem Falle zu untersagen und ihr Leben bis zu seiner Heimkehr zu schonen. Auch Orions Schicksal zu bestimmen, behalte er sich vor.

Zu Berenike, an der ägyptischen Küste des Roten Meeres, hatten ihn Maria und Rustem erreicht. Dieser verfallende Hafenort war mit Medina durch eine Taubenpost verbunden, und auf seine Anfrage bei dem Chalifen in Bezug auf das dem Nil von seiten der verzweifelnden Aegypter darzubringende Opfer hatte Omar eine Antwort erteilt, welche sogleich an den Kadhi weiterbefördert worden war.

Der Brand der Stadt verhängte neues furchtbares Unheil über die hart geschlagenen Memphiten, und der Nil wollte trotz Katharinas Opfertod noch immer nicht

steigen. Da berief der Kadhi drei Tage nach dem unterbrochenen Vermählungsfeste die gesamten Bewohner der Städte diesseits und jenseits des Stromes noch einmal unter die Palmen des Nesptah, und hier verkündete er den Muslimen und Christen durch den arabischen Ausrufer und ägyptischen Dolmetsch, was der Chalif ihm den Memphiten mitzuteilen geboten: Der einige, allgütige Gott verschmähe das Opfer eines Menschen. In dieser festen Zuversicht werde er zu Allah, dem Allbarmherzigen, beten, und er, Omar, sende hiebei einen Brief, den man in seinem Namen in den Fluß werfen möge.

Und dies Schreiben, es trug die Aufschrift:

„An den Nil Aegyptens!"

und sein Inhalt war dieser:

„Wenn Du, Strom, aus Dir selbst fließest, so wachse nicht; wenn aber Gott, der Einzige und Barmherzige, es ist, der Dich fließen läßt, so flehen wir den barmherzigen Gott an, daß er Dich steigen lasse!"

„Was nicht von Gott ist," sagte der Feldherr Amr in dem Briefe, welcher den des Omar begleitete, „was frommt es dem Menschen? Aber alles Geschaffene ist nur durch ihn, und so auch euer edler Strom. Der Höchste wird Omars Flehen und das unsere erhören, und so verordne ich, daß ihr alle, Muslimen, Christen und Juden, euch in der Moschee jenseits des Stromes, die ich zu Ehren des Allgütigen erbaute, versammelt und daß ihr dort eure Seelen zu einem großen gemeinsamen Gebet erhebt, damit Gott euch höre und sich eurer Leiden erbarme!"

Und der Kadhi forderte alles Volk auf, über den Nil zu ziehen, und es folgte seinem Gebot. Der Bischof

Johannes rief seine Geistlichkeit auf, und an ihrer Spitze zog er den Christen voran; die Priester und Aeltesten der Juden führten die Ihren den Jakobiten nach, und die Muslimen versammelten sich neben ihnen in dem herrlichen, säulenreichen Gotteshause des Amr, und alle drei Glaubensgenossenschaften erhoben dort Herz und Blick und Stimme zu dem einen, allbarmherzigen Vater im Himmel.

Und gerade die Moschee des Amr hat das gleiche erhebende Schauspiel noch mehr als einmal gesehen, und noch bei Lebzeiten und vor Augen des Erzählers dieser Geschichte wurden Muslimen, Christen und Juden zu einem frommen Gebete, das der Herr gewiß gern vernommen, hieher zusammengerufen.

Und bald nachdem der Brief des Chalifen Omar in den Nil geworfen und das Gebet der drei Glaubensgenossenschaften in der Moschee des Amr verrichtet worden war, kam eine Taube, welche das rasche Steigen des Stromes am Katarakt verkündete, nach Memphis, und nach einer Reihe von bangen und doch hoffnungsvollen Tagen schwoll der Nil hoch und immer höher an, trat über sein Bett hinaus und gab dem Landmann das Recht, einer schönen Ernte entgegen zu sehen, und nachdem ein Gewitterregen den erstickenden Staub gelöscht hatte, verschwand auch die Seuche.

Zugleich mit dem ersten wahrnehmbaren Steigen des Flusses kehrte Amr, der Feldherr, heim, und in seinem Gefolge befanden sich die kleine Maria und Rustem sowie der Arzt Philipp und der Kaufherr Haschim, die sich dem Reisezuge des Statthalters von Dschidda aus angeschlossen.

Schon unterwegs hatten sie erfahren, was sich zu Memphis zugetragen, und als die Wanderer mit den Pyramiden vor Augen sich ihrem letzten Nachtquartier näherten, rief der Feldherr der kleinen Maria zu:

„Was meinst Du, Liebling? Eine große Vermählungsfeier sind wir den Memphiten nun doch wohl schuldig geworden!“

„Nein, Herr, ihrer zwei,“ entgegnete das Kind.

„Wie das?“ lachte Amr. „Da Du noch zu jung bist und also fürs erste nicht mitzählst, kenn' ich kein Mädchen in Memphis, dem ich die Hochzeit ausrichten möchte.“

„Aber einen Mann, dem Du alles Gute gönnst und der so einsam lebt wie ein Klausner,“ entgegnete Maria, „den möcht' ich vermählen, und zwar zugleich mit Orion und Paula: ich meine unsern guten Philipp da hinten.“

„Den Arzt? Und der wäre noch einsam?“ fragte der Feldherr erstaunt; denn kein Muslim im Alter und in der Stellung des Heilkünstlers konnte ein lediges Leben führen, ohne sich der Verachtung seiner Glaubensgenossen auszusetzen. „O, er ist Witwer!“

„Nein,“ versetzte Maria. „Er hat nur noch kein Weib gefunden, das für ihn paßt; doch ich kenn' eins, das Gott selbst für ihn geschaffen.“

„Kleine Chatbe!“ *) rief der Feldherr. „Mach Deine Sache gut, und an mir soll's nicht liegen, wenn die zweite Hochzeit nicht glänzend ausfällt.“

„Und noch eine dritte wollen wir feiern!“ fiel ihm

---

*) Die Heiratsvermittlerin der Araber.

das Kind lachend ins Wort und schlug dabei in die Hände. „Mein braver Beschützer Rustem . . .“

„Der Riese! Dir, Kleine, ist nichts unmöglich; auch für ihn hast Du also die Braut gefunden?“

„Nein, der ist ohne meine Hilfe zu seiner Mandane gekommen.“

„Gleichviel,“ rief der Feldherr heiter, „ich statte sie aus! Doch nun laß es genug sein, sonst drängen all die neuen, nicht muslimischen Geschlechter, die wir da gründen, uns Araber noch aus dem Lande.“

So verkehrte der große Mann mit dem Kinde, seitdem es zu Berenike in sein Zelt getreten war und dort der geliebten Menschen Sache, für die es Gefahr und Beschwerden auf sich genommen, so beredt, so klar und mit so innig empfundenen Worten geführt hatte, daß Amr sogleich entschlossen gewesen war, ihm alles zu gewähren, was in seiner Macht stand.

Dazu hatte Maria mit der Botschaft, welche sie brachte, auch ihm einen Dienst geleistet; denn sie ermöglichte ihm, Dinge zu verhüten, welche der Sache des Halbmondes zum Schaden gereicht hätten, und die Kinder zweier Väter, die er verehrte, den Sohn des Mukaukas Georg und die Tochter des Thomas, aus großer Gefahr zu erretten.

Bei seiner Heimkehr fand er, daß das, was der Wekil verbrochen, seine schlimmsten Befürchtungen weit übertraf. Die Achtung vor dem arabischen Wesen und der Gerechtigkeit der Muslimen, die er mit allem Eifer befestigt, hatte der Schwarze zu untergraben begonnen, und wie durch ein Wunder war Orion seinen Nachstellungen entgangen; denn dreimal hatte er Mörder in

den Kerker entsandt, und nur der Wachsamkeit des Gatten der hübschen Emau war es zu danken gewesen, daß er sich aus dem Brande des Gefängnisses zu retten vermocht. Es war Obada alles daran gelegen gewesen, den verhaßten Jüngling, dessen Aussagen und Anklagen ihm verderblich werden konnten, aus dem Wege zu räumen. Der Verruchte hatte einen glimpflicheren Tod gefunden, als seine Richter ihm zuerkannt haben würden. Die Reichtümer, die man bei ihm aufgehäuft fand, wurden nach Medina gesandt, aber auch Orion mußte es sich gefallen lassen, daß die großen Kapitalien, welche der Schwarze aus seinem Schatze dorthin geschickt, den Arabern verblieben. Diese Strafe glaubte der Feldherr ihm für seine Teilnahme an der verhängnisvollen Rettung der Nonnen auferlegen zu müssen, und der Jüngling unterwarf sich gern dieser Buße, welche ihm und der Geliebten die Freiheit zurückgab und es dem Feldherrn ermöglichte, einen größeren Teil der Einkünfte seiner Heimat zu ihrem Wohl zu verwenden.

Doch der Chalif Omar nahm diese Summen, welche weit mehr als die Hälfte der Reichtümer des Mukaukas Georg umfaßten, nicht mehr in Empfang. Meuchelmörder hatten den treusten Freund des Propheten, den weisen und kräftigen Herrscher umgebracht, und nun erfuhr die Welt, daß der Wekil einer der Urheber der Verschwörung gewesen war und, von der Zuversicht auf ihr Gelingen ermutigt, das Unerhörte gewagt hatte.

Wie ein Vater begrüßte Amr den Sohn des Mukaukas, und nachdem er dessen Arbeit geprüft, fand er, daß sie die ähnlichen Vorschläge, welche er hatte ausarbeiten lassen, weit übertraf, und so betraute er denn Orion

mit der Durchführung der neuen, bis ins einzelne von ihm festgestellten Landeseinteilung.

„Erfülle Deine Pflicht und setze auch in Zukunft Deine volle Kraft ein, wie Du begonnen!“ rief Amr dem Jünglinge zu, und dieser erwiderte:

„Ich habe in dieser schweren und doch schönen Zeit über mancherlei Klarheit gewonnen.“

„Und darf man wissen, worüber?“ fragte der Feldherr. „Ich höre Dich gern.“

„Ich habe erkannt, Herr,“ versetzte Orion, „daß es kein Glück oder Unglück gibt im Sinne der Menge. Nur wie wir uns dazu stellen, so erscheint uns das Leben. Harte Schicksale, die uns von außen her ins Dasein greifen, sind oft nichts wie die kurze Nacht, aus der ein hellerer Tag erwächst, oder wie die Schnitte des Chirurgen, die uns gesunder machen als je. Was man gemeinhin Unglück nennt, ist unzähligemale eine Brücke zu höherem Wohlsein; das gemeine Glück der Menge leitet wie ein schnell rinnender Fluß fort von dieser schönen Wohlseinsempfindung. Wie ein Schiff, das sein Steuer verloren, im Unwetter eher glücklich davonkommt auf hoher See als in der Nähe der rettenden Küste, so findet der Mensch, der sich selbst verloren, sich und sein wahres Heil leicht im wildesten Wogengebrause des Lebens wieder, schwer und selten, wenn das Dasein ihm ruhig dahinrinnt. Alle anderen Güter verlieren an Wert, wenn uns das Bewußtsein nicht hebt, dem Amte des Lebens treu und ernst vorzustehen und die Aufgaben, die es uns stellt, freudig zu lösen. Der Verlorene war gerettet, sobald er mit seinem Gott vor Augen und im Herzen sein gesamtes Thun und Denken in den Dienst höherer Pflichten stellte. Das

Rechte unermüdlich suchen und das eigene Wohl im Wohlsein anderer finden, das haben mich die eigenen Erfahrungen und die Freunde meiner Paula gelehrt. Hart ist das Gefühl der verlorenen Freiheit, doch laß mir die Liebe und gewähre mir Gelegenheit und Spielraum, die beste Kraft im Dienste des Ganzen frisch zu bewähren, und ich will mich auch im Kerker zwar nicht vollkommen wohl; denn ohne Freiheit kein Wohlsein, doch immerhin glückseliger fühlen, denn als der müßige, unnütze Verschwender von Zeit und Kraft, der ich früher war unter den bunten Vergnügungen der Hauptstadt."

„So genieße das Wohlgefühl treu erfüllter Pflicht samt der Liebe und Freiheit," versetzte der Feldherr, „und Dein Vater im Paradiese, glaub' es mir, Freund, er wird Dir alles Schönste und Beste so freudig gönnen wie ich. Du stehst auf dem Wege, der jeden Fluch in Segen verwandelt."

Die drei Hochzeiten, welche der Feldherr Maria auszurichten versprochen, wurden mit allem Glanze gefeiert.

Orions und Paulas Vermählung gestaltete sich für die memphitischen Festfreunde zu einem unvergeßlichen Tage. Der Bischof Johannes segnete das Paar ein, und es bezog zunächst des jungen Gatten Besitz, das schöne Haus der kleinen Katharina, der rechten Nilbraut, und wär' es ihr vergönnt gewesen, in Paulas und Orions Herzen zu lesen und zu vernehmen, wie sie ihrer gedachten, sie hätte gefunden, daß sie für sie nicht mehr das kindische Bachstelzchen war und daß sie ihr das Opfer ihres jungen Lebens zu danken wußten.

Der erste teure Gast, welcher das neue Heim mit ihnen bezog, war die kleine Maria, welche ihr liebster Hausgenosse blieb bis zu ihrer glücklichen Vermählung. Die Erzieherin Eudoxia, die Orion mit bei sich aufgenommen, folgte ihr in ihr eigenes, schönes Heim, und Maria schloß dort der Griechin, die sich bei der Erziehung ihrer Kinder nicht wie ein Mietling, sondern wie eine rechte Mutter erwiesen, die Augen.

Auch der Patriarch Benjamin, den manche Erwägung und nicht zuletzt das Testament Katharinas bestimmte, mit dem Sohne des Mukaukas in gutem Einvernehmen zu bleiben, erschien als Gast des jungen Paares. Weder er noch die Kirche hatten seinen Friedensschluß mit Orion zu bereuen, und als Paula dem geliebten Gatten einen Knaben schenkte, bot sich der Kirchenfürst selbst an, Patenstelle bei ihm zu vertreten, und nannte ihn nach seinem Großvater: Georg.

Die Würde des Mukaukas ererbte Orions Sohn, nachdem er zum Manne herangewachsen, von seinem Vater, auf den sie bald nach seiner Vermählung unter einem neuen arabischen Titel übertragen worden war.

Als höchster christlicher Beamter in seinem Vaterlande mußte Orion bald den Wohnsitz wechseln und aus dem dem Untergang erlesenen Memphis nach Alexandria übersiedeln. Von dort aus erstreckte sich seine Thätigkeit über das ganze Nilthal, und er widmete sich ihr mit solchem Eifer, solcher Treue, Gerechtigkeit und Klugheit, daß noch von späten Geschlechtern seines Namens mit Verehrung und Liebe gedacht ward.

Paula war das Glück und der Stolz seines Daseins und blieb mit ihm bis in ein spätes Alter innig verbunden.

Zu den Amtspflichten seines Lebens zählte er auch die Sorge, dem Weibe, das ihn aus einem Verlorenen und Verfluchten zu dem gemacht hatte, was er nun war, das Dasein Tag für Tag glückselig zu gestalten. — Auf dem neu ausgebauten Palast seiner Väter in der Hafenstadt setzte er die Inschrift, welche den Ring des edlen Thomas schmückte: „Vor die Tugend hat Gott den Schweiß gesetzt.“

Auch der Arzt und seine Pulcheria fanden in Alexandria eine neue Heimat. Philippus hatte nicht lange um sie geworben; denn wie dem Heimgekehrten sein liebes Mädchen, dessen er auf der langen Reise fortwährend gedacht, im Hause ihrer Mutter zum erstenmale wieder begegnete und ihm beide Hände vertrauensvoll und herzlich entgegenstreckte, zog er es an sich und ließ seine Pul nicht aus den Armen, bis Frau Johanna ihm und ihr den mütterlichen Segen erteilte. Die Witwe wohnte im Hause des Arztes bei Kindern und Enkeln und besuchte oft das Grab ihres Gatten. Endlich ward sie neben ihm und seiner mitleidigen Mutter auf dem Friedhof der Hafenstadt bestattet.

Rustem, den Orion zum wohlhabenden Manne machte, wurde ein großer Roß- und Kamelzüchter in seiner Heimat, und Mandane schaltete sanft und doch umsichtig auf seinen Gütern, die er, obgleich er bis an sein Ende ein Masdakit blieb, mit niemand teilte.

Das erste Mädchen, das sein Weib ihm schenkte, hieß Maria, der erste Bube wurde Haschim genannt; auf Rustems Vorschlag, den zweiten Orion zu nennen, ging sie nicht ein; sie rief ihn lieber Rufinus und seine Nachfolger Rustem und Philippus.

Das Senatorenpaar aus Konstantinopel verließ Aegypten zufriedenen Herzens.

Frau Martina hatte doch noch die Genugthuung gehabt, die Hochzeit ihrer lieben Heliodora am Nil feiern zu helfen, wenn auch der Bräutigam nicht ihr „großer Sesostris", sondern ihr Neffe Narses gewesen war, der unter der jungen Frau hingebender Pflege zwar nicht die volle Gesundheit, aber doch ein erträgliches Befinden zurück erlangt hatte.

Als Paulas Hochzeitsgeschenk erhielt die junge Gattin den verhängnisvollen großen Smaragd, der unterdessen nach Memphis zurückgekommen war. — Das Senatoren-paar und der Mukaukas Orion mit seiner Gemahlin blieben bis ans Ende in inniger Freundschaft verbunden; der Rentmeister Nilus verwaltete noch lange sein Amt mit Fleiß und Umsicht, und so oft der Kaufherr Haschim nach Alexandria kam, gab es einen Streit zwischen den Freunden Orion und Philipp; denn keiner wollte ihn dem andern lassen. Der Arzt gönnte jetzt dem früheren Mitbewerber seine stolze Gattin. Er hörte zwar nicht auf, sie zu bewundern, doch er dachte dabei: „Meine behagliche Pul hat nicht ihresgleichen; für Paula wären unsere Räume zu klein, aber mein Goldhaar macht sich gerade in ihnen am besten."

Bis ans Ende blieb er seinem Beruf opferfreudig ergeben, und wenn er Orion in strenger Pflichterfüllung sich abmühen sah, sagte er häufig: „Er weiß jetzt, was das Leben fordert, und handelt darnach, und darum altert er nicht, und sein Lachen klingt noch immer so herz-gewinnend fröhlich. Wer sich wie die Nilbraut aus dem sicheren Tode und wie der junge Mukaukas aus dem

schwersten aller Flüche herausgerettet, deren Freund sich nennen zu dürfen, das ist eine Ehre."

Die Nilbraut ward bis auf den heutigen Tag nicht vergessen; denn bevor der Strom in der Nacht des Tropfens steigt, stellen die Bewohner der Stadt, die auf der andern Seite des Stromes im Anschluß an das von Amr gegründete Fostat an die Stelle des alten Memphis getreten, stellen die Kairener am Ufer des Stromes eine Figur von Thon auf, welche einem weiblichen Wesen gleichsieht, und sie nennen sie „Aruse", das ist „die Braut".

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Zu Gelegenheitsgeschenken vorzüglich geeignete Gedichtwerke.

Peter Quidams Rheinfahrt.

Eine Dichtung in 12 Gesängen von

Gerhard von Amyntor.

Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis 8 Mark.

Lyrische Gänge.

Von

Friedrich Theodor Vischer.

Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis 7 Mark 50 Pfennig.

Dichten und Denken.

Gedichte von

Auguste Meyer.

Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis 4 Mark 50 Pfennig.

Lieder an eine Verlorene.

Von

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis 4 Mark 50 Pfennig.

Winland

oder

Die Fahrt ums Glück.

Erzählende Dichtung von

Herman von Schmid.

Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis 8 Mark.

Mein Herz in Liedern.

Von August Silberstein.

5. Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers.

Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

„Ueber Land und Meer“

ist die älteste und verbreitetste aller grossen illustrirten Zeitungen und bietet

vielseitigste Unterhaltungs- und Bildungslektüre

in fast unerschöpflicher Fülle, geschmückt und erläutert durch

eine grosse Zahl brillantester Illustrationen.

Ausgabe in Grossfolio: pro Quart. (13 Nrn.) 3 Mark; pro 14täg. Heft 50 Pfg
Ausgabe in Oktav: Alle 4 Wochen ein Heft à 1 Mark.

Abonnements-Annahme

täglich bei allen Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten.

05. Nov. 2001

Buchbinderei
H. Pantele
85376 Massenhausen
Tel.: 08165 - 80121

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Nilbraut

Bd.: 3.

1887

P.o.germ. 1791 o-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675075-5